Heft 5 Mai 2002 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

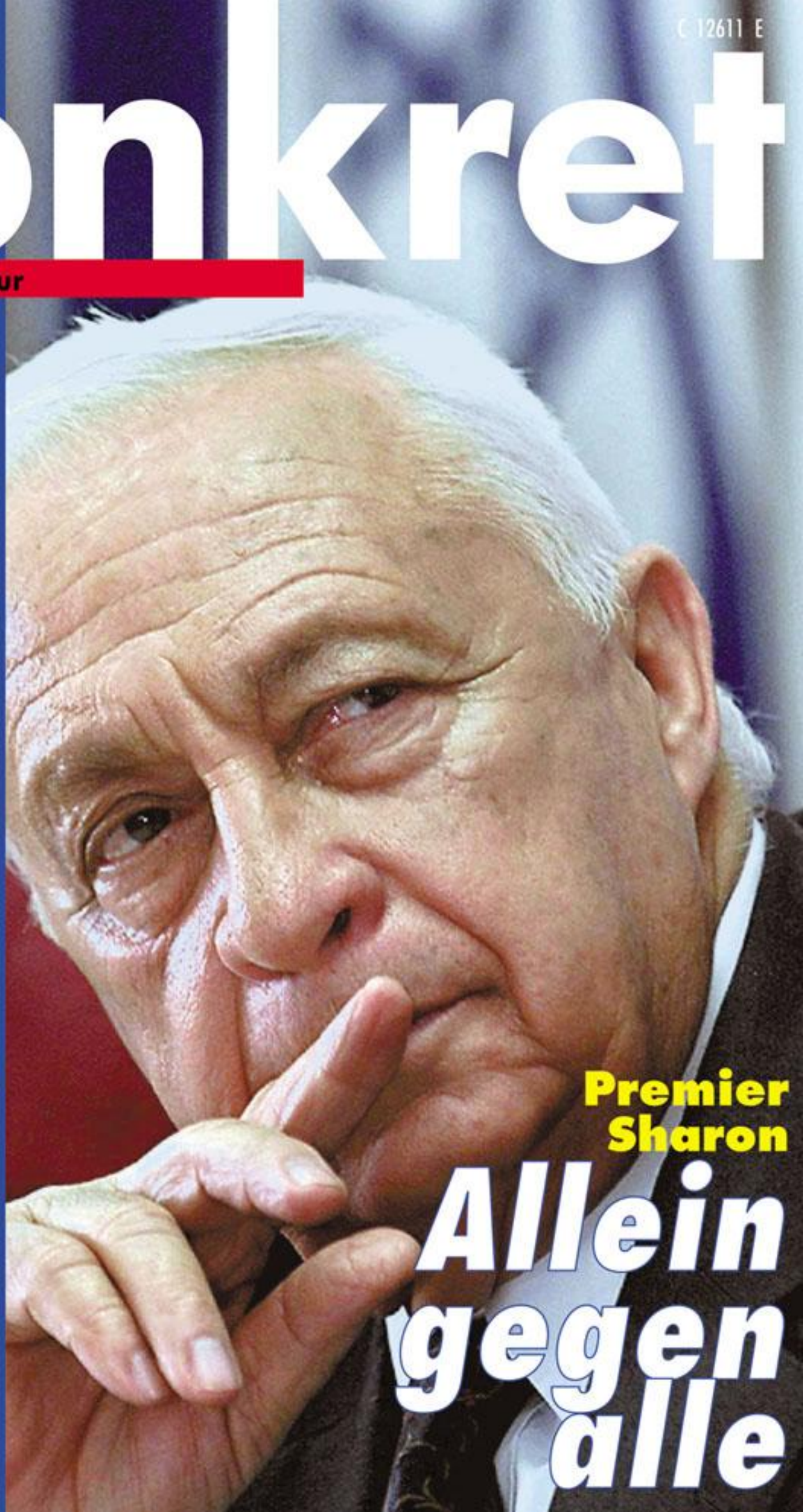
A € 4,95 · L € 4,95 · CH sfr. 8,–

KONKRET EXTRA: Rote Armee Fraktion

Den Haag: Das CIA-BND-Tribunal

Interviews mit Avi Primor und Ebermann

Sudetenland: Das judenfreie NS-Mustergau



Premier Sharon

Allein gegen alle

in konkret Mai 2002

hier konkret von Thomas Ebermann

Thomas Ebermann, in den achtziger Jahren grüner Bundestagsabgeordneter, arbeitet seit seinem Parteiaustritt als Buchautor und Publizist. Im Auftrag der Redaktion beobachtete er am 13. und 14. April in Berlin zuerst eine propalästinensische, dann eine proisraelische Demonstration

von Konkret

an Konkret

Des Volks Genossen von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Globale Intifada von Horst Pankow, Justus Wertmüller

Völkischer Artenschutz von Ramallah bis Berlin. Solidarität mit den Palästinensern heißt auf gut deutsch: Wehe den Juden!

»Deutsche Soldaten werden abgelehnt« von Avi Primor, Jürgen Elsässer

Über die Gewaltphantasien von Möllemann, Schröder und anderen – Interview mit Avi Primor, dem ehemaligen Botschafter Israels in Deutschland

Roman Holiday von Ralph Raschen

Mit Berlusconi als Premier und Faschisten in der Regierung kann Italiens Linke leben. Mit Ariel Sharon nicht. Im Kampf gegen ihn wird die »Bewegung der Bewegungen« zur echten Volksbewegung

»Gnadenlos philosemitisch« von Hermann L. Gremliza

DokumentationWie man immer wieder nicht glauben will, daß einer Kommunist und Antisemit zugleich sein kann, und wie man immer wieder dran glauben muß

Indymedia-Intifada von Peter Nowak

Die Gegenöffentlichkeit in der Schweiz ist gar nicht mehr Inter-nett. Nachfahren von Holocaust-Opfern wollen ihr die Verbreitung antisemitischer Texte verbieten

Yassir Allende? von Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken

Warum Menschenrechte nicht »des Menschen Recht« sind, sondern bloß ein Instrument von Interessen

Die Reise nach Solanien von Jürgen Elsässer

Die Beweismittel gegen Milosevic sind dürftig, glaubwürdige Zeugen rar. CIA und BND tun für das Tribunal in Den Haag was sie können. Das ist manchmal zu wenig

Soldaten sind Deppen von Michael Schilling

Akte Bartetzko von Sonja Vogel

Terroristen säubern das Kosovo von den letzten Serben. Ein Bundesbürger spielt eine Hauptrolle

Höchster Gewinn geringes Risiko von Rainer Trampert

»Die Herausforderung Amerikas« heißt das Buch, in dem Henry Kissinger, der One-man-think-tank der USA, die Weltpolitik erklärt (Propyläen). Seine souveräne Offenheit steht in einem wohltuenden Kontrast zu deutscher Propaganda. An Kissinger gibt es fast nichts zu entlarven

Moderne Erbhygiene? von Erika Feyerabend

Es ist nicht strafbar, den Bonner Psychiater Peter Propping einen »Neo-Nazi-Eugeniker« zu nennen. Aber ist es klug?

»Übervolle Herzen« von Erich Später
Anfang Januar 2002 hatte der tschechische Ministerpräsident Milos Zeman mit seinem Hinweis, die Sudetendeutschen seien die fünfte Kolonne Hitlers bei der Zerstörung der tschechischen Demokratie gewesen, den ganzen Deutschen Bundestag in Erregung versetzt. Aber nicht, weil er, wie ein Blick in die Geschichte lehrt, untertrieben hatte

Zwischen Zorro und Arlette von Bernhard Schmid
Wahlen auch in Frankreich. Am Ende dürfte die Vorrunde spannender gewesen sein als das Halbfinale, und das Halbfinale spannender als das unendlich öde Finale

Auf dem Weg nach Hindustan? von Brigitte Voykowitsch
Auch in Indien verschärfen die Gegner einer säkularen Demokratie ihren Kampf

Konkret-Extra»Mörderische Markanz« von Oliver Tolmein
In seiner Studie »Vom Deutschen Herbst zum 11. September«, die in den nächsten Tagen erscheint (Konkret Literatur Verlag, 256 Seiten, 6 17,00), hat Oliver Tolmein das Verhältnis der Roten Armee Fraktion zum Nationalsozialismus und zu den über ihn siegreichen USA untersucht. Das hier vorabgedruckte Kapitel zeigt, wem der Kampf der RAF gegen Fremdherrschaft galt: der Herrschaft und den Fremden

Konkret-ExtraVon Mao zu Schröder von Oliver Tolmein
Wie ein linker deutscher Professor der RAF die Solidarität entzog

Konkret-ExtraObjekt RAF von Georg Fülberth
Wer holt die Gefangenen endlich aus dem Knast?

Kunst & Gewerbe von Gerhard Henschel

Kunst & Gewerbe von Rasmus Engler
Unser Mann in der Musik

Kunst & Gewerbe von Jürgen Roth
Komatöse Kadenz

Das Äffchen auf dem Leierkasten von Peter O. Chotjewitz
Kultur-Kolumne

Bei Hitlers daheim von Magnus Klaue
Nazis sind auch nur Menschen: Traudl Junge und André Heller beweisen es

Deutschland: Polyphoner Kriegslärm von Georg Seeßlen
»Das Echolot: Barbarossa ’41« – Walter Kempowski montiert ein »kollektives Tagebuch«

Handkes Erfahrungen von Frank Schäfer

Unversöhnter Abgang von Tjark Kunstreich
Vor zehn Jahren verübte die Schriftstellerin Gisela Elsner Selbstmord. Seither ist über ihre Person viel gemutmaßt worden, ihr Werk jedoch weitgehend vergessen. Das ist alles andere als ein Zufall

Buch & Deckel von Frank Illing
Vítezslav Nezval/Karel Teige: Depesche auf Rädern. Theatertexte 1922-1927. Basisdruck Verlag, Berlin 2001, 100 Seiten, 11,30 Euro

Buch & Deckel von Werner Jung

Günter Herburger: Eine fliegende Festung. A1 Verlag, München 2002, 96 Seiten, 15,80 Euro

Buch & Deckel von Jan Süselbeck
Gutzkows Werke und Briefe. Kommentierte digitale Gesamtausgabe. Eröffnungsband. Hg.: Gert Vonhoff/Martina Lauster. Oktober Verlag, Münster 2001, mit CD-Rom, 20 Euro (www.gutzkow.de)

Buch des Monats von Gunnar Schubert
Ronald M. Schernikau: die tage in l. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2002, 216 Seiten, 15 Euro

Die Meisterverdränger von Gottfried Wagner
Gottfried Wagner will nicht, daß Musik seines Urgroßvaters Richard in Israel gespielt wird. In einem neuen Epilog zur Neuauflage von »Wer nicht mit dem Wolf heult. Autobiographische Aufzeichnungen eines Wagner-Urenkels« (Kiepenheuer & Witsch) sagt er, warum

Kunst und Kommerz von Ludwig Seyfarth
Überlegungen anläßlich der Hamburger Ausstellung »Art & Economy«

KEIN SCHÖNER LAND - Der Kampf muß weitergehen von Marit Hofmann
Hochkultur ist nicht mehr auf den deutschen Staatsbühnen zu finden, sondern in den Unternehmen. Ein Besuch bei Edeka

FilmTheater von Imke Hansen
Berlin – Sinfonie einer Großstadt

FilmTheater von Marit Hofmann
Lovely Rita

FilmTheater von Meike Röhrig
Dark Blue World

Film des Monats von Dietrich Kuhlbrodt
Starbuck Holger Meins

Auf der Couch von Carsten Otte
Wenn Medienmacher über Musik schreiben, verraten sie mehr über sich als in den Talkshows, die sie besuchen oder moderieren

Melodie & Rhythmust von Martin Büsser
Various Artists: Heavy Hitters – Time 2 Jackk. Disko B/Efa

Melodie & Rhythmus von Michael Rudolf
Melodie & Rhythmus. Bilder aus 20 Jahren DDR-Rock. Fotografien von Herbert Schulze. Schwarzkopf & Schwarzkopf, 240 Seiten, 25,90 Euro

Melodie & Rhythmus von Michael Saager
Parole Trixi: Die Definition von Süß. What’s So Funny About/Indigo

Platte des Monats von Alexander Kasbohm
Bryan Ferry: Frantic. Virgin

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/02, S. 3

Thomas Ebermann

hier konkret

Thomas Ebermann, in den achtziger Jahren grüner Bundestagsabgeordneter, arbeitet seit seinem Parteiaustritt als Buchautor und Publizist. Im Auftrag der Redaktion beobachtete er am 13. und 14. April in Berlin zuerst eine propalästinensische, dann eine proisraelische Demonstration

konkret: Was waren deine Eindrücke?

Ebermann: An der Demonstration »Freiheit für Palästina!« beteiligten sich 15.000 Menschen, etwa ein Zehntel mit deutschem Paß. Auf Transparenten las ich: »Stoppt den israelischen Holocaust in Palästina!«, »Verhindert ein Auschwitz in Palästina!«, »Juden sind die neuen Nazis.« Sehr demonstrativ anwesend war die Hisbollah, zahlreiche Bilder ihres Führers wurden hochgehalten. Auch Hamas war gut sichtbar. Gerufen wurde manchmal: »Wir wollen keine Judenschweine!« oder »Israel – Kindermörder«. Einigen Kindern, von stolzen Vätern getragen, waren Sprengstoffattrappen um den Bauch gebunden. Fahnen der UCK wurden präsentiert.

konkret: Um all das hat es keine Auseinandersetzung gegeben?

Ebermann: Kein Redner wandte sich dagegen. Keine Gruppe hat deswegen den Eklat gesucht. Es geht mir nicht um die Behauptung, alle wären so drauf gewesen. Es geht mir darum festzustellen, was stillschweigender Konsens war. Erstens: Die Befürworter der Selbstmordattentate sind legitime Repräsentanten der Demopluralität (übrigens ist der Hinweis, man sei Gegner dieser Attentate, weil sie die israelische Gesellschaft an Sharon binden, das Gegenteil von einer prinzipiellen Ablehnung). Zweitens: Es gibt kein erwähnenswertes jüdisches Leid, höchstens ein verdientes. Drittens: Man muß nicht, um willkommener Mitdemonstrant zu sein, für eine Zweistaatenlösung eintreten. Es mag sein, daß eine Mehrheit der Demonstranten dieser Lösung anhängt, aber das wage ich nicht zu beurteilen. Denn wer sie und zugleich das Rückkehrrecht aller palästinensischen »Vertriebenen« postuliert, billigt ja den Staat Israel mit jüdischer Mehrheit faktisch nicht, wodurch es keinen Fluchtpunkt für antisemitisch Bedrängte mehr gäbe.

konkret: Die andere Demonstration war mit 1.500 Teilnehmern erheblich kleiner.

Ebermann: Die Demonstration gegen Antisemitismus und Antizionismus und für Solidarität mit Israel, initiiert von nichtjüdischen Linken, richtete sich gegen die bedrohliche Verschiebung im Stimmungsbild der deutschen Öffentlichkeit, das mit den Zitaten von Möllemann, Blüm oder dem grünen Landtagsabgeordneten Karsli kenntlich wird. Oder in den europäischen Israel-Sanktionsdebatten. Oder in Schröders Ankündigung, deutsche Soldaten in diese Region zu entsenden.

Deutsche Fernsehjournalisten, gestählt im akzeptierten Gehorsam, die nicht filmen wollen und dürfen, wo oder wie amerikanische und deutsche Soldaten in Jugoslawien oder Afghanistan ihrem Handwerk nachgehen, zeigen sich empört, wenn ein israelischer Militärposten ihnen den Zutritt dorthin verweigert, wo sie jüdische Verletzungen der Genfer Konvention ablichten wollen. Das ist die Tendenz, auch wenn es Gegenläufiges gibt.

Der stille Konsens dieser Demonstration, bei der ich mich dennoch nicht als Beobachter, sondern als Demonstrant gefühlt habe, war folgender: Kein – oder höchstens ein angedeutetes – Wort des Mitleids für die palästinensischen Opfer, keine explizite Kritik der israelischen Regierung. Die Redner haben ihre Distanz zu Sharons Politik durchblicken lassen, mehr nicht. Es konnten also jene demonstrieren, die hier in Deutschland geschworene Anhänger Sharons sind und vor linken oder friedensbewegten Israelis warnen, weil diese, würden sie wirkungsmächtig, ihren und den Untergang des Staates Israel bewirkten. Und es konnten jene demonstrieren, die auf die Kompromisse, die zu zwei Staaten führen könnten, hoffen.

Die Position der Soldaten, die den Einsatz in den besetzten Gebieten verweigern, konnte nicht vorkommen. Die reaktionäre Partei bibeltreuer Christen (PBC) stieß unter den Demonstranten nicht spürbar auf Ablehnung.

konkret: Und dennoch hast du dich als Demonstrant und nicht nur als Beobachter gefühlt?

Ebermann: Ja. Weil ich meine, daß man in Deutschland nicht gegen Israel und auch nicht gegen die je konkrete Regierungspolitik in Israel demonstrieren kann. Demonstrationen haben ja Botschaften, die aufs Transparent passen müssen. Jede dieser Demonstrationen würde, auch wenn das die Veranstalter nicht beabsichtigen, der in Deutschland überaus beliebten These, daß die Welt schlecht und die Juden kaum besser als die Nazis seien, Zucker geben. Man kann, wenn man kritisch über die Politik Israels diskutieren will, das nur in einer seminaristischen Atmosphäre tun. Ich kann zum Beispiel Moshe Zuckermanns Aufsätze der jüngsten Zeit studieren. In ihnen kommt ein Verständnis für palästinensisches Leid, auch für Zorn, zum Ausdruck, das ich teile. Und er und seine Weggefährten, so marginal sie in Israel heute sind, verfechten eine Option, die das sicherste Leben für Juden in Israel ermöglichen könnte. Das alles steht turmhoch über deutschen »Linken«, die ihren Gewaltphantasien freien Lauf lassen.

konkret: Und mit denen hast du trotzdem gerne demonstriert?

Ebermann: Ja, gegen den wachsenden Antisemitismus und gegen deutsches Militär im Nahen Osten. Ein Teil von ihnen wird nicht demonstrieren, wenn's zum Beispiel, auch mit deutschem Militär, gegen den Irak geht. Ein Teil der sich links Nennenden hat noch keine Zeile der Kritik an der deutschen Militärmission in Afghanistan, Kuwait und anderswo verfaßt. Vielleicht verbindet mich mit diesen neuesten Anhängern der Zivilgesellschaft »nur« der Kampf gegen den Antisemitismus. Aber dieses »nur« ist doch schon sehr viel.

Im Bus, mit dem ich zur Palästinademo fuhr, wurden übrigens Flugblätter verteilt, die zur Demonstration gegen den Brechmitteleinsatz in Hamburg aufriefen. Wenn ich irgendwie Zeit habe, gehe ich dahin.

Konkret 05/02, S. 4

von Konkret

Die deutsche Linke (wenn man das noch so nennen kann) ist tief aufgewühlt. Einer, der Horst Gottfried heißt (als ob es nicht mehr als genug wäre, Hermann zu heißen), macht in entsprechenden Worten auf sich und sein (man muß es schon so nennen) Anliegen aufmerksam:

Herzlichen Glückwunsch zu den aktuellen Erfolgen der von KONKRET propagierten antifaschistischen Bewegung in Palästina.

Wiewohl er es vielleicht gar nicht so meint: KONKRET dankt. Im Internet bereichert Manfred Dahlmann, gelegentlicher und geschätzter KONKRET-Autor und Mitwirkender der Initiative Sozialistisches Forum, Freiburg, das Rätselraten über KONKRET durch zwei Urteile, in erster und zweiter Instanz. Vor Dahlmanns Amtsgericht ergeht das Urteil:

Hier nur der Verweis auf die Zeitschrift KONKRET, die mit ihrer eigenen Logik der Parteinahmen überhaupt nicht klarkommt, und deshalb alles kunterbunt durcheinander würfelt. Dies vielleicht aber auch nur deshalb, weil Gremliza mal wieder Angst vor massiven Abo-Einbrüchen hat, wenn er sich gegen den linken Mainstream zu weit aus dem Fenster hängt.

Gegen das Urteil wegen Opportunismus und Bestechlichkeit scheint Dahlmanns innerer Staatsanwalt aber Berufung eingelegt zu haben, denn etwas später spricht Dahlmanns Landgericht ein neues, ganz anderes:

Ein Antideutscher, ein »Anti-Anti-Amerikanist«, wie der logische Positivist Gremliza – schon lange weiß man, daß Dialektik seine Sache, und die seiner Zeitschrift, nicht ist.

Vielleicht, wer weiß, ist, was Dahlmann für Dialektik hält, bloß die Unfähigkeit, zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen. Manchmal sieht der Klassenfeind da klarer:

Traditionslinke wie der KONKRET-Chef Hermann L. Gremliza, der zur jüngsten Eskalation ein lesenswertes Buch namens »Hat Israel noch eine Chance?« herausgegeben hat, (versuchen) den völkischen Befreiungsnationalismus polemisch und journalistisch einzudämmen.

Soweit die Initiative Kapitalistisches Forum, Frankfurt, besser bekannt unter dem Kürzel »FAZ«.

Matthias Beltz ist tot. Er war nicht unser. KONKRET hat er vor einem Jahrzehnt das »Zentralorgan zur Förderung des Gulagbetriebs« genannt. In den Familienanzeigen der »Frankfurter Rundschau« trauert unter dem Titel »... alles wird zerrieben« die Lokalszene, vertreten durch Daniel Cohn-Bendit (Grüne), Matthias Horx (Tips & Trends), Tom Koenigs (Kolonialverwaltung Deutsch-Südost), Reinhard Mohr (»Spiegel«), Thomas Schmid (»FAZ«), Cora Stephan (»Welt«) und andere Herumgekommene. Über das Oberhaupt der jetzt trauernd hinterbliebenen Familie hatte Beltz gesagt (KONKRET 3/2000):

Die interessieren sich doch nicht für irgendwelche totgeschossenen Albaner. Das kann mir doch keiner erzählen. Joschka Fischer will internationale Anerkennung, er will sich mit Frau Albright unterhalten, und das hat er ja auch erreicht. Ansonsten finde ich genial, wie Fischer so seinen Weg geht, bedeutend zu werden. Jetzt ist er ein weltbekannter Popstar der Politik ... Der ist gut, diesbezüglich.

Jetzt hatte er auch noch das letzte Wort: »... alles wird zerrieben«.

»Deutschland führt Krieg – Seit dem 11. September wird zurückgeschossen«: Der **konkret-texte**-Band 32 mit den Beiträgen vom KONKRET-Kongreß von Ebermann, Fülberth, Gremliza, Jacob, Osten-Sacken, Trampert und zwei weiteren von Neuber und Schuhler, herausgegeben von Jürgen Elsässer, ist ausgeliefert. Die Buchpremiere findet am 21.5. um 19.30 Uhr im Kulturbahnhof Kreuzberg im U-Bahnhof Schlesisches Tor, Berlin, mit Thomas Ebermann, Jürgen Elsässer und Hermann L. Gremliza statt. Außerdem stellt der Herausgeber das Buch am 7. Mai in Bochum (20 Uhr, Bahnhof Langendreer, Wallbaumweg 108) vor. Am 25. Mai in Berlin (19 Uhr, serbisch-orthodoxe Kirche, Ruppinerstr. 28, Berlin-Wedding) referiert Jürgen Elsässer zum Milosevic-Prozeß und stellt *Ratni Slocini*, die serbische Ausgabe seines Buches *Kriegsverbrechen* (**konkret texte** 27) vor.

Oliver Tolmein präsentiert am 16. Mai seinen Film »Das verordnete Geschlecht« in Erfurt um 17.30 und 19 Uhr im Kinoklub Hirschlachufer. Diskussion um 20.30 Uhr in der Offenen Arbeit_(Allerheiligenstr. 9).

Konkret 05/02, S. 6

an Konkret

Kein Wir auf Hawaii?

KONKRET 4/02: »Keine Zäsur?« von Jürgen Elsässer

Erstens klingt Elsässers Forderung, »konstruktiv zu kritisieren«, anstatt von den »Bahamas« herab zu »denunzieren«, derart antikritisch und erdig nach dem großen Wir, daß ich vermute, daß er mit der Kritischen Theorie nur insoweit bekannt ist, als er sie für die Zwecke des Marxismus-Journalismus plündern kann. Daher mag ein Zitat nicht schaden: »Wesentlich deutsch ... ist ein antikritisches Schema, das aus der Philosophie ... ins Gewäsch herabsank: die Anrufung des Positiven. Stets findet man dem Wort Kritik, wenn es denn durchaus toleriert werden soll, ... das Wort konstruktiv beigesellt«, das ein »Lebkuchenwort« darstellt. »Dem entgegenzusetzen wäre ..., daß das Falsche, einmal bestimmt erkannt und präzisiert, bereits Index des Besseren, Richtigen ist«, so Adorno in *Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft* von 1969. Und zweitens möchte ich anmerken, daß die »differenzierte Betrachtung« des Antiamerikanismus, die anempfohlen wird, einen Haken hat. Denn wenn es denn stimmen sollte, daß dieser zwar »oft« deutschnational ist, »aber« (ebensooft?) Beginn eines »linken Antiimperialismus« sein kann – was bewahrt dann die konstruktive Kritik davor, in Empirismus, Noelle-Neuman und Erbsenzählerei umzuschlagen? Es scheint, die »differenzierte Betrachtung« habe genau den Wahrheitsbegriff, der dem Russisch-Roulette eignet.

Joachim Bruhn

Freiburg

Auch ich wünsche und praktiziere Opposition gegen neue Kriege. Was meine Person betrifft, genügt dabei ein Widerstands-Ich. Ich wünsche kein Widerstands-Wir, sondern viele andere Widerstands-Ichs. Mit solchen Leuten habe ich schon einiges bewegt, mit den Wir-Leuten herzlich wenig.

Jan Kuhlmann

Hamburg

Jürgen Elsässer ist der Meinung, es bräuchte ein »Widerstands-Wir«. Tatsächlich gibt es jenes ekelhafte »Wir« schon eine ganze Weile: Auf den Häuserwänden in der Rigaer Straße wird es als »Juden = Mörder« formuliert, ein »Solidaritätsbündnis für Palästina« beschreibt es mit den Worten »Palästina muß leben«. Auf Friedensdemos, Ostermärschen, Antiatom- und Globalisierungsprotesten, in der »Taz« und der »Jungen Welt«, in den Gewerkschaften und bei der Antifa, auf den Seiten von Indymedia und bei Nadir, kurz: innerhalb dessen, was sich deutsche Linke nennt, ist das »Wir« der Antisemiten gar nicht mehr zu übersehen. Jürgen Elsässer mag es gerne durch »konstruktive Kritik« zu fördern versuchen, ich hoffe Hermann Gremliza bleibt bei seinem »Es gibt kein ›Wir‹ bei KONKRET«.

Michael Nolte

Marburg

As long as you spell my name correctly

KONKRET 3/02: Interview mit Aleksandar Tisma

Warum wurde Aleksandar Tisma zu einem jüdisch-serbischen Schriftsteller? Ist er nicht vielleicht ein jugoslawischer Schriftsteller oder ein jüdisch-jugoslawischer Schriftsteller oder einfach ein Schriftsteller? Das ist er nämlich. Manche Nobelpreisträger sind keine.

O. Pflanz

Italien

Tisma ist ein großer Schriftsteller, ein jugoslawischer Schriftsteller, ein jüdisch-jugoslawischer Schriftsteller. Er ist, als Sohn eines Serben und einer ungarischen Jüdin, auch ein jüdisch-serbischer Schriftsteller. Das jedenfalls meint sein

Verlag. Und Tisma. – Die Red.

Propa-Gandhi

KONKRET 3/02: Herrschaftszeiten

KONKRET versucht, Mahatma Gandhi als Zivilisationskritiker à la Thomas Mann zu denunzieren. Dabei schreibt KONKRET Gandhi mit dem h vorne. Was sagt uns das? Gandhi mit dem h vorne zu schreiben ist ungefähr dasselbe wie Karl Marks oder Tsche Gefahra zu schreiben, oder auch Mao Dschetung oder gar Schrosch Lukatsch. Es sagt uns vor allem eines: Die KONKRET-Linke hat sich im Leben nie auch nur eine Sekunde ernsthaft mit Gandhi, der indischen Unabhängigkeitsbewegung, Theorie und Praxis der gewaltfreien Aktion und allem, was damit zusammenhängt, beschäftigt und will auch heute nichts davon wissen.

Reinhard Treu

Heidelberg

KONKRET-Leser Treu hat recht – Die Redlichkeit

Bundeskranzler

KONKRET 4/02: »Café Kanzler« von Jürgen Roth

In Ihrem geschätzten Organ wird von Herrn Jürgen Roth unter der Überschrift »Café Kanzler« in einer Fußnote behauptet »Den kleinen Einfall zu dieser Zeile hatte die Redaktion (vier Zeugen) und zwar zwei Wochen, bevor die ›Süddeutsche‹ ihn auch hatte. Davon nicht stören ließ sich – d. Red.« Erstunken und erlogen. Richtig ist vielmehr, daß der Schuppen 68 bezüglich des »Café Kanzler« bereits im November 1991 einen Schriftwechsel mit dem damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl führte. Als Schriftwechselführer seitens des Schuppen 68 ließ ich mich unter meinem Künstlernamen Volker Schepers damals wie folgt ein:

»Sehr geehrter Herr Kanzler, ich bin 68 Jahre und Rentner. Ich bin in meinem Leben nicht sehr viel gereist weil ich immer hart arbeiten mußte auf der Hanomag und im Urlaub war es in unserem Schrebergarten am Lindener Berg auch immer sehr schön. Aber jetzt wo ich Rentner bin waren wir in Rostock wo meine Frau geboren ist und auf der Rückfahrt in Berlin. Wir waren am Brandenburger Tor und am Kurfürstendamm. Im Café Kanzler habe ich den Kellner gefragt warum kein Bild von Herrn Kohl hier hängt. Da hat er gelacht. Es war sehr teuer im Café Kanzler und ich bin Arbeiter und wir auf der Hanomag waren immer SPD. Aber trotzdem ist es gut das es die Einheit gibt und wir finden das nicht richtig vom Kellner.«

Daraufhin bat Bundeskanzler Helmut Kohl das Bundeskanzleramt, mir zu antworten, was Wolfgang Nelius amtseitig wie folgt kurz und präzise erledigte:

»Der Bundeskanzler hat mich gebeten, Ihnen für Ihr freundliches Schreiben vom 24. November zu danken. Der Grund, warum in dem von Ihnen besuchten Café am Kurfürstendamm kein Bild des Bundeskanzlers hängt, liegt wohl daran, daß es nicht Kanzler, sondern Kranzler heißt. Der Bundeskanzler überläßt Ihnen gern ein Foto mit seinem Namenszug und wünscht Ihnen für die Zukunft alles Gute.«

Gepriesen sei seitdem der Name des Wolfgang Nelius, gelobt und vermißt in alle Ewigkeit Helmut Kohl und dreimal verflucht und in die unterste Dschehenna verdammt sei KONKRET und die »Süddeutsche« und jeder Saubatzen, der fürderhin behauptet, das »Café Kanzler« sei auf seinem Mist gewachsen.

Klaus-Dieter Gleitze

Hannover

Semesterschlußverkauf

KONKRET 4/02: »Down by law« von Henrik Ghanaat und Carsten Otte

Habe Euren Artikel über die 68er-Zeit gelesen und hätte Interesse an Euren Prüfungs- oder Doktorarbeiten. Schickt mir bitte Material. Vielen Dank für Eure Mühe.

Christa Knappsack-Müller

Neunkirchen

Sehr geehrte Frau Knappsack-Müller, wer so einen Namen hat, braucht keinen Titel, würden wir Ihnen am liebsten zurufen, doch wir verkneifen es uns, denn es ist, wie sie gleich begreifen werden, eine Menge Geld im Spiel, und bei Geld hört bekanntlich der Spaß auf. Gerne schreiben wir Ihnen eine Seminar-, Diplom-, Magister- oder Doktorarbeit, die Preise schwanken je nach Fach, Motivation und Kontostand, bitte verstehen Sie die folgenden Zahlen als grobe Richtwerte:

Seminararbeit: 2.500 Euro (Geisteswissenschaften), 2.750 Euro (Naturwissenschaften, Jura), 3.000 Euro (Sozialpädagogik)

Magisterarbeit: 12.740 Euro, 20.000 Euro (Sozialpädagogik)

Diplomarbeit: 13.420 Euro

Doktorarbeit: 24.000 Euro, 240.000 Euro (Sozialpädagogik)

Sie denken jetzt bestimmt: »Das ist ja ganz schön teuer!« Lassen Sie es sich gesagt sein: Das ist noch ganz schön billig! Bedenken Sie, daß KONKRET uns für den »Artikel über die 68er-Zeit« sage und schreibe 3.120.520 Euro gezahlt hat!

Wenn Sie mit den Tarifen einverstanden sind, werden wir Ihnen gerne Textproben zuschicken.

Carsten Otte & Henrik Ghanaat

Konkret 05/02, S. 8

Hermann L. Gremliza

Des Volks Genossen

»Die PDS, die im Bundestag bisher als einzige alle internationalen Militäreinsätze geschlossen abgelehnt hat, verlangt nun die Entsendung einer UN-Blauhelmtruppe in den Nahen Osten. Ganz ohne militärische Mittel sei ein Ausweg aus der Krise in Nahost nicht vorstellbar, heißt es in der Parteispitze.«

»Süddeutsche Zeitung«

Des Menschen Wärme mißt man am besten rektal. Nicht anders beim Volkskörper. Die Partei des Demokratischen Sozialismus, die sich auf ihrem Weg ins Innere der Gesellschaft wie ein Thermometer dort hineinbohrt, zeigt seine genaue Temperatur an. Das Fieber steht irgendwo zwischen 33 und 45, bei der Lösung der Judenfrage, wieder einmal.

Nur daß – anders als zwischen 33 und 45 – die Juden die Nazis sind. Sie führen mit »Sharons Soldateska« (»Junge Welt«) gegen die Palästinenser den »hemmungslosen Vernichtungskrieg« (Norbert Blüm, CDU), den die Deutschen gegen den jüdischen Weltbolschewismus geführt haben. Sie betreiben, so heißt es in den Pamphleten von Gruppen, die sich kommunistisch, revolutionär oder antiimperialistisch nennen, die Endlösung der Judenfrage als »Endlösung der Palästinenserfrage«. Sie bilden eine »Herrenrasse« (in der »UZ« wie im Leserforum der »Stuttgarter Zeitung«). Sie führen Goebbels' »totalen Krieg«, in den fast alle deutschen Schlagzeilen Ariel Sharons Ankündigung, es werde ein »kompromißloser Kampf« geführt, umgefälscht haben.

Der Streit über die Frage, ob die unverbrüchliche Solidarität der Deutschen mit den Palästinensern auch oder vor allem Resultat eines nur manchmal seiner selbst sich bewußten Antisemitismus sei, kennt gute Argumente, auch auf der Gegenseite. Israels Gesellschaft wäre keine kapitalistische, ihr Staat kein bürgerlicher, wenn sie nicht auch dieser ein gerüttelt Maß lieferten.

Dann und wann reichen sie hin, im eifrigsten Kritiker des deutschen Antisemitismus nächtliche Zweifel zu wecken. Doch der nächste Morgen bringt die »Frankfurter Rundschau«, das Zentralorgan jenes besseren Deutschland, für das die Verehrer von Christa Wolf Biermann sich halten, und löscht jeden Zweifels kleinsten Funken:

Die brennenden Synagogen vom Wochenende, aber auch direkte Angriffe auf Franzosen jüdischen Glaubens, zeigen die unmittelbare Reaktion auf die Eskalation der Gewalt im Nahen Osten. Schon aus purem Eigennutz also müssen die Staaten der EU ihre Außenpolitik koordinieren und ihr diplomatisches Gewicht in die Waagschale werfen.

Ich darf den Frankfurter Rundschauer mal eben ins Trockene übersetzen: Wer französische Synagogen anzündet und französische Juden mißhandelt, *reagiert unmittelbar auf die Eskalation der Gewalt am Wochenende,* nämlich auf die Ermordung von fünfzehn jüdischen Hotelgästen in Haifa. Wer nicht will, daß in Europa jüdische Menschen und Einrichtungen angegriffen werden, muß sein Gewicht in die nahöstliche Waagschale werfen, und zwar, da ja auch diese Frankfurter so gut wie die Anführer der PDS wissen, daß Israel eine Einmischung der Europäer ablehnt und die Palästinenser sie wünschen, in die palästinensische. Wer verhindern will, daß die Juden hier geschlagen werden, muß die Juden dort schlagen. Hepp, hepp, sagte das andere Deutschland, ich habe gesprochen.

Immer im Chor mit dem einen, vertreten durch den Fallschirmspringer Jürgen Möllemann, der, weil er sich als Märtyrer des Djihad halluziniert, von Sabine Christiansens Studiogästen gefeiert (und vom »Neuen Deutschland« in Schutz genommen wird). Oder durch Kreisverbände der CDU, die den alten Befreiungssozialisten Abdallah Franghi mit Klatschmärschen begleiten (während die DKP von der bedauerlichen Fortführung ihrer Existenz dadurch Nachricht gibt, daß sie »mit 44 Parteien aus 22 Ländern«, überwiegend »aus dem arabischen Raum«, auf Zypern »eine Solidaritätserklärung mit den berechtigten Forderungen des palästinensischen Volkes verabschiedet« hat; das nächste Treffen soll »auf Vorschlag der DKP« in Palästina stattfinden). Die »FAZ am Sonntag« schreibt »Das Problem heißt Israel«, die Berliner Kinder-»FAZ« titelt »Siedlungen sind Krebsgeschwüre«. Und aus dem Bodensatz der Gesellschaft dringt die Stimme des völkischen Schlagersängers Kunze mit der Klage über die zu »lauen Genießern« verweichlichte deutsche Jugend: Sie sei »eine dämliche Mischpoke« (hebräisch/jiddisch für: Stamm, Familie).

Begeistert registriert das Magazin von Rudolf Augstein (der nichts gegen Juden hat, einer seiner besten Freunde ist Jude), »wie sehr in der Bundesrepublik die Stimmung bereits zu Lasten Israels gekippt ist«, wie »frei von Rücksichten alter Prägung« man sei und welch »neuer deutscher Tonfall« sich vernehmen lasse. »Plötzlich«, so der »Spiegel«, »meldet sich auch die deutsche Regierung zu Wort – so laut, so selbstbewußt und auch so unmißverständlich wie selten. Als erster deutscher Außenminister legte Fischer einen eigenen Plan für den Nahen Osten vor, der erstmals auch eine massive Einmischung der Europäer vorsieht.«

Bundeskanzler Schröder beseitigte letzte Zweifel, ob er das Foto seines Vaters mit dem Hakenkreuz am Helm mit Bedacht auf seinem Schreibtisch ausgestellt habe: Es müsse »im Nahen Osten«, nämlich auf Israel, »Druck von außen« gemacht werden, auch militärisch und auch mit deutscher Beteiligung. (Und das nur knapp zwei Monate nachdem ich an dieser Stelle geschrieben habe: »Einen schmalen Streifen Land gibt es, der für deutsche Soldaten auch heute noch tabu ist: zwischen der Mittelmeerküste und den Höhen des Golan. Das Gefühl, dort ausgeschlossen zu sein, wurmt (und eint) die ganze Nation.«)

Ersatzteile für israelische Panzer werden, so hat der Bundessicherheitsrat beschlossen, nicht mehr geliefert. Und wenn es auch einen neuen rotgrünen Waffenexportrekord gefährdet: Wir verkaufen nicht an Juden! (Der Iran wird's schon abnehmen.) Derweil zeigt Entwicklungsministerin Wieczorek-Zeul, »die rote Heidi«, der »FAZ«, was sie Schönes aus Auschwitz gelernt hat: »Sie wies auch die – historisch begründete – Auffassung zurück, Deutschland dürfe sich zu Israel nicht deutlich äußern und engagieren. Aus dem Holocaust ziehe sie vielmehr den Schluß: ›Nie wieder wegsehen, wo Unrecht geschieht.‹« Die Juden werden schon noch sehen, was sie davon haben, wenn Deutsche aus der Judenvernichtung ihre deutschen Schlüsse ziehen. Martin Schulz, Anführer der SPD im Europaparlament, hat es getan und dabei entdeckt, daß Israels Regierung »einem anderen Volk die Existenzberechtigung abspricht«, also die Endlösung der Palästinenserfrage vorbereitet.

Die Untersuchung der Frage, wer es dahin gebracht hat, ist nicht müßig und ändert doch nichts: Israel ist in Gefahr. So allein auf der Welt war der Staat der Juden noch nie. Die arabischen und andere islamische Staaten finanzieren und bewaffnen den palästinensischen Terror, die ehemaligen Realsozialisten decken ihn, die Europäische Union animiert die heiligen Krieger und boykottiert Israel, und die USA erhöhen den politischen Preis ihrer Hilfe stündlich. In Deutschland gibt es, was Israel betrifft, zwischen Mahler (NPD), Lamers (CDU-Rechte), Blüm (CDU-Linke), Möllemann (FDP), Fischer (Grüne), Schröder (SPD), Zimmer (PDS), Stehr (DKP), Maoisten, Veganern, Trotzkisten und Globalisierungsgegnern keine Parteien mehr. Eine Stunde lang habe ich mich gefragt (und ich stelle mir, wenn ich allein bin, keine rhetorischen Fragen), ob dieser alerte »Experte und Publizist«, der da im NDR-Fernsehen den Einmarsch europäischer Verbände zur Rettung der Palästinenser verlangte, vom »Neuen Deutschland« war oder von der »Jungen Freiheit«. Aber nichts sprach auch gegen die »Saarbrücker Zeitung«.

Israel ist der Staat, dessen ganzer Zweck der Schutz jüdischen Lebens ist. Verlören die Juden ihn, wären sie erneut den Launen der Antisemiten und anderer Proletarier aller Länder preisgegeben. Wer staatliche Herrschaft angreifen will, hat weltweit zweihundert Stück zur Auswahl. Eine Linke, die aus eigener Kraft so gut wie nichts mehr vermag, sollte wenigstens alles unterlassen, was Israel im Kampf um seinen Bestand behindern könnte.

Konkret 05/02, S. 10

Herrschaftszeiten

Voilà, un homme

2000, Manfred Wekwerth über einen Auftritt des Wirtschaftsminister Günter Mittag vor der Akademie der Wissenschaften der DDR:

Bevor er zu einem der üblichen Referate ansetzen konnte, schnitt ihm Peter Hacks das Wort ab: »Herr Mittag, warum sind Sie derart darauf aus, in der DDR den Kapitalismus einzuführen?« Der immer etwas rotgesichtige und an keinen Widerspruch gewohnte Mittag glühte auf, schnappte nach Luft, und Hacks fuhr fort: »Sie übertreffen doch jeden Unternehmer in Ihrem Rausch nach Wirtschaftswachstum. Haben Sie Marx gelesen? Sie müssen mir das nicht beantworten, wenn Sie nicht wollen. Aber bei Marx steht doch, daß das Wachstum des Menschen der eigentliche Zweck der Wirtschaft ist. Das heißt, wenn es um Sozialismus geht. Aber den wollen Sie ja anscheinend nicht.«

Er soll Gas geben, solange er kann. 60 Minuten und dann die Hand he-

ben ...!

Fußballtrainer Rudi Völler zum Einsatz von Mehmet Scholl im Spiel gegen Israel

Voici, un fuzzi

8. Februar, »Süddeutsche Zeitung«:

Grüner Polizeichef – Münsteraner Hubert Wimber geht auch gegen Castor-Gegner vor/ Als der 52jährige im September 1997 zum Chef von 1.300 Mitarbeitern befördert wurde, da hatten böse Zungen schon das Schlimmste befürchtet: Graswurzel-Revolution vielleicht oder Haschisch im Dienst. Es waren unbegründete Unkenrufe: Wimmer setzte seine Beamten gegen Castor-Gegner in Ahaus ein, ließ Schwerkriminelle hart verfolgen und den Verkehr kontrollieren. Von seiner ursprünglichen Linie »Deeskalation bis zur Selbstaufgabe« sei der Boss mittlerweile wieder abgerückt, heißt es scherzhaft in seiner Behörde.

Noblesse oblige

16. Februar, »Süddeutsche Zeitung«:

Im Januar vergangenen Jahres traten mehrere Skinheads in der (Münchner) Zanettistraße einen Griechen halb tot. »Gib's ihm, dem Scheiß-Kanaken, jetzt mußt du sterben.« Mit diesen Worten feuerte Maria von P. ihre Freunde an, noch kräftiger auf den bereits am Boden liegenden Griechen einzutreten. Für Anwalt Picker ist das normaler Sprachgebrauch. Kanaken seien ein »Volksstamm in der Südsee«, belehrte er in seinem Schlußplädoyer die Beteiligten. Wer dieses Wort gebrauche, sei »nicht automatisch ein Ausländerfeind«.

Kollektiv Unschuld

20.Februar, »Süddeutsche Zeitung«:

Warum der Dachauer Oberbürgermeister gegen die neue Ausstellung in der KZ-Gedenkstätte polemisiert/ Die Ausstellungsmacher versuchten, »eine Schuld der Dachauer am KZ zu konstruieren«, verbreitet (OB) Piller auf der Homepage der Stadt Dachau im Internet. Und warnt, in der neuen Ausstellung werde etwas »zementiert, was von den Dachauer Bürgern nicht mitgetragen wird«. Gemeint ist ein winziges Kapitel im Ausstellungskonzept: Auf zwei von insgesamt 188 Seiten skizzieren die Historiker das Verhältnis der Stadt Dachau zum KZ in den Jahren 1933-1939. Vor dem Hintergrund hoher Arbeitslosigkeit und großer sozialer Not hätten »nicht wenige Einwohner« die Einrichtung eines Konzentrationslagers nahe der Stadt begrüßt, heißt es darin. Tatsächlich hätten dann auch bis Mitte der dreißiger Jahre enge wirtschaftliche Kontakte zwischen Lager und Stadt bestanden.

Einige meiner besten Freunde sind Antisemiten

Peter Zadek

Deutsches Recht

20. Februar, dpa:

Die Stadt Lübeck muß die Kündigung eines Mitarbeiters aus der rechten Szene zurücknehmen, der die Terroranschläge am 11. September in den USA begrüßt hatte. Der Mann habe nicht gegen die Menschenwürde der Opfer verstoßen, urteilte das Arbeitsgericht.

Wilhelmine Gustloff

4. März, »Spiegel«-Bestsellerliste:

Sachbücher Platz 1: Traudl Junge: »Bis zur letzten Sekunde – Hitlers Sekretärin erzählt« – Belletristik Platz 1: Günter Grass: »Im Krebsgang«

Idiotentest

16. März, »Süddeutsche Zeitung«:

Tia Roberts, 5, Britin, hat in einem Anleger-Wettbewerb einen professionellen Analysten und einen Börsen-Astrologen um Längen geschlagen. Wie die BBC berichtete, investierten alle drei 5000 imaginäre Pfund (8000 Euro) in ein Spieldepot. Während Tia ihre Aktien nach Zufallsprinzip auswählte, entschied Börsenmakler Mark Goodson auf Grund sorgfältiger Analyse, und Christeen Skinner befragte die Sterne. Nach einem Jahr hatte Tias Portfolio entgegen dem Markttrend 5,8 Prozent zugelegt. Christeens Aktien hatten 6,2 Prozent und Marks Auswahl 46,2 Prozent an Wert eingebüßt.

Bei Himmler nichts gelernt!

18. März, Pressemitteilung des migrationspolitischen Sprechers der Grünen im Landtag von NRW, Jamal Karsli:

Israelische Armee wendet Nazi-Methoden an! Was mich wirklich erschreckt ist, daß die israelische Armee Methoden anwendet, die gerade ein jüdischer Staat mit der eigenen leidvollen Erfahrung vieler seiner Bürger niemals zulassen dürfte ... Journalisten berichten von der Konzentration Tausender gefangener Palästinenser in großen Lagern, wo diesen Nummern in die Hand tätowiert werden. Nur weniges erfahren wir, denn journalistische Freiheiten werden von der Regierung massiv beschnitten, Journalisten eingeschüchtert und sogar getötet.«

Judenpresse

20. März, »Die Welt«:

Anonymität ist den Schreibern gar nicht mehr wichtig, sie unterzeichnen mit Namen und Adresse. Gerade hatte Esther Schapira wieder einen am Telefon, ihr elektronisches Postfach quillt über. Haß und antisemitische Parolen schlagen der Redakteurin des Hessischen Rundfunks am Tag nach ihrem Beitrag »Drei Kugeln und ein totes Kind – Wer erschoss Mohammed al-Dura?« aus der ARD-Reihe »Das Rote Quadrat«, entgegen. ...

In dem Beitrag, an dem Schapira ein Jahr lang arbeitete, ging es um den am 30. September 2000 im Gaza-Streifen erschossenen Mohammad al-Dura. Die Bilder des 12jährigen Jungen, der mit seinem Vater nahe der jüdischen Siedlung Netzarim in einen Schußwechsel geriet, gingen um die Welt ...

Aufgrund der Kooperation der Palästinenser hätte sie schließlich auch von israelischer Seite grünes Licht bekommen. Um so überraschender waren die Indizien, die gegen die gängige Version des Tathergangs sprachen: Einschußwinkel und Einschläge deuten darauf hin, daß die Kugeln nicht aus israelischen M-16-Gewehren, sondern aus den Kalaschnikows der Palästinenser abgefeuert wurden ...

Neben persönlichen Beleidigungen und Unterstellungen von »vom Mossad gekauft« über »Knecht der jüdischen Propaganda« bis »übelstes Machwerk seit Goebbels' Zeiten« finden sich auch latente Drohungen – nach dem Motto: wer so einen Beitrag verfilme, müsse auch die Konsequenzen tragen. Neben einer muslimischen Organisation, die auch auf einer Internetseite gegen die Journalistin Front macht, seien die Anrufer mehrheitlich Deutsche.

Die Türken sind mental gesehen Siedler, die sich wenig um die Identitätsängste der Deutschen kümmern

---

Aus der »Tageszeitung«

Verfallsdaten

25. März, »Frankfurter Allgemeine«:

»Luc« Jochimsen will für die PDS im Westen Stimmen sammeln. Über Jahrzehnte hinweg vertrat die streitbare Journalistin ihre exponierte politische Auffassung in den gebührenfinanzierten Funkhäusern der ARD. Künftig will sie ihre Mission dort erfüllen, wo es zweifellos legitim ist: im Wahlkampf und, wenn alles für sie gutgeht, im Bundestag. In der Fraktion der PDS ist sie dann endlich ganz sie selbst, hier darf sie es sein ... Peinlich ist die Kandidatur zum einen für den Intendanten des Hessischen Rundfunks, Klaus Berg. Er hatte Jochimsen 1994 in das Frankfurter Funkhaus geholt und sie dort als »Garantin für öffentlich-rechtliches Qualitätsfernsehen« vorgestellt. In Verlegenheit gerät nun aber auch Ministerpräsidenzt Roland Koch (CDU). Er verlieh Jochimsen nämlich erst im vergangenen Herbst das Hessische Verdienstkreuz.

Familienbande

27. März, »Frankfurter Allgemeine«:

Die Regierung in Belgrad hatte in der vergangenen Woche mit der UN-Übergangsverwaltung im Kosovo (Unmik) die Überstellung der letzten kosovo-albanischen Gefangenen vereinbart. Die wegen Schmuggels und anderer Vergehen verurteilten Albaner sollen ihre Reststrafe in Gefängnissen der Unmik verbüßen. Die wegen des Vorwurfs des Terrorismus verurteilten Albaner dürften von der Unmik freigelassen werden, weil sie als politische Gefangene gelten.

Reformpazifismus

4. April, »Frankfurter Rundschau«:

Die Wehrpflicht ist ein militärpolitisches Auslaufmodell, fresse zu viel Geld auf und blockiere eine Reform der Bundeswehr, diagnostizierte der Bundestagsabgeordnete Winfried Nachtwei (Bündnisgrüne). Das Mitglied im Verteidigungsausschuß des Parlaments plädiert für eine kleine Freiwilligenarmee. Diese sei für Aufträge der multilateralen Krisenbewältigung besser gerüstet.

Größere Köpfe

4. April, Ausländerbeauftragte Marieluise Beck (Grüne) in der »Zeit«:

Ich bin erst vor zwei Jahren zum Pferd gekommen. Seitdem lese ich das »Pferde-forum«: eine Aufklärungszeitschrift für angehende Pferdeexperten wie mich. Da lerne ich das Neueste über Wurmbefall oder über ideale Weidezäune. Und die vielen annoncierten Hengstvorführungen sind sehr hilfreich bei der Suche nach stattlichen Beschälern für meine Zuchtstute.

Tansin der Reserve

4. April, dpa:

Der FDP-Vizevorsitzende und Präsident der Deutsch-Arabischen Gesellschaft, Jürgen Möllemann, warf Außenminister Fischer in der »Taz« »eine liebedienerische Politik gegenüber Israel« vor. Möllemann sagte weiter, Israel Politik fördere den Terrorismus: »Was würde man selber tun, wenn Deutschland besetzt würde? Ich würde mich auch wehren und zwar mit Gewalt. Ich bin Fallschirmjäger der Reserve. Es wäre dann meine Aufgabe, mich zu wehren. Und ich würde das nicht nur im eigenen Land tun, sondern auch im Land des Aggressors.«

Allahs Zahltag

5. April, »Bild«:

Die radikal-islamischen Al-Aksa-Brigaden haben Palästinenser-Chef Jassir Arafat ihre Terroranschläge in Rechnung gestellt! Dies beweist ein Dokument, das israelische Soldaten in Arafats Hauptquartier in Ramallah entdeckten. Die Rechnung ging an Arafats Finanzverwalter Fouad Shoubaki. Darin listen die Terroristen Kosten für elektrische Teile und chemischen Bedarf (zur Produktion von Sprengsätzen und Bomben), Munition von Kalaschnikows und M-16-Gewehren sowie für Gedenkzeremonien für Märtyrer und Trauerzelte auf. Insgesamt 38.000 Neue Israelische Schekel (10.600 Euro).

Morris national

4. April, »Frankfurter Rundschau«:

Er wolle nichts weiter, als daß seine Kinder sicher und behütet aufwachsen, sagt Alan Morris, Landtagskandidat der Partei Rechtsstaatlicher Offensive, mit ruhigem Pathos. Und weil das seiner Ansicht nach in Sachsen-Anhalt nicht geht, zog der Chef der Polizeidirektion Wolmirstedt in eine Welt mit einem Ausländeranteil von gerade mal 1,8 Prozent hinaus, um im

Namen des Ronald Barnabas Schill zu klagen über Ausländerkriminalität und Asylbetrug.

Kapital international

5. April, »text intern«:

Gerhard Schröder (58) ist der Medienkanzler. Beim berühmten Gipfeltreffen im Gasthaus »Wichmann« zu Hannover wollten der Regierungschef und drei Topmanager aus dem Dunstkreis der Bertelsmann AG das Fell des Bertelsmann-Konkurrenten Leo Kirch verteilen. Zwischen Bundeskanzler Schröder und seinen Gästen, Deutsch-Banker und Bertelsmann-Aufsichtsrat Dr. Rolf-E. Breuer, Bertelsmann-Chef Dr. Thomas Middelhof sowie WAZ-Mann und Bertelsmann-Partner Erich Schumann gibt es keine zwei Meinungen: »Ausländer müssen draußen bleiben«.

Silberstreif

5. April, ap:

Immer mehr junge Leute in Ostdeutschland ziehen westwärts. Laut Statistischem Bundesamt werden im Jahr 2050 in ganz Deutschland weniger als 60 Millionen Menschen leben, im Osten nur zehn Millionen.

Sudetengauner

5. Februar, »Süddeutsche Zeitung«

Seit einiger Zeit zieht Günter Grass durch die Lande und hält Vorträge über das Schicksal der vertriebenen Wolgadeutschen und die Leiden, die den Deutschen während des Krieges zugefügt wurden. Günter Grass ist ausgezogen, den größten Opferschatz des deutschen Gedächtnisses zu heben.

Wilhelm Gustloff

7. April, »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«:

Der Glacéhandschuh ist abgestreift – Israel und die deutsche Öffentlichkeit/ Botschafter Stein, ein gelernter Historiker, sieht im Deutschland der Gegenwart einen »natürlichen Revisionismus« am Werk – die unvermeidliche Neubewertung der nationalen Verantwortung durch eine Generation, die persönlich nicht mehr schuldig ist. Das neue deutsche Interesse am Zweiten Weltkrieg, diesmal mit einem Akzent auf die eigenen Leiden, wie es sich in Günter Grass' Novelle über das torpedierte Flüchtlingsschiff »Wilhelm Gustloff« äußert, hält Stein für den deutlichsten Ausdruck dieser Tendenz. Die Bereitschaft der Deutschen, sich von der Geschichte nicht mehr »zur Geisel nehmen zu lassen«, habe sowohl positive Aspekte wie negative. Einerseits sei Deutschland jetzt eher bereit, in der Welt Verantwortung zu übernehmen. Andrerseits erfahre Israel, daß auch positive »psychohistorische« Hemmungen fielen. »Es gibt in Deutschland eine gewisse Erleichterung darüber, daß man uns endlich sagen darf, was man uns schon immer sagen wollte.«

Wo sind die schönen Zeiten hin, da dem mächtigen Staat Amerika in Gestalt der Sowjetunion ein fast ebenso starker Kontrahent gegenüberstand?

Rudolf Augstein

Konkret 05/02, S. 12

Horst Pankow, Justus Wertmüller

Globale Intifada

Völkischer Artenschutz von Ramallah bis Berlin. Solidarität mit den Palästinensern heißt auf gut deutsch: Wehe den Juden!

»Wie schon so oft verschanzen sich hinter dem Ruf nach Frieden die wahren Mörder.«

Paul Spiegel

Es soll immer noch Leute geben, die einen Zusammenhang zwischen dem Massenmord vom 11. September 2001 und einer weltweiten Aggression gegen Juden und den jüdischen Staat nicht erkennen. Wie aber soll man sich den Gleichklang erklären, der seit dem Frühjahr zwischen scheinbar so grundverschiedenen Statisten des Weltgewissens wie einem kommunistischen Literaturnobelpreisträger aus Portugal und dem Vatikan entsteht? Was José Saramago anläßlich eines Besuchs in Ramallah den »Geist von Auschwitz« erblicken und den »Osservatore Romano« vom »Heiligen Land«, das täglich »Opfer einer Aggression, die zur Vernichtung wird«, schwadronieren läßt, hat andernorts schon tatkräftige Menschen auf den Plan gerufen, die in Frankreich und nicht nur dort Synagogen anzünden und Juden zusammenschlagen.

Die Uno, jener illustre Ort, an dem Repräsentanten übel beleumdeter Despotien mit denen vorbildlichster Demokratien sich ebenso wie mit diplomatischen Kolleginnen und Kollegen der letzten realsozialistischen Regimes immer dann feierlich die Hand reichen, wenn eine Verurteilung Israels ansteht, entwickelt sich zur Vorhut der um Identität ringenden Völker, die seit dem September 2001 sich immer hörbarer gegen die Juden wenden. Und was wäre eine internationale Linke, wüßte nicht auch sie, was die Stunde geschlagen hat, schon deshalb, weil sie in Konkurrenz zur Uno eine noch skrupellosere Gemeinschaft der Völker zu schaffen sich anschickt und deshalb immer eine Nasenlänge voraus sein muß.

Anfang Februar versammelte sich die Uno von unten, die Weltgemeinschaft der Globalisierungsgegner, im brasilianischen Porto Allegre und verkündete drohend, was man sich im 21. Jahrhundert unter Weltrevolution vorzustellen hat: »Wasser, Erde, Nahrung, Wald, Saatgut, Kultur und Identität der Völker sind das Erbe der gesamten Menschheit ... In dieser Hinsicht ist eine der wichtigsten Aufgaben der Schutz der Artenvielfalt. Die Völker haben das Recht auf gesunde und nachhaltige Nahrungsmittel ohne gentechnische Veränderungen. Die Selbstbestimmung über die Art der Ernährung im nationalen, regionalen und lokalen Raum ist ein Grundrecht ...« An diesem Dokument deutscher Ideologie haben Leute aus mehr als 20 Ländern mitformuliert, Tausende haben es vor Ort abgenickt und keinem scheint aufgefallen zu sein, daß Rechte und Bedürfnisse solcher Logik zufolge nicht an einzelne Menschen, sondern an Zwangskollektive, an »Völker«, gebunden sind. Niemandem drängte sich der Verdacht auf, daß das Recht der »Völker« auf »ihre« Getreidearten und Ernährungsgewohnheiten bereits ganz anderen Artenschutz nahelegt, nämlich den der »Völker« vor artwidriger Durchmischung.

Statt dessen formulierte man weiter, wie sonst nur die »Jungen Nationaldemokraten«: »Deshalb kämpfen wir für das Selbstbestimmungsrecht insbesondere der indigenen Völker ... Nur der Kampf der Völker kann konkrete Fortschritte annehmen.« Es sollte bekannt sein, daß überall dort, wo der »Kampf der Völker« um ihre kollektiven Rechte großgeschrieben wird, grauenhafte Säuberungen im Inneren des jeweils kämpfenden Volkskörpers vorgenommen werden und solcher Reinheitswahn letztlich auf den immer gleichen Störenfried verfällt. Es ist kein Zufall, daß nach so viel völkischem Zorn die gleiche Erklärung keine Juden, nur einen »israelischen Staat«, kennen will und mit dem einzigen legitimen Volk auf palästinensischem Boden in Treue fest den Kampf gegen das Antivolk propagiert: »Eine der fundamentalsten Aufgaben unserer Bewegung ist es, die Solidarität mit dem palästinensischen Volk und seinem Kampf für Selbstbestimmung angesichts der brutalen Besetzung durch den israelischen Staat zu organisieren.«

Der ökofaschistische Volkstumstraum wird erst richtig verständlich, wenn man bedenkt, welch kongenialer Prolog für das Massaker vom 11. September noch im August vergangenen Jahres unter der Ägide der Vereinten Nationen in Durban zur Aufführung gebracht wurde. Darin führte ein antirassistischer Weltgeist Regie, der den Traum vom Weltbürgertum nicht in die lichte Zukunft einer kommunistischen Weltgesellschaft weiterdenken, sondern ganz im Gegenteil die Menschheit in den finsteren Urwäldern des Spätkapitalismus gefangen halten will.

Als hätte der Sieg über die Deutschen den bösen Wahn von einer judenfreien Welt nicht verscheucht, sondern nur in einen immerhin 50jährigen Schlaf versetzt, sprach aus der in Südafrika versammelten Völkergemeinschaft die Stimme des Erwachens. Befriedigt nahm die Welt zur Kenntnis, daß unter Rassismus jene verabscheuungswürdige Tat zu fassen sei, die in der Errichtung eines jüdischen Staats auf palästinensischem Boden sich manifestiere. Im August in Durban – als längst schon die Selbstmordkommandos alles wegbombten, was ihnen jüdisch vorkam – durfte der Außenminister Finnlands mit einer Vision aufwarten, derzufolge die Palästinenser aktuell in einem ähnlichen Zustand der Verfolgung und Entrechtung leben wie die Juden in Deutschland zwischen 1933 und dem Ausbruch des 2. Weltkriegs. In der Vorstufe zur Hölle also, die Vernichtung heißt. So tönte es aus Durban wenige Wochen vor dem 11. September, bejubelt von den »antirassistischen«

Vertretern jener Nationen, in denen der politische Mord zu Hause ist und jede Minderheit das Fürchten gelehrt wird. So spricht die Weltgemeinschaft und schweigt über Ruanda, schweigt über die Hölle im Kongo oder die Pogrome in Indonesien. Und redet von Israel.

Die Linke weltweit, aber besonders die in Europa, hat's vernommen. Italienische Linke, die doch von sich behaupten, sie stünden in einem Abwehrkampf gegen die drohende Faschisierung durch die Berlusconi-Regierung, überholen diese rechts, indem sie Großdemonstrationen für den Boykott israelischer Waren und Einrichtungen organisieren. Das scheinbar so liberale und weltbürgerliche Frankreich leugnete, vertreten durch seine Präsidentschaftskandidaten, zunächst frech den Wahrheitsgehalt einer Anfang März der Öffentlichkeit präsentierten Studie über zunehmenden Antisemitismus im Land, um dann nach einer Serie von Übergriffen und Anschlägen gegen Juden und jüdische Einrichtungen während der Osterzeit zwar die Täter – Personen aus der islamischen Minderheit – zu benennen, allerdings nur, um die Hintergründe als Ausdruck allgemeiner Migrations- und Assimilierungsproblematik kleinzureden. Gerade so, als wären nicht Vertreter der französischen Intelligenz, von Roger Garaudy über den Abbe Pierre bis zum ökologischen Marschflugkörper des antisemitischen Volks- und Ernährungsbewußtseins, dem Bauernrevolutionär Jose Bove, die eigentlichen Anheizer solchen Hasses.

Bove übrigens faselte schon im Sommer vergangenen Jahres angesichts des zum Schutze des sogenannten Weltwirtschaftsgipfels in Genua aktivierten Polizeiterrors von »Zuständen wie in Ramallah« und wähnte sich von Juden verfolgt. Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, daß Bove zusammen mit zwanzig anderen von der deutschen Presse als Friedensaktivisten gefeierten Feinden Israels Anfang April an der Seite seines Führers im Bunker von Ramallah heldenhaft ausgehalten hat, bis er seine Abschiebung in die wohl auch von ihm als angestammt bezeichnete Heimat erduldete.

Auch in Frankreich waren es einmal mehr die Linken, besonders deren einflußreicher und hemmungslos israelfeindlicher trotzkistischer Flügel, die am 16. März 2002 auf einer Demonstration mit über 10.000 Teilnehmern, zu der 50 Organisationen aufgerufen hatten, ihren Haß auf Israel artikulierten. Es fällt ihnen leicht, spielen sie doch lediglich Avantgarde der offiziellen französischen Politik gegenüber Israel, die der Vorsitzende des Rats der Jüdischen Vereinigungen in Frankreich, Roger Cukierman, so zusammenfaßt: »Die Einbestellung des israelischen Botschafters durch Paris, um ihn wegen der Politik Sharons zu rügen, legitimiert indirekt den Terrorismus. Schließlich ist die Generaldelegierte der Palästinenser in Frankreich nach Attentaten noch niemals einberufen worden.«

Dort aber, wo man sich wegen schwieriger historischer Beziehungen, ja einer Schuld, die man einbekennen müsse, angeblich immer sehr besonnen in Sachen Nahostkonflikt verhält, hat man sich inzwischen richtig warm gelaufen. Medial wurde dies bereits mit Beginn der »Al-Aksa-Intifada« initiiert, als nach dem jeweils letzten Massaker an Juden immer seltener der Tatort, die verzweifelten Überlebenden und Hinterbliebenen gezeigt wurden, dafür aber ein trauriges palästinensisches Kind, das anklagend durch das von einer israelischen Granate gerissene Loch in der Mauer des Elternhauses schaut, womit Ursache und Folge auf den Kopf gestellt sind.

Am 16. März fand die erste große Solidaritätsdemonstration für Palästina seit längerer Zeit in Berlin statt. Zentrale Losung: »Palästina muß leben«. Damit waren der Geist der Intifada und die Beweggründe der anwesenden deutschen Friedensfreunde auf den Punkt gebracht, denn dieses deutsche Wort endet – jeder Deutsche weiß es – auf »und wenn wir sterben müssen«. Ob die anwesenden Palästinenser das wußten, ist unklar, aber intuitiv scheinen sie es begriffen zu haben. Jedenfalls die jungen Männer, die mit grünen Stirnbändern und entsprechenden Fahnen die Märtyrer-Kundgebungen in Ramallah oder Gaza nachahmten, oder jene, die eine Landkarte aufs Transparent gemalt hatten, worauf der zukünftige palästinensische Staat vom Jordan bis zum Mittelmeer reicht. Und natürlich diejenigen, die eine israelische Fahne mit einem Hakenkreuz beschmiert hatten, sie sodann unter allgemeinem Gejohle und nachsichtigen Blicken der Berliner Polizei, die bei vergleichbaren Gelegenheiten stets mit bekannt brutaler Rigidität einschreitet, verbrannten.

Keiner kann heute sagen, wer wenige Stunden nach dieser ersten von einer inzwischen stattlichen Reihe von Palästina-Manifestationen in Deutschland auf die Trauerhalle des jüdischen Friedhofs in Berlin-Charlottenburg Rohrbomben geworfen hat. Palästinenser? Deutsche Antiimperialisten? Oder Stiefelnazis? Die Polizei jedenfalls tat gut daran, in alle Richtungen zu ermitteln.

Deutsche Friedenssehnsucht hat ihren Indikator im Ostermarsch, und dieses Jahr waren es endlich wieder Zehntausende, die im Zeichen des Antiamerikanismus und der Palästinasolidarität marschierten. Allein in Berlin fanden sich fast 10.000 mit Parolen wie »Kindermörder Israel«, »Sharon ist ein Mörder und Faschist« und »Intifada bis zum Sieg« am Start ein. Unter frenetischem Beifall verlautbarte eine Vertreterin der »Berliner Friedenskoordination«: »Im nahen Osten herrscht ein furchtbarer Krieg, in dem fast ein Volk ausgelöscht wird.« In Frankfurt wurde ein Transparent »Deutsche befreit Euch von den Fesseln der Vergangenheit – Widersprecht dem Völkermord in Palästina« gezeigt.

Am Ostersonntag wurden zwei als orthodoxe Juden erkennbare Berlinbesucher aus den USA von acht nach Angaben der Opfer arabisch aussehenden jungen Männern verprügelt und beschimpft. In der gleichen Nacht war es auch in Berlin-

Moabit mal wieder so weit: »Unbekannte Täter« beschmierten das Mahnmal für die deportierten Berliner Juden mit Hakenkreuzen. Am Dienstag nach Ostern, so berichtete am 5. April eine Schülerin des Berliner Jüdischen Gymnasiums dem Deutschlandfunk, wurde ihr Klassenkamerad, der einen kleinen Davidstern an der Jacke trug, in der S-Bahn von arabischen Jugendlichen mit den Worten »Geh doch nach Israel, du Judenschwein, da bomben wir dich weg« angepöbelt und an der nächsten Station aus dem Zug gestoßen.

Sie wissen, daß sie auf Verständnis rechnen dürfen. Bereits im Januar dieses Jahres wurde ein Antrag der Redaktion der antideutschen Zeitschrift »Bahamas« auf Anmietung eines Kreuzberger Jugendzentrums für eine Abendveranstaltung »Solidarität mit Israel« von der Referentin des zuständigen Jugendamtes mit der Begründung abgelehnt, in der Umgebung dieses Jugendzentrums gebe es mehrere vorwiegend von Palästinensern bewohnte Häuser. Eine so »einseitig ausgerichtete Veranstaltung« sei geeignet, die »gute Nachbarschaft und den Frieden« im Kiez zu stören.

Es waren nicht Josef Fischer oder Lionel Jospin, es war Hillary Clinton, die bei ihrem Israelbesuch Anfang Februar nicht nur jeden Kontakt mit palästinensischen Vertretern und deren Territorium mied und sich statt dessen zur Pressekonferenz in jener inzwischen wiedereröffneten Pizzeria in Jerusalem einfand, in der im November 2001 mehr als zwanzig Juden ermordet worden waren. Und es waren keine europäischen Politiker, sondern der amerikanische Präsident, der Arafats Al-Aksa-Brigaden jenem Lager zuschlug, zu dem er vorher schon Hamas, Dschihad Al Islami und Hisbollah gerechnet hatte, dem des Terrors. Hierzulande will ihm da keiner recht geben, weil man schließlich weiß, daß die »Extremisten auf beiden Seiten« bekämpft gehören, als ob die Liquidierung von Palästinensern, nur weil sie Araber sind, je politisches Programm Israels gewesen ist.

In Deutschland weiß man sich im Widerstand gegen jüdischen Terror mit den palästinensischen Zielen einig. Wer sich immer fragte, wo Jürgen Möllemann eigentlich die 18 Prozent für seine Partei holen wollte, weiß es seit dem 2. April: Bei den anständigen Deutschen. An diesem Tag erschien in der »Tageszeitung« diese Einlassung des Vorsitzenden der deutsch-arabischen Freundschaftsgesellschaft: »Israels Politik fördert den Terrorismus. Was würde man denn selber tun, wenn Deutschland besetzt würde? Ich würde mich auch wehren, und zwar mit Gewalt. Ich bin Fallschirmspringeroffizier der Reserve. Es wäre dann meine Aufgabe, mich zu wehren. Und ich würde das nicht nur im eigenen Land tun, sondern auch im Land des Aggressors.«

Was dem Möllemann recht ist, ist der »Süddeutschen Zeitung« billig: »Sharon kündigt ›totalen Krieg‹ gegen Terror an.« Es ist längst nicht nur die in Deutschland überall erhältliche islamistische türkische Tageszeitung »Vakit«, die am 22. März »Adolf Sharon« titelte; in linksliberalen bayerischen Redaktionsstuben west der gleiche Geist, der vor gefälschten Zitaten nicht haltmacht – Sharon hatte nicht von »totalem Krieg«, sondern von »kompromißlosem Kampf« gegen den Terror gesprochen.

Schon wieder einen deutschen Denkschritt weiter sind die ganz Linken: Eine »antiimperialistische Koordination« mit Hauptsitz in der österreichischen Nekropole Wien rechtfertigt in ihrem Demonstrationsaufruf zum palästinensischen »Tag des Bodens« am 13. April in Berlin schon jetzt die kommenden Judenpogrome in Europa mit der Existenz Israels: »Ganz im Gegenteil verstärkt die bedingungslose Unterstützung israelischer Politik alteingesessene Vorurteile, die durch die unrichtige Gleichsetzung von Judentum und Israel Gefahr laufen, auf das Judentum als solches projiziert zu werden. Anstatt Antisemitismus zu bekämpfen, wird hier das genaue Gegenteil erreicht. Die einzig mögliche radikale Wiedergutmachung der Verbrechen des deutschen Nationalsozialismus ist indes die Zertrümmerung seiner imperialistischen Nachfolgestaaten und ihres amerikanischen Bündnispartners. Dazu ist das Bündnis mit der globalen antiimperialistischen Bewegung, inklusive der arabischen, unerläßlich.«

Viel trennt solche Leute vom geistigen Fallschirmspringen für Blut und Boden nicht. Sie bereiten den Boden für die aktive Zusammenarbeit im Zeichen der Globalisierungsgegnerschaft mit jenen, die sich den Tod der Juden, aber auch aller Ehebrecherinnen, Prostituierten und Schwulen auf die Fahnen geschrieben haben, um gesundes Volkstum vor Zersetzung zu schützen. Vielleicht ist dies der Grund, warum in Berlins widerständigstem Bezirk, in Friedrichshain, wo sich die Hausbesetzerszene der frühen 90er Jahre mit Volxküche und offensiver Hundehaltung bis heute erhalten hat, kürzlich Graffiti auftauchten, die diese Gegend als »zionistenfreie Zone« reklamieren und mit einem archaisierenden »Juden = Mörder« ergänzen. Es war wohl nur konsequent, daß hier die Kampagne gegen Zionistenschweine bereits im Dezember 2000, gleich nach Beginn der Al-Aksa-Intifada, in einem sogenannten Infoladen anlief, als ein antideutscher Linker nach seiner »Entlarvung« als Verbreiter von Flugzetteln, die zur Solidarität mit Israel aufriefen, mit Faustschlägen ins Gesicht traktiert wurde.

Man wird sich entscheiden müssen. Entweder ist Paul Spiegel Komplize von »Staatsterroristen«, die für ein »Großisrael« den »totalen Krieg« führen und der deshalb den »hemmungslosen Vernichtungskrieg« Israels (Norbert Blüm) in einen Verteidigungskampf umlügt, oder der Vorsitzende des Zetralrats der Juden hat recht, wenn er sagt: »Wer in dieser Situation die legitime israelische Selbstverteidigung gegen den Terror als ›Völkermord‹ oder ›Kriegstreiberei‹ bezeichnet, der beteiligt sich an populistischer antiisraelischer Polemik. Vergleichbar ist diese absurde Argumentation mit der Situation nach den Terrorangriffen auf New York und Washington am 11. September 2001, als einige selbsternannte Experten den

Vereinigten Staaten vorwarfen, nicht moslemische Extremisten hätten den USA, sondern umgekehrt die USA eben diesen Terroristen den Krieg erklärt, und jede Verfolgung dieser Terroristen sei nur ein neuer ›imperialistischer Krieg‹. Israel kämpft gegen den palästinensischen Terrorismus und damit um seine Existenz im Nahen Osten.«

Horst Pankow und Justus Wertmüller schrieben zuletzt in KONKRET 3/02 »Gegen den Terror negativer Gleichheit«

Konkret 05/02, S. 15

Avi Primor, Jürgen Elsässer

»Deutsche Soldaten werden abgelehnt«

Über die Gewaltphantasien von Möllemann, Schröder und anderen – Interview mit Avi Primor, dem ehemaligen Botschafter Israels in Deutschland

KONKRET: Was war für Sie die schlimmste Äußerung eines deutschen Politikers zur Lage in Israel/Nahost in den letzten Wochen?

Primor: Ich kenne keine. Ich lebe in Israel und bekomme vermutlich auch nicht alles mit. Es gab sehr viele kritische Positionen gegenüber der israelischen Politik und der israelischen Armee – aber nichts, was ich als unanständig bezeichnen würde.

Vielleicht ist die Wortmeldung Jürgen Möllemanns, des stellvertretenden FDP-Vorsitzenden, nicht nach Israel durchgedrungen. Er sagte in einem Interview: »Israels Politik fördert den Terrorismus. Was würde man denn selber tun, wenn Deutschland besetzt würde? Ich würde mich auch wehren, und zwar mit Gewalt. Ich bin Fallschirmspringeroffizier der Reserve ... Und ich würde das nicht nur im eigenen Land tun, sondern auch im Land des Aggressors.«

Ich verstehe Herrn Möllemann nicht ganz. Er möchte sich wehren. Gegen wen? Gegen die israelische Armee? Gegen die Zivilbevölkerung?

Offensichtlich macht er, wie die Selbstmordattentäter, keinen Unterschied.

Das ist mir wirklich unverständlich. Es gibt zwei Grundlagen einer Lösung in Nahost: Zum einen, daß man den Palästinensern einen eigenen Staat gewähren muß, das war das Prinzip sowohl der Rabin/Peres-Regierung wie der Barak-Regierung. Zum anderen, daß man den Weg dorthin über Verhandlungen finden muß. Wer meint, er müsse unbedingt Gewalt anwenden, darf wenigstens den Unterschied zwischen militärischen Gegnern und unschuldigen Zivilisten nicht vergessen.

Kanzler Schröder schlägt vor, deutsche Truppen nach Israel/Palästina zu entsenden, um »von außen« Druck auf die Konfliktparteien auszuüben.

Das erinnert mich an die Debatte, die es in Israel über Wagner gibt. Viele Leute sind dagegen, daß Wagner-Opern bei uns aufgeführt werden, weil die Nazis Wagner zu ihrem wichtigsten Komponisten erklärt haben. Solange unter uns noch Menschen leben, die unter der Nazi-Herrschaft gelitten haben, wäre es sehr verletzend, diese Musik öffentlich zu spielen. Diese Position richtet sich nicht gegen Wagners Musik als solche.

Was heißt das für den Einsatz der Bundeswehr?

Die Bundesrepublik und die Bundeswehr vertreten heute glaubwürdig die westlichen Werte. Deutschland ist ein verläßlicher Freund Israels. Die Deutschen haben mehr Gewissensforschung und Vergangenheitsbewältigung betrieben als andere Völker. Aber: Solange in Israel noch Menschen leben, die den Anblick deutscher Uniformen nicht ertragen können, weil sie sie an den Holocaust erinnern, muß man Rücksicht nehmen. Vielleicht wäre es etwas anderes, wenn Bundeswehrsoldaten Teil einer UN-Friedenstruppe wären, die einen zuvor erzielten Waffenstillstand lediglich absichert.

Schröder hat ausdrücklich davon gesprochen, die Konfliktparteien »zu trennen und dafür eben auch ... militärische Mittel einzusetzen«. Das ist nicht Peace keeping, das ist Peace enforcing, ein Kampfeinsatz, bei dem deutsche Soldaten auch bereit sein müßten, auf Juden zu schießen.

In Israel wird das unterschiedlich gesehen. Der Einsatz deutscher Soldaten in einer Kampfmission wird auch von denen abgelehnt, die westlichen Druck im allgemeinen unterstützen.

Den Einsatz einer Kampftruppe westlicher Staaten ohne Deutschland könnten Sie sich vorstellen?

Das ist hochproblematisch. »Druck von außen« muß ja nicht unbedingt militärischen Druck bedeuten. Gerade die USA haben weit unterhalb eines militärischen Einsatzes Möglichkeiten, Einfluß zu nehmen oder Druck auszuüben.

Auch die Europäer üben schon jetzt Druck aus. Die Bundesregierung hat ein informelles Waffenembargo verhängt, Panzerersatzteile werden nicht mehr an Israel geliefert.

Israel ist nicht von den deutschen Zulieferungen abhängig. Der Beschluß führt in Israel nur zu Irritationen und verstärkt die Sichtweise, daß wir allein gegen alle stünden, von allen verlassen seien und nur auf uns selbst und unser Militär vertrauen dürften. Diese Sichtweise ist verständlich, denn in der Nazizeit wurden die Juden tatsächlich von allen im Stich gelassen. Aber diese Position wird bisweilen bei uns etwas übertrieben. Trotzdem ist die historische Erfahrung die psychologische Grundlage auch der heutigen Israelis, und wer uns verstehen will, muß darauf Rücksicht nehmen. Äußerer Druck auf Israel

wird die Position der Israelis nur verhärten – wer sie ändern will, muß die Kooperation mit dem israelischen Friedenslager suchen.

Sie sind ein Kritiker Sharons. Was würden Sie anders machen?

Es gibt nur eine Lösung: Ende der Besatzung, Auflösung der israelischen Siedlungen, Errichtung eines Palästinenserstaates. Das muß natürlich mit der Garantie eines dauerhaften Friedens und vor allem mit einer Sicherheitsgarantie für Israel verbunden sein.

Haben Sie noch Hoffnung?

Der neue saudische Friedensplan ist wichtig. Die Saudis machen Israel ein Angebot, das es noch nie gab: Im Falle eines Rückzugs von den 1967 besetzten Gebieten wird Israel nicht nur von einzelnen Staaten wie Ägypten und Jordanien, sondern von der gesamten arabischen Welt völkerrechtlich anerkannt – das wäre nicht nur Waffenstillstand, sondern ein echter Friede. Außerdem bietet Saudi-Arabien – vergessen Sie nicht: ein zutiefst religiöser muslimischer Staat! – einen Kompromiß für Jerusalem und eine faire Regelung der Frage der palästinensischen Flüchtlinge an, das heißt ohne ein pauschales Rückkehrrecht, das Israel als jüdischen Staat bedrohen würde. Israel, die USA und die EU müßten diesen Plan auf der ganzen Welt aktiv unterstützen.

Die Fragen stellte Jürgen Elsässer.

Konkret 05/02, S. 16

Ralph Raschen

Roman Holiday

Mit Berlusconi als Premier und Faschisten in der Regierung kann Italiens Linke leben. Mit Ariel Sharon nicht. Im Kampf gegen ihn wird die »Bewegung der Bewegungen« zur echten Volksbewegung

»Il manifesto«, die »kommunistische Tageszeitung« aus Rom, ist das Blatt der italienischen »Anti-Globalisierungsbewegung«, der »Bewegung der Bewegungen« (»Il manifesto«). Beide, Blatt und Bewegung, kämpfen seit Monaten Schulter an Schulter gegen Ariel Sharon, den »Kriegsverbrecher«, und ein Israel, das »die natürlichen und die menschlichen Ressourcen auf Kosten der Völker der Region ausbeutet« (Erklärung des Torino Social Forum in »Il manifesto«).

Valentino Parlato, der Präsident des Verwaltungsrats der »Manifesto«-Kooperative, erklärte unter dem Titel »Zwei Terrorismen«, daß »Osama Bin Laden heute der stärkste und großzügigste Verbündete Ariel Sharons« sei, weil er alles tue, den islamistischen Fundamentalismus anzuheizen. Es komme einem der Gedanke, Bin Laden habe, »die Regeln des Koran überschreitend, auf die Glorie seines Freundes Sharon angestoßen«, nachdem der die US-Regierung »zum Teufel geschickt« hatte, um so ungestört sein »Werk der blutigen Repression und Demütigung der Palästinenser« fortführen zu können.

Vauro Senesi, der Karikaturist des Blattes, zeigte einige Wochen später den israelischen Premier als bulligen Schlachter mit von Blut bespritztem Kittel und zwei Schlachtermessern in den Händen. Anfang März malte er einen »sehr beschäftigten« Sharon, der hinter seinem Rücken eine von Blut triefende Axt hielt.

Luisa Morgantini, eine über die Liste der Rifondazione comunista (RC) gewählte Europaparlamentarierin, hatte die »Verdammnis Sharon« (»Manifesto«-Schlagzeile) auf Europa zukommen sehen. Unmittelbar vor dem G8-Gipfel in Genua hatte sie entdeckt, daß Ariel Sharon auch für die zunehmend herzenskalte Grenze Italiens zu Slowenien verantwortlich sei, weil er »warme Händedrücke« mit einem italienischen Regierungspolitiker gehabt hatte, der kurz darauf vorgeschlagen habe, die Grenze noch effizienter als bisher gegen Migranten abzuschotten. In Genua entdeckte sie, daß die von den G8-Globalisierern errichteten Zäune jenen ähnelten, die Israel gebaut habe, um es palästinensischen »Müttern und Kindern« auf Jahrzehnte zu verunmöglichen, sich »zu umarmen«. Die jeweiligen »Bilder« hatten sich in Signora Morgantini »übereinander« geschoben.

Morgantini (Wahlaufruf »Una donna per la pace«), die zugleich Delegationsleiterin für die Beziehungen des EU-Parlaments zum »Palestinian Legislative Council« ist, hatte den Krieg schon »im Bauch meiner Mutter gespürt«: »Ich bin Ende 1940, im Ossola-Tal, an der Grenze zur Schweiz und in der ersten aus der Resistenza geborenen Republik, geboren. Mein Vater war Partisan. Meiner Bewunderung gegenüber pflegte er zu sagen: ›Nie wieder Krieg!‹« Sie stehe »stets auf der Seite der von Militärs, von despotischen Regierungen, von Besatzungstruppen, von ›humanitären Bombardements‹, von ethnischen Säuberungen niedergedrückten Menschen« – von den »Erdbebenkratern in Lukanien bis zu den palästinensischen Flüchtlingslagern«. In Palästina fand sie ein »geschändetes Land« eines »rechtlosen Volkes«, in dem sogar »die Olivenbäume leiden«.

Während man von Luisa in der Folge eher wenig hörte, kam die »Bewegung der Bewegungen« mächtig in Schwung. »Ya Basta« rief zum Boykott von israelischem Obst, Gemüse, Parfüm und Wein ab 1. März auf, um »das Massaker zu stoppen«, und in »Il manifesto« erschien ein »Appell für das Ende der Gewalt und für eine Pufferstreitmacht in Israel-Palästina«, unterschrieben von der »Freundschaftgesellschaft Italia-Palestina«, von »CGIL, CISL, UIL, FIOM, FIM, UILM« (d. h. allen großen Gewerkschaften), von »Attac«, von »Arci, Apasci, Acli« (der größten postkommunistischen Kulturorganisation, einer Organisation für gerechten, solidarischen Tausch, einer traditionellen katholischen Arbeiterkulturorganisation).

Am Vortag des Boykottbeginns trafen sich dann 10.000 um das »ermordete Palästina« ringende, gegen das »europäische Schweigen« ankämpfende No-Globals, »Franzosen, Belgier, Italiener, Araber, Deutsche und Holländer«, um »dem palästinensischen Volk ihre Solidarität zu bringen« und der »feigen« Europäischen Union zuzurufen: »Stop occupation, stop apartheid«, »Israel assassin«, »Israel murderer«, »Israel = Racism, Israel = Terrorism«, »Boycott Israel«.

Einen Tag nach dem internationalen Tag der Frau verlieh die Bewegung der Bewegungen dann gemeinsam mit den übrigen Bewegungen ihrem Friedensanliegen auf einer nationalen Demonstration in Rom Ausdruck, in der »sehr viele Migranten«, darunter eine »massive Präsenz von Arabern ..., wie wir sie bisher noch nicht einmal bei den Demonstrationszügen zur Immigration gesehen hatten«, »mit der italienischen Linken marschierte(n), die weiß, daß Palästina eines ihrer Probleme ist«. 50.000 oder sogar 100.000 No-Globals, viele mit dem »Intifada-Express des kampanischen No-Global-Netzwerks« in die Stadt gekommen, brachen »substanziell«, wie »Il manifesto« bezeugte, »die Stille durch die Wutschreie gegen Sharon, je nachdem ein ›Mörder‹, ein ›Kriegsverbrecher‹ oder ein ›neuer Hitler‹«, und riefen »Unterstützungsslogans für die Intifada«.

»Il manifesto« (früher »Immer auf der Seite des Unrechts«, später für »La rivoluzione non russa« – die nicht-russische bzw. nicht schnarchende Revolution) stellte den Demonstranten Hamza Piccardo vor, der »nach einer Vergangenheit in der ›extremen Linken‹ ... 1975 zum Islam konvertiert« und nunmehr »Sekretär der Italienischen Vereinigung der Islamischen Gemeinden« sowie Verleger der »ersten von Muslimen in Italien gemachten Edition des Koran« sei und es bedauere, »daß es noch immer ideologische Diskriminierungen« gebe. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er, »auch weil er ›als Moslem‹ jetzt ›über diese Dinge‹ – sprich: ideologische Divergenzen – ›hinweg‹ sei, auch jene Gruppen der extremen, pro-palästinensischen Rechten, die von den Organisatoren ausgeschlossen worden waren, marschieren lassen ... Was zähle, sei das Ziel, das völlig logisch sei: ›... ein laizistischer Einheitsstaat, in dem Israelis und Palästinenser in Frieden zusammenleben können‹ und nicht ›zwei auf ethnischer Grundlage geteilte Staaten‹«. »Unser Palästina« eben, wie es im palästinensischen Schulbuch steht.

»Wir sind alle Palästinenser« skandierten denn auch viele No-Globals, und »Palestina libera, Palestina rossa«. – »Do you remember?« fragte »Il manifesto« träumerisch, aber nicht schnarchend. In der Tat, die Sache war erhebend: »Die zum Islam konvertierten Italiener ziehen mit den Anhängern der Islamischen Gemeinschaften vorüber, am politisch am wenigsten linientreuen Teil eines Zuges, in dem es verschwenderisch viele Hämmer und Sicheln gibt«, berichtete Loris Campetti, der 1999 zur Wahl Luisa Morgantini unterstützt hatte, in »Il manifesto«. »Die Marokkaner und die in Sri Lanka geborenen Italiener ziehen vorüber. Da sind selbstverständlich die palästinensischen Italiener. Da sind die Kurden ..., sie erinnern alle an etwas kollektiv Verdrängtes, an ›Apo‹, Onkel Öcalan, der auf der Bunker-Insel Imrali, Türkei, Bastion der Nato und damit des Imperiums der Guten, verfault ... Hinter dem kleinen Block mutiger und gerechter jüdischer Frauen und Männer paradiert ein anderer Block, erkennbar an einem Transparent, das vom ›Genozid der Palästinenser‹ spricht. Dieses ist – vielleicht – nicht politisch korrekt, wie das andere, das vor dem Zionismus warnt. Hie und da an der Spitze des sehr langen Zuges einige Aufrufe zum Djihad, der jedoch der Demonstration nicht seinen Stempel aufprägt.« Wie der »Tansim-Organisator« Marwan Barguti, sagen würde: »Ich führe niemanden. Das Volk führt mich.«

Trotz ein paar schräger Töne also viel Grund zur »Hoffnung«, die übrigens besonders »ein Transparent unter anderen gibt, das mehr als die anderen trifft. Es lautet schlicht ›Juden gegen die Besatzung‹ und ist tausend Mal mehr wert als die Jugendlichen des Gettos, die sich mit Stangen und Helmen für einen Angriff bereithalten, den niemand will und von dem keiner träumt.« Wer da wohl wen angreifen wollte? Denn wenn die »Demonstration vom 9. März in Rom in Anwesenheit einflußreicher politischer Führer unter üblen Beschimpfungen der Juden um das Ghetto herum« führte (»Il Giornale«), das durch die Polizei abgeschirmt wurde, so vermutlich den »Arabern, sehr vielen Arabern« zuliebe, die angesichts eines, gelinde gesagt, »lästigen Nieselregens – vom Himmel regnet es Blutträne – die harten, zornigen Slogans derjenigen skandieren, die wenig haben, worauf sie hoffen können, wenig zu verteidigen außer ihrer verletzten Würde« und daher »gegen den ›Staatsterrorismus‹ und das ›Schweigen der Vereinten Nationen‹ schreien«!

»Nicht ein Volk, sondern eine Regierung und ihre Besatzungs- und Ausrottungspolitik sind der Feind des in einer gepanzerten und militarisierten Stadt marschierenden Umzugs.« Nur ein paar Juden seien an einem bestimmten Punkt der Demonstration aus dem Getto herausgekommen, um einen Palästinenser und einen Italiener zu verprügeln, beobachtete »Il manifesto«.

Am 20. März rief der römische Bürgermeister und ehemalige Herausgeber des kommunistischen Parteiorgans »Unità«, Walter Veltroni, der kurz zuvor »den neonazistischen Diktator Bashir al-Asad mit allen Ehren empfangen« hatte (Shaykh Abdul Hadi Hadi Palazzi in »Informazionecorretta«), sein Volk auf, »eine Kerze gegen den Terrorismus [in Italien] und für den Frieden im Mittleren Osten« (»Il manifesto«) anzuzünden. 50.000 Menschen sollen daran teilgenommen haben, viele »mit Kippa auf dem Kopf, andere mit Kefiya um den Hals« (»Il manifesto«), darunter »sogar das Oberhaupt der Sekte der ›Moslembrüder‹ – und der Hamas-Vertreter in Italien – Dr. Nour Dachan« (»Informazionecorretta«).

Die größte Gewerkschaft, CGIL, hatte zu ihrem letzten Kongreß zwar Arafat, den »Allende« Palästinas (»La Stampa«), eingeladen, den israelischen Gewerkschafter Chaim Avraham aber, der gern etwas über die Entführung seines Sohnes durch die Hisbollah hätte berichten wollen, durch ihren großen Vorsitzenden, Sergio Cofferati, schroff abgewiesen. Woraufhin Bruno Carmi seinen Gewerkschaftsaustritt in einem offenen Brief an Cofferati vollzog: »Ich ertrage es nicht mehr zu fühlen, daß ich als Jude nur dann akzeptiert werde, wenn wir über den Holocaust und über Verfolgungen sprechen, weil ich sonst als Jude nichts als eine Pest bin.«

Ralph Raschen schrieb in KONKRET 1/02 über Eric Idles Roman »Reise zum Mars«

Konkret 05/02, S. 18

Hermann L. Gremliza

»Gnadenlos philosemitisch«

Dokumentation
Wie man immer wieder nicht glauben will, daß einer Kommunist und Antisemit zugleich sein kann, und wie man immer wieder dran glauben muß

Vorwort

des »Special«-Heftes »Israel, die Palästinenser und wir« der DKP-Zeitschrift »Marxistische Blätter«

Mit dem Beginn der zweiten Intifada Ende September 2000 ist der israelisch-palästinensische Konflikt wieder zu einem zentralen weltpolitischen Thema geworden. Und zugleich zu einem, an dem sich die linken Geister unseres Landes derzeit scheiden wie an keinem zweiten. Letzteres hat gute Gründe: Mit Israel hat sich jenes Volk – genauer gesagt: hat sich jener Teil der Judenheit, der sich selbst als »Volk« verstand – einen Staat geschaffen, das der deutsche Faschismus »mit Stumpf und Stiel« ausrotten wollte. Sechs Millionen Juden wurden von deutschen Völkermördern als Juden umgebracht. Und es war diese Erfahrung, was den Zionismus, den jüdischen Nationalismus, auch für zahllose Juden plausibel und attraktiv machte, denen dieser zuvor als eine abseitige Ideologie erschienen und ihr Jüdischsein recht gleichgültig gewesen war.

Deutschen, die sich ihrer Geschichte bewußt sind, werden diese Tatsachen bei jedem Blick auf Israel vor Augen treten. Hinzu kommt, daß sich der Antisemitismus – der Begriff im landläufigen Sinne verstanden, bekanntlich sind auch die Araber »Semiten« – mit der militärischen Zerschlagung des Nazifaschismus ja nicht erledigt hat. Er lebt im vereinigten Deutschland, Hand in Hand mit anderen (auch antiarabischen, antiislamischen!) Formen des Rassismus, heftig wieder auf und liebt es neuerdings sogar, Palästinafahnen und Arafat-Poster zu schwenken und sich mit Palästinensertüchern zu drapieren.

Dies ist das eine. Das andere freilich ist, daß wir uns von diesen Tatsachen der deutschen Geschichte und Gegenwart den Blick auf die Wirklichkeit des nahöstlichen Geschehens und seine historischen Wurzeln, die sich keineswegs auf den Holocaust reduzieren lassen, nicht verstellen lassen dürfen. Der Zionismus – bis heute quasi offizielle Staatsdoktrin Israels – ist älter als der deutsche Faschismus; er begegnete, in seiner dominierenden Variante – Antwort auf die antijüdischen europäischen Nationalismen, doch zugleich deren Denkmustern folgend – , der arabischen Bevölkerung Palästinas von Anfang an als feindliche Verdrängungsideologie und -praxis (»Ein Land ohne Volk für ein Volk ohne Land« war die von eurozentristischem Hochmut geprägte Parole, unter der die »jüdische Land[weg]nahme« erfolgte); und das Staatshandeln Israels folgt, von der Massakrierung ganzer Dörfer und systematischen Massenvertreibung der arabischen Palästinenser im Zuge und im Gefolge des Unabhängigkeitskriegs 1948 bis zu den heutigen Okkupations-, Repressions- und »Siedlungs«praktiken im Westjordanland und dem Gazastreifen, »klassischen« kolonialistischen Traditionen.

Ist dies festzustellen antisemitisch? Wer das behauptet, wie Teile der (sich selbst so nennenden) »antideutschen« oder »antinationalen« – und gnadenlos »philosemitischen« – Linken, beweist nur, daß er sich von den Schemata des bekämpften völkischen Denkens nicht frei zu machen vermag; und so kann nicht verwundern, wenn dann in den Spalten einschlägiger Presseerzeugnisse ein Bild der Araber oder der Muslime entworfen wird, das der antisemitischen Dämonisierung »des« Juden kaum nachsteht.

Wir sind überzeugt, daß unser Heft, in dem übrigens viele gleichgesinnte jüdisch-israelische Wissenschaftler und Friedensaktivisten zu Wort kommen, allen Dämonisierungen entgegenwirkt; und wir hoffen, daß es mit seiner Fülle an Informationen zur Solidarität mit dem um seine Würde und sein Recht auf ein selbstbestimmtes Leben kämpfenden palästinensischen Volk beiträgt.

Widerwort

von Hermann L. Gremliza bei einer Konferenz der Marx-Engels-Stiftung in Wuppertal

Der Sammelband »Israel, die Palästinenser und wir«, ein »Special« der Zeitschrift »Marxistische Blätter«, hat ein Vorwort, das die Tendenz der ihm folgenden Beiträge zusammenfaßt. Ich habe nicht gehört, daß Herausgeber, Autoren oder Freunde der »Marxistischen Blätter« gegen das Vorwort Protest erhoben oder die Redaktion den Text mit Bedauern zurückgezogen hätte. Bevor ich zu diesem Stück politischer Prosa sage, was zu ihm zu sagen ist, will ich die hier anwesenden Redakteure und Autoren aber doch fragen, ob mir ihr Protest, ihre Entschuldigung, ihr Widerruf etwa entgangen sind. – Es ist dies nicht der Fall.

Ich werde Sie also beim Wort nehmen, bei diesem Vorwort. Sein Text ist skandalös, und den Skandal perfekt macht, daß er von einer Versammlung von Leuten, die sich auf Marx berufen, nicht als Skandal empfunden wird, sondern ihnen erklärt werden muß:

In diesem Text sind die Juden ein »Volk« in Anführungszeichen, ein sogenanntes Volk. Ich bin gewiß der Letzte, der darauf bestünde, bestimmte Kollektive als Völker zu bezeichnen – in einer Zeitschrift aber, in der Völker, unterdrückte Völker, Völkerfreundschaft und sogar eine »Zärtlichkeit der Völker« eine so wichtige Rolle spielen wie in der Ihren, bedeuten die Anführungszeichen um das eine, das jüdische »Volk«, eine negative Selektion. Angehörige des Kollektivs »die Deutschen« sollten, auch wenn sie, anders als Sie, die Rede vom Volk meiden, weil sie völkisch kontaminiert ist, nicht mit Juden darüber rechten, wie sich die der Mordlust unserer Väter nach Israel Entkommenen nennen wollen. Wer Jude ist und ob sie sich ein Volk nennen sollen, möge bestimmen wer will, nur für die nächsten tausend Jahre eine Menschensorte nicht: Deutsche.

Obwohl die Juden kein richtiges Volk sind, sondern nur eins in Anführungszeichen, sind sie gleichwohl »von deutschen Völkermördern« umgebracht worden, und zwar weil »der deutsche Faschismus« sie ausrotten wollte. Das ist eine Lüge. Es war nicht das allgemein Faschistische am Nationalsozialismus, das zum Holocaust drängte, sondern das spezifisch Nationale, also das Deutsche, weshalb die Täter eben auch nicht unbestimmte »deutsche Völkermörder« waren, sondern die Deutschen als Völkermörder. Das Märchen vom armen deutschen Volk, das selber das erste Opfer der Faschisten gewesen sei, ist nach allem, was man inzwischen gelernt haben müßte, nicht mehr nur naiv oder dumm. Es ist bösartig. Wer sich die Ausstellung der Akten ansieht, die das Finanzamt Köln über die Versteigerung der Habe abgeholter Juden an ihre Nachbarn gesammelt hat, dem bleibt die Rede vom Faschismus und irgendwelchen anonymen Völkermördern im Hals stecken. Nicht alle Deutschen waren am Holocaust direkt oder indirekt beteiligt, das ist wahr, aber es waren genug, um von »den Deutschen« als den Tätern zu sprechen. Ihr Vorwort tut das Gegenteil. Mit bewußtem Vorsatz oder mit sicherem Instinkt? Wir werden sehen.

Es folgt der Zionismus, der den meisten Juden als eine »abseitige Ideologie« erschienen war, und wenn es die Juden, bevor sie aus Angst um ihr Leben den Kopf verloren haben, selbst so gesehen haben, wird der Zionismus schon eine abseitige Ideologie sein. »Plausibel« gemacht haben diese abseitige Ideologie, dem Subtext Ihres Vorworts zufolge, die deutschen Faschisten. Die gibt es nicht mehr. Und deshalb ist der Zionismus auch nicht mehr plausibel, sondern abseitig. (Warum, übrigens, keine »abartige«? Es wird sich vor 1933 bestimmt bei irgendeinem jüdischen Autor auch dieses Wort finden.)

Das Vorwort wendet sich, nachdem es das jüdische Volk in Anführungszeichen gesetzt und den jüdischen Nationalismus abseitig genannt hat, dem Motiv zu, das seine Autoren treibt: dem Antisemitismus. Und hier wird der Skandal kriminell. »Bekanntlich«, heißt es da im Stammtischton, »sind auch die Araber Semiten.« Ich bin kein Rassenkundler, ich weiß nicht, zu welcher Rasse dieses Fach die Araber schlägt. Ich weiß nur, daß der Antisemitismus noch keinen Araber in eine deutsche Gaskammer geführt hat und es nicht Moscheen sind, die angezündet wurden und werden, sondern Synagogen. Das Vorwort aber verbreitet die Erkenntnis, der Antisemitismus lebe »im vereinten Deutschland Hand in Hand mit anderen (auch antiarabischen, antiislamischen!) Formen des Rassismus« wieder auf. Wer Antisemitismus mit Antiarabismus oder Antiislamismus gleichsetzt, der lügt. Er macht den Holocaust zu irgendeiner Variante der allgemeinen Xenophobie. Er verharmlost den Antisemitismus nicht, er beschönigt und leugnet ihn. »Der Antisemitismus«, sagt Sartre, »will den Tod des Juden.« Will der Antiislamismus die Endlösung der Moslemfrage? Was für ein horribler Quatsch. (Seit wann, übrigens, darf ein Marxist kein Gegner von Aberglaubensgemeinschaften aller Arten sein? Ich, beispielsweise, bin Gegner des Christentums und natürlich auch des Islams, dieser zwei grusligen Mordsreligionen.)

»Zwar« lebe, sagt das Vorwort, der Antisemitismus in Deutschland »heftig wieder auf«, aber wenn das wirklich stimmt, ist es ein Diktum, das nur ein Antisemit mit »zwar« beginnen und mit »aber« fortsetzen kann. Und der tut es: »... aber die deutsche Geschichte darf uns nicht den Blick auf die Wirklichkeit verstellen«. Was das heißt? Das heißt, daß man zwar, so viel hat man gelernt, um die pflichtschuldige Erwähnung dieser Geschichte nicht herumkommt, es aber damit auch wieder gut ist. Zumal, wie wir erfahren, der Zionismus, also das jüdische Übel, älter ist als der deutsche Faschismus und mit dessen Verbrechen, marxistisch genau betrachtet, nichts zu tun hat.

Und es geht immer noch ein bißchen schlimmer: »Der Zionismus«, heißt es, sei »Antwort auf die antijüdischen europäischen Nationalismen« und folge »doch zugleich deren Denkmustern«. Zionismus – jetzt überspitze ich ein wenig, aber der Gedanke schwingt mit in diesem Satz und soll mitschwingen: – Zionismus folgt den Denkmustern der Nazis. Und deshalb, kein Wunder, begehen die Juden alle möglichen jener Verbrechen, die bei uns seit den Nürnberger Prozessen Verbrechen gegen die Menschlichkeit genannt werden: »Massakrierung ganzer Dörfer«, »systematische Massenvertreibung«. (»Systematische Vertreibung« oder »Massenvertreibung« allein hätte der Beschreibung des Vorgangs genügt, nicht aber dem Gemütshaushalt des Autors.)

Wer dieser Sicht widerspricht, wer hier am Werk sieht, was am Werk ist: ein sich selbst nur schlecht verleugnender Antisemitismus, gehört zu den Feinden des Volkes ohne Anführungszeichen, zu jenen »antideutschen« Elementen, die auch

noch »gnadenlos philosemitisch« sind. Philosemitismus ist – ich übersetze – die Neigung, den Überlebenden des Holocaust freundlich zu begegnen. Wäre das nicht das mindeste, was die Söhne und Töchter der Täter zu tun hätten?

Den »einschlägigen Presseerzeugnissen«, die das tun, gemeint ist KONKRET, wird unterstellt, ein Bild der Araber und Muslime zu entwerfen, »das der antisemitischen Dämonisierung des Juden kaum nachsteht«. KONKRET, heißt das, betreibt die Endlösung der Araberfrage. Eine Partei, ein Milieu, im Bewegungsdeutsch: ein politischer Zusammenhang, der einem seiner Mitglieder einen solchen Lügendreck ungestraft durchgehen läßt, hat sich aufgegeben.

Ein schöner Abgang krönt die Übung: Zum Schluß verlangt das Vorwort »Solidarität mit dem um seine Würde und sein Recht auf ein selbstbestimmtes Leben kämpfenden palästinensischen Volk«. Kann mir einer erklären, was diese Forderung der »Marxistischen Blätter« mit Marx, mit Engels, mit Kommunismus zu tun hat? Wenn Sie mit um ihre Würde kämpfenden Opfern von Massakern und systematischer Massenvertreibung solidarisch sein wollen, warum gehen Sie dann nicht zur Sudetendeutschen Landsmannschaft? Die ist weder antideutsch noch philosemitisch.

Nachwort:

Am 29. März erklärte ein Ernst Herbst im Namen einer »Vereinigung der Freunde Palästinas in Sachsen-Anhalt«:

Fallt den Mördern in den Arm! Die Entscheidung ist gefallen: Sharon und seine demokratisch gewählte Junta hatten die Wahl zwischen den Angeboten der Vereinten Nationen, der Europäischen Union und der Arabischen Liga und seiner Konzeption der Endlösung der Palästinenserfrage.

Diese Erklärung, die ein weiteres Mal aus Juden Nazis macht, wurde am Tag darauf »mit Friedensgrüßen« weiterversandt. »Der Einschätzung, die Ernst Herbst gibt, schließe ich mich an«, schreibt der Versender seinen »lieben Freundinnen und Freunden«. Sein Name ist Hermann Kopp, Organisator der Tagung der Marx-Engels-Stiftung und Autor des Vorworts der »Marxistischen Blätter«. n

Konkret 05/02, S. 20

Peter Nowak

Indymedia-Intifada

Die Gegenöffentlichkeit in der Schweiz ist gar nicht mehr Inter-nett. Nachfahren von Holocaust-Opfern wollen ihr die Verbreitung antisemitischer Texte verbieten

Wenn der Stammtisch online geht, heißt das open publishing und wird unter dem Label Indymedia als Gegenöffentlichkeit verkauft. Die Software ist einfach zu bedienen, und so erfreuen sich die Indymedia-Seiten, auf denen jeder Fotos und Texte veröffentlichen kann, die er sonst nirgends unterbringt, großer Beliebtheit. Besonders bei Globalisierungskritikern. Mittlerweile gibt es Indymedia-Center in über 70 Ländern.

Die Vorteile des Mediums sind offensichtlich: Niemand ist auf das Wohlwollen eines Programmdirektors oder Redakteurs angewiesen, jeder kann seine Sicht der Dinge unter die Leute bringen. Anläßlich der Aktionstage gegen die Castortransporte benutzten selbst Nachrichtenagenturen Indymedia als Informationsquelle. Auch die Polizeiübergriffe auf Globalisierungskritiker in Genua hätten nicht so starke Reaktionen ausgelöst, wären nicht schon Stunden nach den Razzien Fotos von Blutlachen in verwüsteten Schlafsälen bei Indymedia zu sehen gewesen.

Doch die Resonanz linker Gegenöffentlichkeit lebt von Ereignissen. In bewegungsarmen Zeiten, wenn der letzte Gipfelsturm ausgewertet ist und die nächste Atommüllblockade in weiter Zukunft liegt, bleibt Indymedia nur der virtuelle Stammtisch. Beim Lesen der homophoben, sexistischen, rassistischen und antisemitischen postings, häufig mit persönlichen Diffamierungen garniert und mit Floskeln aufgebauscht, gewinnt man den Eindruck, als seien Volxküche und Bierbeize im Cyberspace dicht zusammengerückt.

Kritik an den ressentimentgeladenen Beiträgen wird von den Indymedia-Machern mit dem Hinweis auf das Prinzip der unzensierten Information abgewiesen. Außerdem haben die Indymedia-Center für den Umgang mit besonders anstößigen oder strafrechtlich relevanten Texten von Land zu Land unterschiedliche Regelungen entwickelt. In der Schweiz werden solche postings in einen Zensurkübel gepackt, der allerdings allen Internet-Usern zugänglich ist. Der Effekt ist dem vergleichbar, den das Schild »Verbotene Bücher« in einer Bibliothek hätte.

Pech für die Schweizer Online-Aktivisten, daß nicht alle diese augenzwinkernde Tolerierung mitmachen wollten. Am 1. Febuar 2002 hat Samuel Althof im Namen der Organisation Kinder des Holocaust (AKdH) Anzeige gegen Indymedia wegen Verstoßes gegen das Schweizer Antirassismusgesetz eingereicht. Die AKdH wehrt sich zusammen mit Organisationen wie der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) und der »Wochenzeitung« (»Woz«) aus Zürich gegen faschistische und antisemitische Propaganda im Internet. Der Staatsanwalt wurde bisher nur selten bemüht.

Wegen Verstößen gegen das Antirassismusgesetz sind in der Schweiz neben organisierten Neonazis vor allem Holocaustleugner angeklagt worden. Die Indymedia-Betreiber sind die ersten aus dem linken Spektrum, die Anlaß für eine Anzeige gegeben haben, und das auch nur, weil – wie Samuel Althof sagt – andere Versuche ergebnislos geblieben waren, beispielsweise die Forderung, Indymedia möge die offen antisemitischen Texte und eine Karikatur löschen, die einen palästinensischen Jungen mit Davidstern zeigt – Tendenz: Die Palästinenser sind heute die rassisch Verfolgten, die Juden sind die Nazis.

Ähnliche Qualitäten hat ein Text mit der auf den ersten Blick verwirrenden Überschrift »Palestinian Control of Mass Media«. Der Autor beschreibt »satirisch« den enormen Einfluß der Palästinenser auf dem Finanzmarkt, in den Medien und in der Kultur. Zum Schluß verrät er, man müsse nun nur noch »Palästinenser« durch »Juden« ersetzen – und schon weiß man wirklich Bescheid. Sicherheitshalber hat der Verfasser auch noch ein paar Links zur revisionistischen Netzzeitung »Jewish Tribal Review« gelegt. Nach heftigen Protesten verschoben die Indymedia-Macher den Text in den Zensurkübel.

Pamphlete dieser Art vollständig zu löschen, wie von der Gruppe »Für einen progressiven Antikapitalismus« (F.e.p.A) verlangt, lehnten sie ab. Doch die Anzeige der Holocaust-Nachfahren und die Kritik aus den eigenen Reihen brachte die ansonsten rundum toleranten Freunde der unzensierten Information erst richtig in Rage. Überall entdeckten sie gegen Indymedia verschworene Mächte: Geheimdienste, die Regierung, linke Verräter, Stalinisten, Antideutsche.

Mitte März haben die Moderatoren nun die Notbremse gezogen und Indymedia-Schweiz vorübergehend vom Netz genommen. Man wolle damit zu einer Abkühlung der Gemüter beitragen und Bedingungen für eine angstfreie Debatte schaffen. Zwar soll auch über »Antisemitismus in der Linken« diskutiert werden, vor allem aber über die Konsequenzen, die die Strafanzeige für das Projekt haben kann. F.e.p.A-Mitglieder sind davon ausdrücklich ausgeschlossen. Ein Kim aus dem Oltener Bündnis (OB) der Globalisierungsgegner meinte offenherzig: »Wenn diese Leute mit derselben Vehemenz gegen Antisemitismus im Oltener Bündnis lostreten, wird es für das OB bald unmöglich sein, irgend etwas zu bewirken ...«

Peter Nowak schrieb in KONKRET 10/2000 über antisemitische Nichtraucher

Konkret 05/02, S. 21

Thomas Uwer, Thomas von der Osten-Sacken

Yassir Allende?

Warum Menschenrechte nicht »des Menschen Recht« sind, sondern bloß ein Instrument von Interessen

»Sharon und seine demokratisch gewählte Junta hatten die Wahl zwischen den Angeboten der Vereinten Nationen, der Europäischen Union ... und seiner Konzeption der Endlösung der Palästinenserfrage. Wer alt genug ist, erinnert sich an den 11. September 1973, als uns ... die Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Salvador Allende durch die Truppen Pinochets erreichten. Wird es Massenverhaftungen mit Internierung in Lagern und Massenabschiebungen ›Verdächtiger‹ über die Grenzen geben? Wird Sharon seine Massenvernichtungswaffen aus den Arsenalen holen: Mini-Atombomben, Neutronenbomben und biologische ethnische Bomben?«

Mit diesen Sätzen brachte Ernst Herbst von der »Vereinigung der Freunde Palästinas Sachsen-Anhalt« zu Papier, welche Erwartungen der Einmarsch israelischer Soldaten in Ramallah und anderen Städten der Westbank in Deutschland weckten. Der Unterschied zwischen Chile 1973 und Ramallah 2002 dürfte ihm bewußt sein. In Chile war die gewählte sozialistische Regierung von einer faschistischen Militärjunta mit Unterstützung der USA gestürzt worden. Es ging dort, wie einst im Iran, wo die CIA den Schaft an die Macht putschte, um die reale Alternative zur kapitalistischen Welt und dem von ihr vorgezeichneten Entwicklungsweg in den Staaten der Dritten.

Wenn zu jener Zeit Schriftsteller (wie Peter Weiss im Fall Vietnam) Menschenrechtsverletzungen dokumentierten, taten sie es, weil der Kampf um »des Menschen Recht« ging. »Die ›Dritte Welt‹«, schrieb Weiss, »ist in Wirklichkeit die wichtigste Welt unserer Zeit ... Ich denke dabei an revolutionäre Veränderungen in Ländern wie Kuba, Vietnam, Nordkorea, Algerien ... Diese Nationen haben sich von den herrschenden Klassen befreit, haben sich von der Unterdrückung befreit, haben sich von der Ausbeutung befreit und haben die Menschenwürde eingeführt. Und das und nur das können wir in unserem Zeitalter als ›Entwicklung‹ bezeichnen.«

Der Kampf um »des Menschen Recht« ist lange vor Ramallah oder Pristina zum Stillstand gekommen. Erhalten blieb das monotone Aufzählen verletzter UN-Resolutionen, die Darstellung der Wirkungsweise grauenhafter Waffen und die Klage über die verletzten Menschenrechte. Aus der Liste der Adressaten gestrichen sind die Sowjetunion und die Staaten des Warschauer Pakts. Jetzt sind es Deutschland, Europa und die Vereinten Nationen, die den USA und Israel »in den Arm fallen« (Herbst) sollen – nicht um irgendwo zu retten, was man selbst sich für die Zukunft erhofft, sondern um den »Weltherrschaftsanspruch« des Kapitalismus zu geißeln. Vom Kampf um »des Menschen Recht« ist nur der Kampf für Menschenrechte geblieben.

Daß Kapitalismus, Nationalstaat und Menschenrechte eine Einheit bilden, deren Alternativen Befreiung oder der Rückfall in die unvermittelte Barbarei der Stämme und Abstammungsgemeinschaften sind, müßte am besten wissen, wer die Sowjetunion einst gegen die antikommunistische »Internationale Gesellschaft für Menschenrechte« in Schutz genommen und zugleich die Einhaltung der Genfer Konventionen im Vietnamkrieg gefordert hat. Ihre instrumentelle Funktion haben die Menschenrechte mit dem Wegfall der Sowjetunion nicht verloren. So perpetuieren Erklärungen, wie jene der KPÖ, die den USA vorwarf, den Krieg in Afghanistan wegen ökonomischer Interessen zu führen, die Logik bürgerlicher Vergesellschaftung, die zu bekämpfen sie vorgeben. Die Forderung nach Einhaltung der Menschenrechte ist immer eine nach dem bürgerlichen Staat, während erst die Überwindung der Idee der Menschenrechte Befreiung verspräche.

Es sei die Dialektik des Menschenrechts, schrieb Hannah Arendt, als universelles Recht nur gültig zu sein, wenn es sich grundsätzlich von allen Staatsbürgerrechten unterscheidet, als Recht des Individuums aber ein Gemeinwesen zu benötigen, das den einzelnen als Rechtssubjekt anerkennt und seinen Rechten Gültigkeit verleiht. Wenn Menschen dieses Gemeinwesen aber verlieren oder von ihm um ihre Rechte betrogen werden, müssen die Menschenrechte versagen, die eigentlich in diesem Fall in Kraft treten sollten. »Der Verlust der nationalen Rechte hat in allen Fällen den Verlust der Rechte nach sich gezogen, die seit dem 18. Jahrhundert zu den Menschenrechten gezählt wurden, und diese haben, wie das Beispiel der Juden und des Staates Israel zeigt, bisher nur durch die Etablierung nationaler Rechte wiederhergestellt werden können.«

Damit ging Hannah Arendt weiter, als viele ihrer marxistischen Zeitgenossen: Als Kategorie bürgerlicher Vergesellschaftung stehen Menschenrechte der universalen Inrechtsetzung des Menschen entgegen und nehmen diese nicht vorweg. Sie werden eingelöst nur, wo sie als »universales Menschenrecht« irrelevant sind, nämlich wenn sie als Staatsbürgerrechte Rechtskraft besitzen. Jede Forderung nach Einhaltung der Menschenrechte ist also instrumentell, sie zielt auf das bessere Einrichten im Bestehenden oder im Überleben darin. Wer immer die Einhaltung der Menschenrechte fordert, hat daher in der Regel nicht die Menschenrechte, sondern deren strategischen Einsatz für nationale Unabhängigkeit, Partikular-, Minderheiten- und Volksgruppenrechte oder gegen einen bestehenden Staat und sein Gesellschaftssystem im Sinne. Die interesselosen Vertreter der Menschenrechte hingegen erschienen schon Arendt als

»politisch bedeutungslose Individuen und Vereine ..., deren sentimental humanitäre Sprache sich oft nur um ein geringes von den Broschüren der Tierschutzvereine« unterscheide.

Bedeutungslos sind die ernstgemeinten Appelle an die Menschenrechte leider jedoch nur noch subjektiv. Vereine wie die DFG-VK, die im Kosovokrieg »Menschenrechte Ja – Krieg Nein« forderte, haben nicht nur verkannt, wie eng Menschenrechte und Krieg zusammengehören, sondern auch übersehen, daß die Menschenrechtsideologie mehr ist als Heuchelei, Propaganda und Lüge, welche die eigentlichen Herrschaftsinteressen nur kaschieren sollen.

Die Außenpolitik der EU unter der Führung Deutschlands hat die als dem Individuum eignend gedachten Menschenrechte in Kollektivrechte überführt. Dabei kam ihr zupaß, daß im instrumentellen Umgang mit den Menschenrechten nicht die Tat zählt, sondern die Masse: der »Völkermord«, die »Massaker«, die »Massenverhaftungen« und »Massenabschiebungen«. Als »bewaffneter Arm von Amnesty International« (Ulrich Beck) setzte Euro-Deutschland auf dem Balkan strategische Kollektivrechte gegen den zu zerlegenden Staat Jugoslawien durch. Seitdem bekommt, wer mit den Menschenrechten dem rebellierenden Volksrecht die Rede führt, auch Euro-Deutschland als die bessere Macht gleich mitgeliefert.

Die »Endlösung der Palästinenserfrage« appelliert genau an denselben Mechanismus wie die »Rampe von Srebrenica« und die »serbischen KZ« im Kosovo. Der instrumentelle Einsatz der Menschenrechte ist so erhalten geblieben:_Unterstützer des »Komitees zur Freilassung von Milosevic« verlangen zugleich eine internationale Tribunalisierung Sharons und die Klage über die Greuel des amerikanischen Anti-Terror-Krieges – »Militäreinsätze lösen keine Probleme!« – geht einher mit der Forderung, Schutztruppen nach Palästina zu entsenden. Mit derselben Verve, mit der früher an die »Proletarier aller Länder« appelliert wurde, versendet Ernst Herbst heute seine Aufrufe an Kofi Annan, Romano Prodi und Gerhard Schröder.

Thomas von der Osten-Sacken und Thomas Uwer schrieben in KONKRET 4/02 über Iraks Opposition und die USA

Konkret 05/02, S. 22

Jürgen Elsässer

Die Reise nach Solanien

Die Beweismittel gegen Milosevic sind dürftig, glaubwürdige Zeugen rar. CIA und BND tun für das Tribunal in Den Haag was sie können. Das ist manchmal zu wenig

»Der von Milosevic-Loyalisten unterwanderte militärische Geheimdienst«, schrieb der »Spiegel« im März, habe versucht, »die Regierung Djindjic zu stürzen, um Kostunica als neuen serbischen Premier an die Macht zu putschen.« Belgrader Gewährsleute des Magazins wollen für die Zukunft »ein Blutbad nicht mehr ausschließen«.

Die Inszenierung war spektakulär. In einem Belgrader Nobelhotel saßen am 14. März zusammen: Momcilo Perisic, der frühere jugoslawische Generalstabschef und nun stellvertretender Premierminister Serbiens, Miodrag Sekulic von der Funkaufklärung der Armee und John David Neighbour, nach Angaben des Militärischen Abschirmdiensts KOS »Leiter der Balkan-Abteilung des CIA«. Um 19.35 Uhr stürmten Beamte des Sondereinsatzkommandos Kobra in Zivil herein, stülpten Neighbour einen Sack über den Kopf und führten alle drei ab. Neighbour wurde 15 Stunden lang verört, Perisic zwei Tage. US-Botschafter William Montgomery war empört von diesem »Angriff auf die Vereinigten Staaten«.

Im Regierungsbündnis Dos ging es hoch her. Premier Zoran Djindjic beschuldigte den KOS, einen »Staat im Staate« zu bilden, und forderte den Rücktritt von KOS-Chef Aca Tomic. Doch die Kritik verstummte, als Staatspräsident Vojislav Kostunica der Regierung Beweise vorlegte, daß die Verhaftung eine »Spionageaffäre unfaßbaren Ausmaßes«, welche »die Fundamente des Staates erschüttert« hätte, aufgedeckt habe. Seit sechs Monaten hatte der Abwehrdienst Perisic beschattet und insgesamt 40 Stunden Observation auf Video festgehalten. Auf den Bändern ist zu sehen, wie der Vizepremier geheime Militärdokumente an Neighbour übergibt und dafür Bargeld erhält. Weitere Geheimdokumente wurden bei einer Razzia in Perisicis Wohnung sichergestellt.

Die Affäre endete mit einem Prestigeverlust für Djindjic: Zwar konnte sich der Premier gegen Rücktrittsforderungen der Kostunica-Partei DSS behaupten, doch Perisic war nicht mehr zu halten. KOS-Chef Tomic dagegen blieb nicht nur auf seinem Posten, sondern soll sogar zum neuen Generalstabschef der Armee befördert werden.

Ein Zweck der Kontakte zwischen dem CIA-Mann und Perisic war offensichtlich, der Haager Anklage neues Belastungsmaterial zu besorgen – beim Zugriff wurden »Geheimdokumente sichergestellt, die den früheren Präsidenten Slobodan Milosevic mit Kriegsverbrechen in Bosnien in Verbindung bringen könnten« (DPA). Perisic war schon während des Krieges als Kronzeuge gegen Milosevic aufgebaut worden, und zwar von Rudolf Scharping, als dieser seinen Hufeisenplan erfand. In der Presseerklärung des Bundesverteidigungsministeriums vom 8. April 1999 hieß es: »Es könnte eine zeitliche Verbindung zwischen der Erstellung des Plans für die Operation Hufeisen und der Ende November letzten Jahres erfolgten Ablösung des als pragmatisch-gemäßigt geltenden Generalstabchefs Perisic bestehen. Dieser war strikt gegen einen Einsatz der jugoslawischen Streitkräfte im Innern des Landes.«

Kurz darauf schmückte der damalige Vorsitzende des Nato-Militärausschusses, der deutsche General Klaus Naumann, die behauptete Verbindung zwischen der Ablösung von Perisic und dem Beginn der »Operation Hufeisen« durch ein farbiges Detail aus, das die »Washington Post« kolportierte. Demnach hatte Perisic den Deutschen und Nato-Oberbefehlshaber Wesley Clark am 25. Oktober 1998 in Belgrad getroffen, als diese mit Milosevic über die Umsetzung eines Nato-Ultimatums zur Reduzierung serbischer Truppen im Kosovo verhandelten. In einer Gesprächspause habe Perisic die beiden hinter ein Rembrandt-Gemälde gezogen, in ein kleines Büro geführt und dort, zur Störung der Abhöranlage, den Fernseher auf volle Lautstärke gedreht. »Er sagte, die Armee sei die letzte demokratische Institution im Lande, und es sei ein Desaster, wenn seine Streitkräfte in einem Konflikt mit der Nato zerstört würden«, erinnerte sich Naumann. »Er machte den Eindruck, daß er aus rein patriotischen Gründen die Armee um jeden Preis retten wollte.«

Pannen in Den Haag

Ein Motiv von Perisic könnte darin liegen, daß der Exmilitär durch Kooperation auf Kosten anderer seine eigene Haut retten will. Er steht wegen angeblicher Kriegsverbrechen in Kroatien selbst auf der schwarzen Liste von Den Haag. Jedenfalls könnte Chefanklägerin Carla del Ponte das Insiderwissen eines Mannes wie Perisic dringend gebrauchen, denn der Prozeß gegen Milosevic läuft für sie alles andere als gut. Sogar Djindjic schimpft schon, »wieviel Geld verpulvert wurde, damit dieses Gericht nach fünf Jahren mit solch belanglosen Zeugen aufwartet«. Dafür sind die Auftritte des Angeklagten von einer Art, die selbst die »Welt am Sonntag« konstatieren ließ: »In Belgrad ist Milosevic ein Held.« Weshalb das regimetreue serbische Staatsfernsehen RTS – der einzige Sender, der im ganzen Land zu empfangen ist – die Übertragung der Haager Verhandlungen nach kurzer Zeit eingestellt hat.

Abseits von Stärken und Schwächen einzelner Belastungszeugen hat die Anklageschrift selbst einen gravierenden Konstruktionsfehler: Milosevic ist nämlich nicht wegen Völkermordes im Kosovo angeklagt, »obwohl das der wesentliche

Grund für den Nato-Luftkrieg war« (»Frankfurter Allgemeine«). Als Carla del Ponte von »Le Monde« gefragt wurde, warum dieser Anklagepunkt fehle, mußte sie zugeben: »Weil es keine Beweise dafür gibt.« Hilfsweise wird Milosevic der Tod von »Hunderten kosovoalbanischer Zivilisten« vorgeworfen, die Anklage listet 577 namentlich auf, zumeist Männer im wehrfähigen Alter. Das ist bemerkenswert, denn bis dahin hatten nicht nur selbsternannte Experten, sondern auch die Haager Ankläger selbst den serbischen und jugoslawischen Sicherheitskräften die Ermordung von über 10.000 Kosovoalbanern attestiert – del Ponte hatte die Zahl sogar akribisch genau auf 11.334 Tote beziffert.

Wie aber will man Milosevic – und nicht marodierenden Soldaten oder Freischälern – den Tod auch nur dieser 577 anlasten, wenn kein von ihm unterzeichneter oder zumindest nachweislich gebilligter Mord- und Vertreibungsplan auftaucht? Der Hufeisenplan jedenfalls wird in der Anklageschrift nicht aufgeführt. »Wäre das ein Dokument mit Deckblatt, Datum und Unterschrift, so wäre es fantastisch. Aber meist sieht so etwas eher nach Gesprächswiedergaben und Schlußfolgerungen aus«, erklärte del Pontes Vorgängerin Louise Arbour, nachdem sie den angeblichen Hufeisen-Plan von Scharping erhalten hatte.

Die Anklageschrift versucht jetzt, Milosevics Schuld so zu konstruieren: »Die Terror- und Gewaltkampagne gegen die kosovoalbanische Bevölkerung wurde von den Streitkräften der FRJ und Serbien ausgeführt, die von Slobodan Milosevic ... Anweisungen, Ermutigungen und Unterstützung bekamen.« Es war ein schwerer Schlag für dieses vage Konstrukt, daß zwei jugoslawische Generäle im letzten Jahr in Armeearchiven gesucht und nichts gefunden haben, was nach »Anweisungen, Ermutigungen und Unterstützung« aussah. In ihrem Buch *Zasto su optuzeni* (Verlag Grafomark, Belgrad 2001) schreiben Dusan Vilic und Bosko Todorovic, es gebe »im gesamten Archiv des Pristina-Korps und der Dritten Armee kein einziges Dokument ..., das nicht auf dem Schutz der Zivilisten besteht«. (Eine englische Übersetzung des Buches steht unter www.emperors-clothes.com/book/book1.

htm; wichtige Dokumente daraus finden sich auch im neuen lesenswerten Buch von Ralph Hartmann: *Der Fall Milosevic.* Karl Dietz Verlag, Berlin).

Vilic und Todorovic zitieren einige »streng vertrauliche« Armee-Verschlußsachen ausführlich und im Wortlaut. So fordert der Befehl 873-367 vom 4. Mai 1998, die »Rückkehr der Flüchtlinge ... zu gewährleisten«, alle Dorfbewohner »mit jeder möglichen Höflichkeit ... zu behandeln«, verboten werden »ausdrücklich alle Belästigungen, Sachbeschädigung und Beschlagnahme von Eigentum«. Der Befehl 873-458/1 vom 17. Juni 1998 gibt strenge Anweisungen zur Behandlung von Gefangenen und verbietet Mißhandlungen, Folter und Verurteilungen ohne Kriegsgericht.

Am 27. März 199, drei Tage nach Beginn der Natoangriffe, werden die Militärgerichte auf ihre »Pflicht« aufmerksam gemacht, gegen brandschatzende und plündernde Soldaten und Einheiten »die Höchststrafen des Gesetzes« zu verhängen und diese Strafen zur Abschreckung öffentlich bekanntzugeben (Befehl 250-152/7). Wenig später heißt es im Befehl 455-101, alle Flüchtlinge müßten »freies Geleit« bekommen und gegen »unkorrektes Verhalten von Individuen und Gruppen« – eine Anspielung auf die Aktivitäten von serbischen Freischälern – »geschützt werden«. Im Befehl 872-92/1 vom 19. April 1999 wird die Armee aufgefordert, den Flüchtlingen Nahrung und Unterkünfte zur Verfügung zu stellen, sie selbst und ihr zurückgelassenes Eigentum zu schützen und »die Inbrandsetzung von Häusern und anderer Objekte, deren Besitzer albanischer Nationalität sind, zu verhindern«.

Zum häufigen Vorwurf, die Armee habe Leichen ermordeter Zivilisten beseitigt, um ihre Verbrechen zu vertuschen, wird der Befehl 28-141 vom 31. März 1999 zitiert, der – gemäß international üblicher Regularien – eine Säuberung von Schlachtfeldern und Gefechtsorten zum Schutz vor Seuchen vorsieht, »jedes Detail« müsse »von den örtlichen Zivilbehörden« protokolliert werden.

Die Generäle räumen ein, daß sich Armeeangehörige Verstößen gegen diese Befehle – mit anderen Worten: Verbrechen gegen die albanische Zivilbevölkerung – haben zuschulden kommen lassen. So ist in der Verschlußsache 12-378 vom 20. Mai 1999 von einer »großen Anzahl krimineller Aktivitäten in verschiedenen Formen« die Rede, »sowohl von Einheiten, die direkt in Kampfhandlungen verwickelt waren, als auch von Einheiten, die zur Kontrolle des Territoriums und Sicherung lebensnotwendiger Infrastruktur« verlegt worden waren. In diesem Zusammenhang werden die Kommandanten noch einmal zum Durchgreifen aufgefordert. Insgesamt seien nach einer späteren Armeeaufstellung 172 Personen wegen solcher Vergehen verurteilt worden.

Auffällig ist, daß zwei Drittel der Delinquenten Kosovoserben waren. »Das ist ein Indiz dafür, daß Armeeangehörige aus dieser Provinz oft zu Vergeltungsmaßnahmen griffen, weil Familienangehörige von albanischen Terroristen ermordet oder auf andere Weise drangsaliert worden sind,« schlußfolgern Vilic und Todorovic.

So schändlich diese Handlungen sind, bleibt doch festzuhalten, daß sie nicht nur gegen mehrfachen und ausdrücklichen Befehl der jugoslawischen Militärspitze begangen, sondern auch entsprechend geahndet worden sind. Zwar darf man bezweifeln, daß die Kommandeure die Truppendisziplin während der Bombardierung mit der erforderlichen Konsequenz durchsetzten. Doch auszuschließen ist nach dieser Aktenlage, daß die Delikte im Auftrag der Armeeführung erfolgten.

Bliebe die theoretische Möglichkeit, daß Milosevic an der Armeeführung vorbei eine ethnische Säuberung des Kosovo angeordnet hat – über eine »parallele Kommandostruktur, die direkt von Belgrad über Telefon ins Kosovo verlief«, wie »FAZ«-Kriegsberichterstatter Matthias Rüb glauben machen möchte. Denn auch er muß zugeben: »Schriftliche Dokumente ... gibt es nämlich so gut wie nicht.« Es gibt sie gar nicht. Zumindest nicht in Den Haag. Und das ist del Pontes Dilemma: Ihre Anklageschrift behauptet allen Ernstes, die serbischen und jugoslawischen Sicherheitskräfte hätten auf Anordnung Milosevics »bis 20. Mai 1999 über 740.000 Kosovoalbaner ... vertrieben« – ohne einen einzigen schriftlichen Befehl.

Ein Oberst packt aus

Die Haager Chefanklägerin muß also dringend neue Zeugen finden, die Milosevic glaubwürdig beschuldigen können, ohne dazu irgendein Dokument vorlegen zu müssen. Perisic wäre ideal gewesen, leider ist er zu früh aufgeflogen.

Dafür hat der Bundesnachrichtendienst (BND) noch ein Eisen im Feuer. Die Rolle der Pullacher Behörde beim Hufeisenplan war von Anfang an zentral. Scharping hatte nach eigenen Angaben den angeblich serbischen Plan vom Juniorpartner des BND, dem österreichischen HNA, bekommen. Hilfestellung bei der deutschen Propaganda rund um den Plan leistete ein enger Vertrauter von Perisic, Dragan Vuksic.

Der Oberst der Jugoslawischen Armee hatte schon vor dem Krieg in seiner Zeit als Militärattaché in der Bonner Botschaft Kontakt zu deutschen Behörden. Im November 1999 nahm er dann in Paris zusammen mit Perisic an einer Balkan-Konferenz der französischen Nationalversammlung teil. Mit von der Partie waren viele Personen, die man gemeinhin als Unterstützer der Natopolitik in der Region kennt: aus dem Kosovo der sogenannte Präsident Ibrahim Rugova und der UCK-Führer Hashim Thaci, aus Serbien neben Perisic und Vuksic noch Velimir Ilic und Vonko Obradovic, die als Bürgermeister von Cacak und Kraljevo eine wichtige Rolle beim Sturz Milosevics ein knappes Jahr später spielen sollten, schließlich Bodo Hombach, der »sehr, sehr heimlich« (so Hombach zum »Spiegel«) Gelder zur Finanzierung dieses Putsches nach Serbien geschafft hat.

Vuksic jedenfalls war wieder zur Stelle, als sich Scharping im Frühjahr 2000 einige unangenehme Fragen zum »Hufeisenplan« ausgerechnet aus dem eigenen Haus gefallen lassen mußte (vgl. die Kosovo-Studie des Bundeswehroffiziers Heinz Loquai, auszugsweise dokumentiert in KONKRET 5/2000). In dieser Situation bestätigte Vuksic als bisher einziger jugoslawischer Militär die Existenz eines solchen Plans. In einem Vortrag vor der Österreichischen Militärakademie von 17. bis 19. März 2000 in Reichenau behauptete er: »Milosevic hat den Befehl zur Ausführung der Operation Hufeisen erlassen.« Nach der Absetzung Perisics im November 1998 habe »die neue Militärführung .... wahrscheinlich den glänzenden und schnellen Erfolg der Operation Hufeisen versprochen«.

Einiges spricht dafür, daß Vuksic diese Formulierungen nur aus Gefälligkeit in einen Vortrag eingebaut hat, der sonst der Nato-Interpretation der Milosevic-Politik vollkommen widersprach. So sagte Vuksic, »die Vertreibung eines Teils der albanischen Bevölkerung« sei eine »begleitende Erscheinung einer antiterroristischen Aktion vor allem während der Natoagression« gewesen. Scharping hatte dagegen immer behauptet, die Operation Hufeisen sei lange vor dem Natoangriff begonnen worden und habe der Vertreibung aller Albaner gegolten.

Wegen des Auftritts in Reichenau wurde Vuksic Mitte Juli 2000 von der Armeeführung degradiert. Seinem weiteren Aufstieg hat das allerdings nicht geschadet: Er wurde Sprecher von Perisics neugegründeter Partei, die sich dem Dos-Bündnis anschloß und nach dem Sturz der Linksregierung mit Ministerposten belohnt wurde. Vuksic sollte zunächst mit dem Botschafterposten in der Schweiz honoriert werden, doch Bern lehnte ab. Ein ungewöhnlicher Vorgang – hatten die Eidgenossen Erkenntnisse über Vuksics Aktivitäten für fremde Dienste? Die deutsche Regierung war weniger skrupulös und akkreditierte Vuksic als jugoslawischen Generalkonsul in Frankfurt am Main.

Wo steht Kostunica?

Während westliche Publikationen keinen Zweifel daran lassen, daß sich mit der Verhaftung Perisics das Lager der »anti-westlichen Isolationisten« um Kostunica auf Kosten der »pro-europäischen Reformer« um Djindjic profiliert habe (so die Lesart der International Crisis Group), gab der Journalist Marko Lopusina gegenüber KONKRET eine andere Interpretation der Ereignisse.

Lopusina, Redakteur der Wochenzeitung »Nedeljni Telegraf«, gilt als Geheimdienstexperte mit guten Verbindungen zur militärischen Abwehr und hat mehrere Bücher über die Aktivitäten von CIA, BND und UCK verfaßt. Daß Perisic trotz monatelanger Überwachung ausgerechnet am 14. März festgenommen wurde, ist für Lopusina nur ein Ablenkungsmanöver: Am selben Tag hatte Kostunica einen von EU-Emissär Javier Solana ausgehandelten Vertrag unterzeichnet, der die Umwandlung Jugoslawiens in »Solanien«, einen lockeren Staatenbund aus Serbien und Montenegro, vorsieht.

»Kostunica präsentierte sich mit der Verhaftung Perisics als Verteidiger der nationalen Interessen, die er gerade gegenüber Solana preisgegeben hatte«, sagte Lopusina. Die Ereignisse seitdem könnten ihm recht geben: Kostunica hat den Weg für eine Verabschiedung eines Den Haag-Gesetzes durch das jugoslawische Bundesparlament Mitte April freigemacht, mit der Auslieferung weiterer Angeklagter muß schon mit Erscheinen dieses Heftes gerechnet werden.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 4/02 über die Einsätze der Bundeswehr in Afghanistan und anderswo

Konkret 05/02, S. 24

Michael Schilling

Soldaten sind Deppen

In Hamburg ist ein Rettungshubschrauber der Bundeswehr abgestürzt. Die fünf Insassen starben, und weil sie Uniform trugen, trauerten nicht nur Verwandte und Freunde, sondern die ganze vaterländische Öffentlichkeit.

Was die Staatsanwaltschaft, die das Unglück von Amts wegen zu untersuchen hatte, schon vor den Trauerfeiern wußte, hat sie nach den Grabreden auf die selbstlosen Retter bekannt gemacht: Der Pilot, ein Hauptmann, war betrunken, sein Kopilot auch. Bei dem einen wurden 1,5, bei dem andern 1,2 Promille Alkohol im Blut gefunden. In den Mägen der beiden war kein Alkohol nachzuweisen, was heißt, daß die 1,5 bzw. 1,2 Promille sogenannter Restalkohol waren, die beiden also vor Flugantritt voll gewesen sein müssen wie Strandhaubitzen.

Und das, wird der Laie fragen, hat keiner ihrer Kameraden beim Dienstantritt gemerkt? Der Laie dürfte dann freilich nicht gezwungen sein, am Wochenende Züge der Deutschen Bahn auf Strecken zu benutzen, die von Soldaten der Bundeswehr auf dem Weg ins heimatliche Wochenend frequentiert werden. Sonst wüßte er, daß man deutsche Soldaten noch dann am besoffenen Krakeel erkennt, wenn Abteilwand oder Dunkelheit die Uniform dem Blick verbergen.

Der Befund ist so überwältigend, daß entsprechende Feldstudien rausgeschmissenes Geld wären: Wer als Wehrpflichtiger, Zeit- oder Berufssoldat zum Bund geht, bildet die negative Auslese seiner Generation – sei es als Mörder, der Spaß daran hat, Menschen totzuschießen, sei es als Drückeberger, der keine Alten und Kranken pflegen will. Und doch ist nicht der charakterliche Defekt das auffälligste Merkmal des Soldaten, sondern der intellektuelle. Seine Leistungen in der Schule dürften im Schnitt um mindestens eine Note, sein Intelligenzquotient um zwanzig bis dreißig Punkte unter dem eines Kriegsdienstverweigerers liegen. Und hier gilt wie überall: Je dümmer, desto Bier. Der Zivi kifft.

Wer Soldaten Mörder heißt, wirft mit Perlen des Pathos nach ihnen. Laßt sie uns deshalb häufiger nennen, was sie auch und vor allem sind: Deppen.

Konkret 05/02, S. 25

Sonja Vogel

Akte Bartetzko

Terroristen säubern das Kosovo von den letzten Serben. Ein Bundesbürger spielt eine Hauptrolle

Nach knapp drei Jahren UN-Verwaltung ist das Kosovo nicht zur Ruhe gekommen. Ein aktueller Bericht der OSZE und des UN-Flüchtlingswerkes UNHCR spricht von einer Kampagne mit dem Ziel, »Minderheiten zu terrorisieren, die Provinz zu destabilisieren, sowie die Demokratisierung und die friedliche Koexistenz zu verhindern.« Ein deutscher Staatsbürger gehört zu den Avantgardisten.

Am 16. Februar letzten Jahres explodierte nahe der Kosovostadt Podujevo ein Bus eines serbischen Flüchtlingskonvois. Elf Menschen wurden getötet, 40 weitere zum Teil schwer verletzt. Tatvorbereitung und Timing waren exakt: 220 kg Sprengstoff waren in einem Wasserrohr unter einer Hauptverbindungsstraße deponiert worden. Die Zündung erfolgte erst, nachdem die Panzerfahrzeuge der Kfor-Eskorte durchgefahren waren. Das Nato-Hauptquartier verurteilte den Anschlag als »besonders grausamen terroristischen Akt«, selbst der EU-Außenpolitikchef Javier Solana sah »nichts anderes als einen brutalen Versuch der ethnischen Säuberung«.

Die Unmik-Behörden und die kosovo-albanische Tageszeitung »Koha Ditore« brachten den Deutschen Roland Bartetzko mit der Podujevo-Bombe in Verbindung. Bartetzko ist kein unbeschriebenes Blatt. Unter dem Decknamen Matthias hatte er bereits an den Jugoslawienkriegen der neunziger Jahre teilgenommen. Im Sommer 1999 berichtete er einem Team von »Spiegel-TV« in Kosovska Mitrovica stolz, er habe zahlreiche Serben »eigenhändig« erschossen. Für einen erfolgreichen Absolventen mehrerer Einzelkämpferlehrgänge der Bundeswehr keine große Sache. Als Motiv gab der deutsche Söldner »Haß gegen Serben« an.

Die Unmik-Polizei nahm einen Monat nach dem Anschlag von Podujevo vier Albaner wegen dringenden Tatverdachts fest. Im Mai 2001 wurden sie aus dem Hauptgefängnis Pristina nach Bondsteel, ein US-Militärlager im Kosovo, verlegt – eine Nacht- und Nebelaktion, deren Urheber unbekannt sind, die zuständigen UN-Behörden waren jedenfalls nicht in Kenntnis gesetzt worden. In Bondsteel konnte der Hauptverdächtige Florim Ejupi aus dem Hochsicherheitstrakt fliehen. Der zuständige Kommissar Stu Kellock bezweifelte, daß das ohne Hilfe hatte passieren können. »Meiner Meinung nach ist er nicht geflohen. Ich dachte, ein Gefangener könne aus Bondsteel nicht einfach herauslaufen. Wahrscheinlich ist er zu Befragungen oder so etwas woanders hingebracht worden. Ich kann immer noch nicht verstehen, warum wir, die Polizei, an den Ermittlungen nicht beteiligt waren.« War das Verschwinden des Verdächtigen also eine Panne? UN-Berichten zufolge hat Ejupi längere Zeit für den amerikanischen Geheimdienst CIA gearbeitet.

Nach der Flucht des Hauptangeklagten verliefen die Ermittlungen chaotisch. Obwohl die Beweismittel gegen seine drei mutmaßlichen Komplizen als ausreichend angesehen wurden, ordnete ein UN-Gericht in Pristina im Dezember 2001 ihre sofortige Entlassung an. »In diesem Fall existieren keine Spuren«, hieß es lapidar in der richterlichen Begründung. Ein ernsthafter Verdacht bestünde nur gegen Ejupi. Nachträglich hatte dieser anhand von DNA-Spuren am Tatort identifiziert werden können. Ejupi aber blieb verschwunden. Ein hoher UN-Vertreter kommentierte peinlich berührt: »Das war eine große Blamage.« Ausländische Nachrichtenagenturen hätten »genug Scharfsinn«, um zu wissen, daß die freigelassenen Männer »die Verantwortlichen des Bombenanschlags« seien.

Bartetzko und andere Söldner

Bartetzko steht seit Februar 2001 in Pristina vor Gericht – der erste Terrorprozeß seit der Übernahme der serbischen Provinz durch die Vereinten Nationen. Aber nicht die Podujevo-Bombe wird ihm angelastet, sondern ein späterer Mord: Am 18. April 2001 war auf ein Dienstfahrzeug der jugoslawischen Regierung in Pristina ein Anschlag verübt worden. Aleksandar Petrovic, Leiter der jugoslawischen Paßbehörde des Kosovo wurde von Schrapnellgeschossen zerfetzt, seine vier Begleiter überlebten schwer verletzt. Der Sprengsatz trage die »Handschrift eines Profis«, kommentierte ein Uno-Polizist.

Bereits am Nachmittag des 18. April wurde Bartetzko in der Nähe des Tatortes verhaftet, aber nach wenigen Stunden wieder freigelassen. Erst zwei Tage später, nachdem der Deutsche von der Mordkommission zur Fahndung ausgeschrieben worden war, griff ihn eine Antiterroreinheit wieder auf. Nach Hinweisen auf eine gewaltsame Befreiungsaktion militanter UCK-Kämpfer verlegte man den Angeklagten in das US-Camp Bondsteel. Die Schuld des Inhaftierten gilt durch Fingerabdrücke auf dem selbstgebauten Sprengsatz als erwiesen. Ein weiterer Terrorakt, dessen Urheber Bartetzko ebenfalls sein soll, ist der Bombenanschlag auf das »Zentrum für Frieden und Toleranz« im August 2000. Auch wegen Bartetzkos Beteiligung am Sprengstoffattentat auf die kosovarische Residenz des Belgrader Regierungsvertreters Stanimir Vukicevic im November 2000 wird ermittelt. Bei der Attacke starb Vukicevics Chauffeur.

Mit 31 Jahren ist Bartetzko schon ein alter Hase. Nachdem der ehemalige Stabsunteroffizier 1991 unehrenhaft aus der Bundeswehr entlassen worden war, kämpfte er ab 1995 auf dem Balkan. Aus Uno-Akten geht hervor, daß er zu Einsätzen in Bosnien-Herzegowina und Kroatien gemeldet war – mal auf kroatischer, mal auf muslimischer Seite. Das Bundeskriminalamt (BKA) war ihm nach eigenen Angaben seit 1996 wegen des Dienstes bei einer fremden Truppe auf den Fersen. Strafbar allerdings ist dies nach deutschem Recht nicht. Gegenüber »Spiegel-TV« gab Bartetzko an, sich 1999 freiwillig bei der UCK gemeldet zu haben. »Es befriedigt mich enorm, wenn ich das Wissen, das ich besitze, auch anwenden kann«, erzählte er. Nach eigenen Aussagen war er für die UCK am Verminen ganzer Landstriche und dem Aufbau einer Spezialeinheit beteiligt. Nach dem Nato-Einmarsch 1999 gründete Bartetzko das Sicherheitsunternehmen Sucuir Kosovo in Mitrovica und Pristina, wo der mittlerweile verheiratete Deutsche mit seiner albanischen Frau lebte. Gerüchte besagen, Sucuir Kosovo habe Aufträge extremistischer UCK-Ableger entgegengenommen. Der »Spiegel« meint zu wissen, »Sicherheitsunternehmen« sei in Pristina eine »nette Umschreibung für Terror und Schutzgelderpressung«.

Bartetzko ist kein Einzelfall: Informationen der Bundesregierung und des Hamburger Verfassungsschutzes zufolge waren und sind mehrere hundert deutsche Söldner an den bewaffneten Konflikten in Jugoslawien beteiligt. Diese hätten »in der Regel einen rechtsextremistischen Hintergrund«. Es sei bekannt, daß deutsche Söldner durch »kroatische beziehungsweise bosnisch-kroatische Milizen und reguläre Armeeverbände« im Gebrauch von Waffen und Sprengstoff ausgebildet wurden. Zwei staatliche Ermittlungsverfahren gegen deutsche Staatsangehörige, eingeleitet wegen Beihilfe zum Völkermord, Beteiligung an Massenerschießungen und Vergewaltigungen auf kroatischer Seite, wurden bisher mangels Tatnachweises eingestellt.

Nach jugoslawischen Angaben wurden seit dem Einmarsch der Nato im Kosovo 1.300 Personen ermordet, fast 300.000 Nichtalbaner vertrieben. Der Dachverband Schweizer Flüchtlingshilfe (SFH) bringt das Dilemma der UN-Verwaltung im Kosovo auf den Punkt: »In bezug auf die Bevölkerungszusammensetzung setzt sich der Trend zur ethnischen Homogenisierung fort. Unter dem Fehlen eines funktionierenden Polizei- und Justizsystems haben nicht nur, aber vor allem die Minderheiten zu leiden. Die Kultur der Straflosigkeit führt dazu, daß Angriffe auf Minderheitenangehörige zumeist unaufgeklärt bleiben. Oft werden sie nicht gemeldet, weil Augenzeugen eingeschüchtert sind. Die alltägliche Schikanierung und Diskriminierung bewegt viele zur Ausreise aus dem Kosovo. Nach Einschätzung von UNHCR und OSZE ist jede Rückkehr ein gefährliches Unterfangen.«

Sonja Vogel macht von Darmstadt aus Solidaritätsarbeit für Jugoslawien

Konkret 05/02, S. 26

Rainer Trampert

Höchster Gewinn geringes Risiko

»Die Herausforderung Amerikas« heißt das Buch, in dem Henry Kissinger, der One-man-think-tank der USA, die Weltpolitik erklärt (Propyläen). Seine souveräne Offenheit steht in einem wohltuenden Kontrast zu deutscher Propaganda. An Kissinger gibt es fast nichts zu entlarven

Wenn Hans-Dietrich Genscher ein Buch schreibt, erfahren wir, daß er die Hälfte seines Lebens im Flugzeug verbracht hat, aber nicht warum. Wenn sein Weggefährte Henry Kissinger ein Buch über »die weltpolitischen Herausforderungen, vor denen die USA am Beginn des 21. Jahrhunderts stehen«, schreibt, erfahren wir alles über »die weltpolitischen Herausforderungen, vor denen die USA am Beginn des 21. Jahrhunderts stehen«.

Die »Beseitigung Bin Ladens, seines Netzwerkes und seiner Komplizen« würde »bereits einen großen Erfolg darstellen«. Es geht aber in dem »fortdauernden, gnadenlosen weltweiten Feldzug« keinesfalls »nur darum, Terroristen aufzuspüren«, sondern »vor allem (!) darum, sich nicht die außerordentliche Gelegenheit nehmen zu lassen, die sich für eine Umgestaltung des internationalen Systems ergeben hat«. So schnell kann man zum Wesentlichen kommen: zur globalen Großraumordnung, bei der die Vereinigten Staaten häufig »allein agieren« müssen. Nähmen sie auf andere Rücksicht, könnten schon unumgängliche »Präventivmaßnahmen« gegen den Irak »zum Scheitern verurteilt« sein, und es wäre »schließlich ... möglich, daß sich der Wettstreit um den Zugang zum Erdöl und seine Transportrouten« schon »als gewichtiges Hindernis einer koordinierten Politik erweisen könnte«.

Wir leben nämlich, anders als mancher meint, keineswegs in der vernetzten Weltinnenpolitik eines globalen Empires. »Trotz der viel beschworenen Globalisierung gibt es geopolitische Realitäten, die modische Träumereien von einer Universalität ad absurdum führen.« Die USA werden die Welt mit einer »Betonung des nationalen Interesses gegenüber dem Multilaterismus« ordnen und ihr vor Augen führen, wer über die »Möglichkeiten der Vergeltung verfügt« und wer nicht. Schon hat die Furcht, abgehängt zu werden, Leute wie »Gerhard Schröder« derart in Hektik versetzt, daß sie »einen freiwilligen militärischen Beitrag leisten« wollten, »der gelegentlich über das hinausging, was die Vereinigten Staaten gegebenenfalls verlangt hätten«.

Die Rückkehr zum klassischen Imperialismus mit seinen nationalen Konfliktlösungen und Protektoraten hat eine handfeste materielle Basis. Der sowjetische Block, der die Imperialisten in ihrem Drang zur Expansion und ihrer Lust, übereinander herzufallen, gehemmt hatte, ist verschwunden. Zum anderen »erfreuen« sich die Vereinigten Staaten »zu Beginn des neuen Jahrtausends einer Stellung in der Welt, mit der sich keines der Imperien der Vergangenheit messen kann. Auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet, in Wissenschaft und Technologie ... bis hin zur Popkultur kann sich Amerika einer nie da gewesenen Dominanz gegenüber dem Rest der Welt rühmen.« Wer will es einer imperialen Macht, die selbst das alte Rom und das britische Empire zu deren Blütezeit in den Schatten stellt, verdenken, daß sie die Gunst des historischen Augenblicks nutzen und ihre Einflußsphäre ausdehnen will.

»Amerikanische Truppen (sind) über die ganze Welt verstreut.« Und weil »Kapital« nun einmal »den höchsten Gewinn sucht bei möglichst geringem Risiko«, neigen »amerikanische Engagements dazu, sich in permanente militärische Bindungen zu verwandeln«. Dabei stehen internationale Institutionen eher im Weg. Sie haben weitgehend ausgespielt. Die Uno sowieso, aber auch mit der Nato ist nur noch wenig anzufangen, weil sie »zu einem multilateralen Mischmasch verkommen« ist, seit einige Staaten wie Deutschland sogar Rußland dabei haben wollen, statt die Allianz gegen »die Reimperialisierung Rußlands« einzusetzen. Denn Putin nimmt »den islamischen Fundamentalismus« nur »zum Vorwand, die Staaten Zentralasiens wieder unter seine strategische Vorherrschaft zu bringen«, statt zu respektieren, daß da inzwischen amerikanische Truppen stehen, aber auch – etwa in Kasachstan – chinesische.

Die Überlegungen zur imperialen Aneignung mit militärischen Mitteln sind nicht neu. Spätestens seit 1999 nehmen sie konkretere Gestalt an. Damals schrieb Zbigniew Brzezinski, Mitglied in der Trilateralen Kommission, derzeit könne es keiner mit den USA aufnehmen. Diesen Vorsprung werde man nutzen, um Europa und Asien »energisch« zu »durchdringen«. Die USA würden darauf achten, daß keine Gegenmacht sie in für sie »bedeutsamen geopolitischen Belangen, besonders im Nahen Osten, herausfordern könnte«. »Kurzum«, schrieb er, wegen der momentanen Schwäche Europas und Rußlands, und weil China noch nicht soweit sei, »hat Amerika nur eine kurze historische Chance«, die »Anarchie« auf der Welt zu beseitigen und »die Gefahr eines Aufstiegs einer neuen Macht erfolgreich hinauszuschieben ... Darüber muß in der amerikanischen Öffentlichkeit Einvernehmen erzielt werden.« Das nationale Einvernehmen ist hergestellt. Jeder Außenpolitiker, das weiß Kissinger, sollte bei Bismarck gelernt haben: »Der Staatsmann kann nur abwarten und lauschen, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorzuspringen und den Zipfel seines Mantels erfassen, das ist alles.«

Heute muß wieder alles neu gedacht werden. Die US-Republikaner behandeln etwa »Peking als das neue Übel, das ausgetilgt werden müsse«. Sie vergleichen den Aufstieg Chinas »mit dem Deutschlands, der letztlich zum Ersten Weltkrieg

führte«. Großbritannien und die Vereinigten Staaten brauchten fünfzig Jahre, um ihr Sozialprodukt pro Kopf zu verdoppeln, China verdoppelt alle zehn Jahre. Manchmal platzen solche Nachzügler aus den Nähten. China werde »zum Rivalen der Vereinigten Staaten, wenn auch nicht im ersten Viertel des Jahrhunderts«. Ein kriegerischer Konflikt »mit China sollte aber das letzte Mittel sein« und nicht das erste. Bis es zum großen Knall USA-China kommt, wären Kriege zwischen »Indien, China, Japan, Rußland« um die Vormachtstellung in Asien »nicht gänzlich undenkbar«.

Japan verfügt heute »über den zweitgrößten Kriegsetat der Welt« und pflegt wieder Großmachtambitionen. Mit seinen »Investitionen von Taiwan über Vietnam bis nach Usbekistan« hat Japan »praktisch einen Ring um China gebildet« und »seinen eigenen Einfluß auf die koreanische Halbinsel« ausgedehnt, wo Amerika mit 100.000 Soldaten sitzt. Da der »asiatische Block mit den bevölkerungsreichsten Ländern der Welt, mächtigen Ressourcen und einigen der fleißigsten Völker ... immer wichtiger für die Wirtschaft der Vereinigten Staaten« wird, werde Amerika »sich jeder Macht widersetzen, die in Asien die Vorherrschaft zu ergreifen versucht«. Wenn in Asien »eine Hegemonie droht – durch welches Regime auch immer – würde Amerika ebenso einschreiten wie im Zweiten Weltkrieg gegen Japan«.

Konkurrenz droht auch von einem vereinten Europa. Mit der atlantischen Allianz ist nichts mehr, wie es einmal war. »Die frühen Krisen ähnelten im allgemeinen einem Familienstreit. Heutzutage dagegen wird die Definition der gemeinsamen Sicherheit und sogar der gemeinsamen Zielsetzung in Frage gestellt.« Die Europäer rücken von Amerika ab, »von den Sanktionen gegen Kuba, den Irak oder Iran bis hin zur Straße von Taiwan und von dem Plan, einen Raketenabwehrschild zu errichten. Oft Seite an Seite mit russischen Politikern. Die Unstimmigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet sind noch schärfer.«

Europa ist noch nicht so stark, wie es sein möchte. Derzeit verfügt es »über keinerlei Möglichkeiten der Vergeltung«, und die amerikanischen Kriege schwächen die EU, weil unter ständiger Bedrohung »die größeren Länder der Welt den direkten Kontakt zu Washington einer Mittlerrolle Europas« vorziehen. Nicht Sympathie, sondern der Einsatz von Waffen beschert Freunde. »Wenn es am Golf zum Äußersten kommt«, wird es mit Europas »Betonung der Eigenständigkeit« vorläufig ein Ende haben. Dann »werden die Europäer die ersten sein, die um Zugang zu amerikanischen Energievorräten bitten, um ihre Wirtschaftskatastrophe zu vermeiden«.

Die europäischen Großmächte sind aber nicht untätig. Ihre »Opposition gegen die USA kann nicht« mehr länger »durch rituelle Beteuerungen überspielt werden«. Schließlich will die EU bis 2003 »eine Eingreiftruppe von mehr als 100.000 Personen, 400 Kampfflugzeugen und 100 Schiffen aufstellen, die ihren Einsatz mindestens ein Jahr aufrechterhalten kann«, und zwar »in ähnlicher Weise wie nationale Streitkräfte ... Das Besorgniserregende (ist) die Autonomie als ihr charakteristisches Kennzeichen ... Wo genau würde die europäische Eingreiftruppe operieren?« Irgendwann wahrscheinlich dort, wo amerikanische operieren.

All jene aber, »die nach Identität durch Konfrontation Amerikas suchen«, sollten sich etwas in acht nehmen. Schon wenn die EU sich verpflichtet fühlt, »ihre Mitglieder zu verteidigen, werden die Vereinigten Staaten nicht ruhig zusehen können«. Es ist zumindest strategisch offen, »ob die Allianz sich in ein Netz für nationale politische Wege verwandelt« und »die Nationen des Westens sich wieder auf einem Kurs befinden, der sie zweimal fast vernichtet hätte«.

Deutschland schreitet aggressiv voran und behindert so wider Willen den Weg zu einem Gesamt-Imperialisten Europa. Einige europäische Staaten schrecken »vor den Risiken einer Entfremdung von den Vereinigten Staaten zurück«, weil sonst die deutsche Führung droht. »Ohne die Vereinigten Staaten würde Deutschland ein Anker fehlen, um nationale Impulse zurückzuhalten; Deutschland und Rußland wären versucht, einander als ihre beste Option anzusehen. Die Vereinigung Deutschlands hat diese Tendenzen beschleunigt.« Für die USA wäre es aus solchen Gründen sicherer, die Raketenabwehr »auf Europa auszudehnen«. Die neue Generation schießt nämlich »Raketen schon während der Aufstiegsphase ab, wenn sie sich langsam bewegen«. Die Raketenabwehr wird also kein Schutzschild in den USA sein, sondern soll – verteilt über die Welt – andere Länder jeweils vor ihrer Haustür in Schach halten.

Für die amerikanische Politik im Nahen Osten lauten die Grundsätze: Die Vereinigten Staaten »haben ein zwingendes nationales Interesse daran zu verhindern, daß die Region von Staaten dominiert wird, deren Ziele mit den unseren unvereinbar sind«. In diesem Sinne hätte man den Raum schon im letzten Golfkrieg neu ordnen sollen, statt »legalistisch« auf die Rettung Kuwaits zu setzen. Die Sicherheit Israels »bleibt ein fundamentales Ziel Amerikas, auch als strategisches Gegengewicht zum islamischen Fundamentalismus«. Israel werde in die Lage versetzt, sich selbst zu verteidigen, denn schon ein »von seinen Nachbarn als schwach oder schwächelnd empfundenes Israel würde die Konflikte geradezu heraufbeschwören, welche die amerikanische Politik zu vermeiden suchen sollte«.

Gleichzeitig muß auf arabische Freunde Rücksicht genommen werden. Sie sollten möglichst keiner »innenpolitischen Belastung« ausgesetzt werden. Die Sicherheit Saudi-Arabiens wird »als entscheidend erachtet«. Ein Krieg gegen den Irak werde unvermeidlich sein. In diesem Fall würden die »Golfstaaten sich ihrer Abhängigkeit von Amerika nur allzu bewußt« werden. Gemeint sind die militärischen Besetzungen, die stillschweigenden Schutzabkommen und die amerikanische

Dominanz im Handel. Die USA sind nicht nur Hauptgeschäftspartner Israels, sondern auch Saudi-Arabiens, Ägyptens, Kuwaits, der Vereinigten Arabischen Emirate, Omans und sogar Algeriens.

Resümee: Obwohl die Vereinigten Staaten »weder imperiale Ambitionen verfolgen noch eine imperiale Struktur besitzen, werden sie in vielen Teilen der Welt als herrisch und despotisch wahrgenommen – eben als imperial«. Keiner weiß, warum. So etwas ruft eine »vorherrschende Macht« wohl fast »automatisch« hervor. Das ist schon ärgerlich, zumal die Vereinigten Staaten sich, »zwischen zwei Ozeanen eingebettet«, bisher »aus den Streitigkeiten anderer Nationen herausgehalten« haben und sich ahnungslos »in einer Welt wiederfinden, auf die sie kaum eine Erfahrung in der Geschichte vorbereitet hat«.

Rainer Trampert schrieb in KONKRET 3/02 über die Pleite von Enron

---

Kasten Seite 28

Rainer Trampert

Afrika ist schwarz

Wenn Henri Kissinger philosophisch wird, tritt er die Nachfolge des Professors Galletti an, der mit Sätzen wie »Südamerika ist krumm« oder »Die Afghanen sind ein ziemlich gebirgiges Volk« berühmt geworden ist

Putin läßt sich »im Licht der russischen Geschichte am ehesten mit Fürst Alexander Gortschakow vergleichen«. Wer sich nicht erinnert: Das ist der mit dem »Debakel im Krimkrieg 1856«. »Kolumbien ist ein Land voller Widersprüche«, »Argentinien kommt nicht zur Ruhe« und »Chinas Zeitgefühl folgt einem anderen Rhythmus«. Nie weiß man, woran man mit Chinesen ist. »Peking geht davon aus, daß Staatsmänner ihre Hausaufgaben gemacht haben und subtile Anspielungen verstehen. Drängen wird als Zeichen der Schwäche gedeutet.« Das kann zu Mißverständnissen führen, weil amerikanische Politiker ihre Hausaufgaben oft vernachlässigen, subtile Anspielungen nicht verstehen und gerne drängen, was die Chinesen als Schwäche deuten. Japan »hat das Problem einer ungenügenden Nachfrage«, weil Japaner zuviel sparen. »Daß dem Kauf von Kühlschränken und anderen Haushaltsgeräten in den japanischen Kleinhaushalten natürliche Grenzen gesetzt sind, könnte aber auch eine Rolle spielen.«

Die Hinweise geben uns eine Ahnung davon, daß die Welt ziemlich durcheinander ist. Afrika, beispielsweise, ist eine völlig undurchsichtige Kultur. Dort wird »Opposition mit Verrat gleichgesetzt. Deshalb besitzen afrikanische Länder eine starke Neigung zum Bürgerkrieg.« Ein Virus, der leider ansteckt. Und so müssen sich Konzerne aus dem Westen dort überall private Bürgerkriegsarmeen halten. »Schwarzafrika ist ein Fall für sich«, aber auch »Rußland ist immer ein Fall für sich gewesen.« Ein »Land dieser Größe sollte nicht unter Klaustrophobie leiden«. Das tut Rußland aber, was man daran erkennen kann, daß es »vierhundert Jahre lang mit erbarmungslosen Eroberungszügen seine Nachbarn bedroht hat«. Wer erinnert sich nicht? Rußland überfiel Österreich in den Schlesischen Kriegen, marschierte gegen Napoleon nach Frankreich, scheiterte aber kurz vor Paris an den Unbilden des französischen Sommers. 1871 war die Zarenkrönung in Versailles. Eine Demütigung Frankreichs. Später kam dann der russische Überfall auf Nazi-Deutschland, der erst hinter Bremen durch den kalten Winter gestoppt wurde, mit dem der Iwan bekanntlich nicht klar kommt.

Konkret 05/02, S. 29

Erika Feyerabend

Moderne Erbhygiene?

Es ist nicht strafbar, den Bonner Psychiater Peter Propping einen »Neo-Nazi-Eugeniker« zu nennen. Aber ist es klug?

Überall dort, wo Molekularbiologie und Gendiagnostik zur Sprache kommen, werden die Wissenschaftler mit den Eugenik- und Euthanasieprogrammen der nationalsozialistischen Vergangenheit konfrontiert, die immer noch lange Schatten auf die Gegenwart werfen. Besonders beim Streit um Genforschungen treten zwei Antagonisten auf, deren Auseinandersetzung von beachtlicher Routine geprägt ist: Die molekulargenetischen Experten weisen jede Kontinuität zum biopolitischen Großprojekt der NS-Zeit weit von sich; die Kritiker der Biowissenschaften beschwören genau diese Kontinuität. Distanzierung wie Beschwörung sind feste Bestandteile der Diskussion über Genetik und Euthanasie geworden.

Ein aktuelles Beispiel ist das Beleidigungsverfahren gegen den Berliner Landesverband Psychiatrie-Erfahrener, angestrengt vom Humangenetiker Prof. Peter Propping vor dem Amtsgericht Berlin. Mehrfach hatten die Berliner den Direktor des Instituts für Humangenetik der Universität in Bonn scharf attackiert, zuletzt anläßlich des Weltkongresses für Psychiatrische Genetik, dem Propping 1998 präsidierte. In einem Pamphlet verstiegen sich die Autoren zu der Unterstellung: »Wer heute die Kandidaten-Gene von ›Schizophrenie‹ präsentiert, hätte damals die Nasen von Juden vermessen.« Als Propping in den »Nationalen Ethikrat« berufen wurde, bezeichneten die Berliner den Bonner Wissenschaftler als »Erbhygieniker« und die Psychiatrische Genetik als »Neo-Nazi-Eugenik«. Weil sie Propping zu einem Vortrag eingeladen hatte, wurde der Deutschen Gesellschaft für Verhaltenstherapie »Schulterschluß mit der scheinwissenschaftstheoretischen Prämisse systematischer Gaskammermassenmorde in Deutschland« vorgeworfen.

Propping stellte Strafanzeige wegen »übler Nachrede«. Der Gerichtssaal wurde zur Bühne, auf der der Betroffenenverband seine historischen Gleichsetzungen etwas zurückhaltender formulierte. Sowohl die Rassenhygiene als auch die Humangenetik zielten auf den »erbgesunden Menschen« und kategorisierten psychische Normabweichungen als genetisch bedingte »Erkrankung«. Propping erwiderte, Motiv der modernen Forschung sei nicht Selektion, sondern Klärung von komplexen und keineswegs rein genetischen Krankheitsursachen. Vorsorge und Medikamentenentwicklung für Epilepsie, Schizophrenie oder manische Depression stünden im Zentrum seiner Arbeit. Der zuständige Richter blieb ratlos zurück und stellte das Verfahren ein, auf Antrag der Staatsanwaltschaft, die die Angelegenheit des deutschen Professors als einen »Fall minderer Schwere« beurteilte. Der Berliner Verband Psychiatrie-Erfahrener feiert das als Erfolg.

Für die am Verfahren nicht Beteiligten stellt sich eine andere, über den aktuellen Konflikt hinausreichende Frage. Sind die Nazi-Vorwürfe hilfreich im Streit um die gegenwärtigen, biopolitischen Dimensionen der Genforschung?

Bereits in Kerkern und Hospitälern des 18. und 19. Jahrhunderts entzog man die sogenannten »Irren« dem öffentlichen Blick und machte sie einer wissenschaftlich-rationalen Beobachtung zugänglich. Verschiedene Disziplinen lokalisierten den Wahnsinn im Gehirn, im »Gen«, im Subjekt. Dieses dichte Geflecht von Anstalt, Ausschluß und Wissenserwerb ist nicht bloß ein frühes Muster des nachfolgenden, rassehygienischen Projektes. Der mit Blick auf die heutige Genetik erfolgende Verweis auf die NS-Zeit geht fehl, weil nicht »Rasse«, sondern das »Subjekt«, hinter dem es eine »Krankheit« zu erkennen gab, die psychiatrische und medizinische Wissenschaft antrieb. Der verengte Blick auf die NS-Geschichte gestattet zudem eine schnelle Distanzierung – und damit Entlastung. Schon Ende der achtziger Jahre hat Propping in seinem Buch »Psychiatrische Genetik« selbst »den Mißbrauch« der Genetik durch Sozialdarwinismus und das NS-Regime kritisiert. Im Ergebnis fällt seine Antwort auf das Verhältnis von Politik und Wissenschaft recht schlicht aus: In liberalen Demokratien geht es der Genetik allein um Wissenserwerb zu Heilungs- und Präventionszwecken.

Es spricht aber noch mehr dagegen, Proppings Genetik als »Neo-Nazi-Eugenik« zu bezeichnen. Heute regiert weder wissenschaftstheoretisch noch forschungspolitisch der genetische Determinismus von damals. Seit Oktober 1999 fördert das Bundesministerium für Bildung und Forschung ein sogenanntes Brain-Net (Hirn-Netz). Acht universitäre Hirnbank-Zentren kooperieren, um »neurologisch-psychiatrische Krankheiten nach pathologischen und genetischen Kriterien (zu) diagnostizieren«. Die Zentrale ist das Institut für Neuropathologie der Universität München, das für den reibungslosen Transport von Leichen, Gehirnen und Geweben sorgt. Die Forschung ist arbeitsteilig organisiert. Bonn sammelt Gehirne von Menschen mit Depression oder Epilepsie. In Würzburg ist man auf Gehirne Süchtiger und Dementer spezialisiert. Eingebunden ist das Brain-Net in eine erweiterte Forschungsstruktur, beispielsweise in sogenannte Kompetenz-Netzwerke für Schizophrenie und Depression. Was hier betrieben wird, ist eben nicht, wie vom Landesverband Psychiatrie-Erfahrener skandalisiert, »erbhygienische« Forschung.

Die Experten heute sprechen von »genetischen Dispositionen«. Resourcezentren in Bonn und München sammeln DNA und Zellinien von Patienten und Patientinnen. Sie leiten die Substanzen auch dem Humanen Genomprojekt zu. Die öffentlich geförderte Arbeitsgruppe um Peter Propping erforscht die »genetischen Bedingungsfaktoren der Heroin- und

Alkoholabhängigkeit« oder »zentralnervöser Erkrankungen«. Dabei entsteht »genetisches Wissen«, das verzahnt wird mit hirnphysiologischen Projekten, pharmakologischen Studien und umweltbezogenen Forschungen.

So entstehen »Risikofaktoren« und »Erkrankungswahrscheinlichkeiten«. Das neue Wissen identifiziert nicht den »Schizophreniekranken«, sondern schafft »Risikopersonen«, die unauffällig aber gefährdet (und gefährlich) sind. Die nachfolgende Überwachung und die damit verknüpften Präventionsangebote erstrecken sich deswegen auf das gesamte Leben. Die molekulare Vernunft folgt nicht ausschließlich der Selektionslogik, sondern zielt auf Interventionen. Im Kompetenznetzwerk stehen neben molekulargenetischen Forschungen auch »Früherkennung«, »Prävention«, »innovative Behandlungsansätze« und »Rehabilitation« auf dem Programm.

Jenseits des starren Determinismus einer am »Erbgut« und am »kranken Subjekt« orientierten Wissenschaft entsteht so ein Projekt für die Rundumerfassung. Jede und jeder ist verdächtig, Risiken in sich zu tragen – bei allen bieten sich aber auch Eingriffsmöglichkeiten. Die Zukunftsvision: In sogenannten Vorfeldeinrichtungen – gemeint sind Schulen, Erziehungsberatung oder Hausarztpraxis – sollen Fragebögen verteilt werden. Auffällige Ergebnisse oder ungewöhnliches Verhalten leiten in Früherkennungszentren, wo Interviews geführt, familiäre Belastungen errechnet und Hirnstrukturen visualisiert werden. Es folgt die Intervention – die psychologische, die pharmakologische, die (perspektivisch) genetische.

Daß sich am Ende doch wieder viel auf der Ebene der molekulargenetischen und pharmakologischen Eingriffe abspielen wird, ist der Dominanz von Pharmaindustrie und Biowissenschaft geschuldet. Doch zuvor wird mit dem Netzwerkkonzept die gesamte Gesellschaft zum Laboratorium und zum biopolitischen Interventionsraum. Das sind die Dimensionen der Lebenswissenschaften heute. Das öffentliche Bekenntnis zur Distanz oder der Vorwurf einer Nähe zur »Erbhygiene« der Vergangenheit versperrt den Blick auf die unbegrenzt normalisierbare Gegenwart.

Erika Feyerabend ist Sozialwissenschaftlerin und arbeitet bei »BioSkop – Forum zur Beobachtung der Biowissenschaft«

Konkret 05/02, S. 30

Erich Später

»Übervolle Herzen«

Anfang Januar 2002 hatte der tschechische Ministerpräsident Milos Zeman mit seinem Hinweis, die Sudetendeutschen seien die fünfte Kolonne Hitlers bei der Zerstörung der tschechischen Demokratie gewesen, den ganzen Deutschen Bundestag in Erregung versetzt. Aber nicht, weil er, wie ein Blick in die Geschichte lehrt, untertrieben hatte

Am 1. Oktober 1938 überschritten die ersten Verbände der Wehrmacht die Grenzen der tschechoslowakischen Republik. Von ihren Verbündeten England und Frankreich im Stich gelassen, hatte die Regierung der demokratischen CSR unter Präsident Edvard Benes in München einem der größten und brutalsten Erpressungsunternehmen der modernen europäischen Geschichte nachgeben müssen.

Ohne auf Widerstand zu stoßen konnten die Nazitruppen 28.000 Quadratkilometer, ein Fünftel des Staatsgebietes der CSR, besetzen. Die Bevölkerung Großdeutschlands vergrößerte sich um 3,4 Millionen Menschen. Der im Herbst 1937 beschlossene Aggressionskurs Deutschlands zur Zerschlagung Österreichs und der tschechoslowakischen Republik war nach der Annexion Österreichs im März 1938 erneut erfolgreich und besiegelte die deutsche Hegemonie über Mittel- und Südosteuropa.

Konrad Henlein, Führer der sudetendeutschen Nazipartei, zog unter dem Jubel der deutschen Bevölkerung am 3. Oktober 1938 an der Seite Adolf Hitlers in Egger ein. In einer Proklamation verkündete er: »Am 1. Oktober (1933; E. S.) habe ich euch in schicksalsschweren Tagen zur Einheit aufgerufen. Fünf Jahre hindurch haben wir um die Freiheit gekämpft. Durch die Tat des Führers wurde unser Kampf beendet. Aus übervollen Herzen danken wir dem Führer.«

Am 1. Oktober 1938 beginnt das größte Volksfest der sudetendeutschen Geschichte. In den Berichten der Internationalen Presse ist übereinstimmend von großer Begeisterung die Rede. Alle Ortschaften waren übervoll mit Transparenten und Hakenkreuzfahnen. Die Einheiten der Wehrmacht und der SS wurden mit Blumen und Geschenken überhäuft. Alle zweisprachigen Schilder und Hinweistafeln wurden als Symbole des tschechischen Jochs entfernt. In vielen Ortschaften gab es »Befreiungsfeste« der Bevölkerung mit den Wehrmachtssoldaten ... »Acht Tage«, erinnert sich der Bürgermeister von Sedlnitz, »blieben die Gäste (die Wehrmacht; E. S.) bei uns. Während dieser Zeit war an eine geregelte Arbeit kaum zu denken. Kundgebungen, Abendumzüge mit Fackeln und Lampions, Tanzveranstaltungen und Sitzungen aller Art lösten einander ab.«

Endlich war das verhaßte System der demokratischen Republik, die allen Bürgern staatbürgerliche und soziale Gleichberechtigung versprochen hatte, abgeschüttelt. In den letzten freien Kommunalwahlen im Mai und Juni 1938 hatten bereits, die Angaben der Autoren schwanken leicht, zwischen 80 und 90 Prozent der Deutschen die Nazipartei Henleins gewählt, 1,2 Millionen waren Mitglieder der Partei und ihrer Massenorganisationen.

Als Nachfolgeorganisation der von den tschechoslowakischen Behörden 1933 verbotenen DNSDAP war der »Sudetendeutsche Heimatbund« zum Sammelbecken von NS-Anhängern und deutschen Volkstumskämpfern geworden. Vorsitzender war Konrad Henlein, der populäre Anführer der sudetendeutschen Turner, die bereits zu Anfang des Jahrhunderts den »Arierparagraphen« in ihrer Satzung verankert hatten. Ähnlich wie die NSDAP seit 1930 gegenüber der »Weimarer Republik« verfocht der »Heimatbund« ein taktisches Legalitätsprinzip, das heißt die formale Annerkennung der Verfassung der CSR, um ein Verbot zu erschweren.

Seine Aktivitäten wurden von Anfang an und in immer größerem Ausmaß aus Berlin finanziert. Seit 1935 umbenannt in Sudetendeutsche Partei, erhielt die Organisation bei der nationalen Parlamentswahl im gleichen Jahr bereits 60 Prozent der Sudetendeutschen Wählerstimmen für das radikale, die Existenz der CSR in Frage stellende Programm.

Im Herbst 1937 wurde der taktische Legalitätskurs der Sudetendeutschen Partei zugunsten der unverhüllten Unterstützung der deutschen Aggression aufgegeben. In Abstimmung mit der Naziführung in Deutschland wurden die Forderungen nach Selbstbestimmung und Abtrennung immer weiter radikalisiert. Am 28. März 1938 vereinbart Henlein mit den höchsten Naziführern bei einer Unterredung in Berlin das weitere Vorgehen: Die Forderungen an die Regierung der CSR sollten immer maßloser werden und für diese auf jeden Fall unannehmbar sein. Die Organisationen paramilitärischer Banden, das sogenannte »Sudentendeutsche Freikorps« und der SA-ähnliche »Freiwillige Schutzdienst«, sollten bewaffnete Konflikte provozieren und loyale Bürger der Republik mit Hilfe von Terror und Mord einschüchtern.

Mit gewaltigem Aufwand beginnt Nazideutschland ab April 1938 eine internationale Propagandakampagne für die »gequälte, von Völkermord und Vertreibung bedrohte deutsche Minderheit«. Offen wird mit dem Einmarsch der Wehrmacht gedroht. Hitler gibt die Anweisung, die militärischen Vorbereitungen einer Invasion der Tschechoslowakei spätestens bis September 1938 abzuschließen. Im gleichen Monat April bekennt sich Henlein auf dem Karlsbader Parteitag offen zum Nationalsozialismus und fordert von der Regierung in Prag die »volle Freiheit des Bekenntnisses zur deutschen

Weltanschauung«. Die bürgerlichen Parteien des Sudetenlandes erklären ihre Selbstauflösung und schließen sich Henlein an.

Das propagandistische Trommelfeuer für die bedrohte Minderheit und die militärische Zerschlagung des CSR wird begleitet von einer erneuten Radikalisierung des antisemitischen Terrors in Deutschland. Die Hauptsynagogen Münchens und Nürnbergs werden im Sommer 1938 unter Abhaltung von Massenkundgebungen in Anwesenheit zehntausender Deutscher auf Anweisung der Stadtverwaltungen zerstört. In Berlin kommt es zu spontanem Massenterror gegen die jüdische Bevölkerung. Viele Volksgenossen, so ein SD-Bericht, fühlen sich durch das Verhalten der Juden, die als Sympathisanten der CSR gelten, provoziert. In Franken beginnt Mitte September die Vertreibung der gesamten jüdischen Bevölkerung aus den Dörfern und Kleinstädten. Eine Verschärfung der wirtschaftlichen Ausplünderungspolitik wird zugunsten der weiteren deutschen Aufrüstung von der Vierjahresplanbehörde verlangt.

Der Vorlauf für die Pogromnacht des 9.11. beginnt im Frühjahr 1938 und ist untrennbar verbunden mit dem Willen der Führungsgruppen Deutschlands, ihr Eroberungs- und Expansionsprogramm zu beschleunigen und seine Zielsetzungen zu radikalisieren. Die »Sudentendeutschen« sind in diesen Planungen die Speerspitze und fünfte Kolonne zur Zerstörung der demokratischen CSR. Ihre bedingungslose Loyalität gilt NS-Deutschland. Sie verraten die Republik, die ihre demokratischen und sozialen Rechte garantierte.

Die Verwandlung der Deutschen von einer angeblich verfolgten Minderheit in die mörderische Volksgemeinschaft der Herrenmenschen bedeutet für ihre Gegner und halluzinierten Feinde den Beginn des Infernos. Nach den Angaben der Volkszählung von 1930 lebten auf dem nun annektierten Gebiet 27.073 Menschen jüdischen Glaubens. Während des Frühjahrs und Sommers 1938 kommt es, analog zu den Vorgängen in Deutschland, zu spontanen Gewaltaktionen gegen die jüdische Bevölkerung, die sich im September zu lokalen Pogromen steigern. Die Städte Warnsdorf und Komotau brüsten sich bereits im September 1938, noch vor der Annexion, sie seien »judenfrei«.

Nach dem Anschluß wird der Terror durch die Übernahme der antisemitischen Nazigesetze innerhalb von zwei Monaten institutionalisiert. Demütigung, Gewalt und das Fehlen fast jeder elementaren menschlichen Anteilnahme von Seiten der übergroßen Mehrheit der Deutschen führen seit dem Sommer 1938 zur Massenflucht aus dem »Sudetengau«. Im Oktober 1938 lebten noch ungefähr 1.500 jüdische Menschen, die zu alt oder krank zur Flucht waren, unter den Deutschen. Manche von ihnen mußten, wie Berichte der Sopade belegen, in der Terrornacht des 9. November um ihre brennenden Synagogen tanzen.

Es beginnt das große Beutemachen. Die Massenflucht der jüdischen Bevölkerung beschleunigt und erleichtert die Inbesitznahme ihres Eigentums. Dresdner und Deutsche Bank schicken ihre Plünderungsexperten in den »Sudetengau«, um die Anteile an Bergwerken und Fabriken zu sichern.

Aber auch der einfache Volksgenosse erhält seinen Anteil. In Karlsbad werden 71 Kurhäuser und Hotels sowie 93 Geschäftshäuser »arisiert«. In Aussig gab es 178 jüdische Geschäfte, die alle im Januar 1939 bereits im Besitz von Volksgenossen sind. Henlein zieht in eine große Villa, deren jüdische Besitzer enteignet werden, und wird Führer des zum NS-Mustergau erklärten Sudetenlandes.

Die Ausschaltung der wenigen tausend aktiven Sozialdemokraten und Kommunisten verläuft ohne Probleme. Sie waren geächtet in einer Gesellschaft in der die Ideale von Adolf Hitlers Rassenstaat, der Traum von der homogenen Einheit des zur Herrschaft bestimmten und zur Vernichtung legitimierten deutschen Herrenvolkes zur Überzeugung der übergroßen Mehrheit wurden.

Es folgt eine Explosion der Gewalt in vielen Städten und Dörfern: »Drei Tage Jagdfreiheit« hatte Hitler seinen Satrapen gewährt. Der johlende Mob treibt »Spitzel und Handlanger der Tschechen«, sozialdemokratische und kommunistische »Verbrecher« mit der Tafel »Ich bin ein Volksverräter« um den Hals durch die neue Gauhauptstadt Reichenberg. 2.500 Menschen werden in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert. Die spontane Gewalt- und Plünderungsorgie nimmt solche Ausmaße an, daß die NS-Gauleitung am 12. November einschreitet und dringend darauf hinweist, daß »Festnahmen aus politisch-polizeilichen Gründen und Beschlagnahme von Gründstücken, Wohn- und Geschäftsräumen, Mobiliar, u.s.w allein in der Obliegenheit der Gestapo liegen«. Für unbefugte »Beschlagnahmen und Festnahmen« wird strafrechtliche Verfolgung angedroht.

Von einem nennenswerten Widerstand von deutscher Seite kann bis 1945 nicht die Rede sein. Am 24. Dezember 1940 berichtet die Staatspolizeistelle Karlsbad an das Reichssicherheitshauptamt: »Vor dem Anschluß des Sudetengebiets war der größte Teil der Bewohner deutsch eingestellt. Dieser deutsch eingestellte Teil der Bevölkerung stand dem kommunistischen und marxistischen Teil feindlich gegenüber. Aus diesem Grunde verhält sich die Bevölkerung auch heute noch gegenüber kommunistischen und marxistischen Zersetzungsversuchen ablehnend. Jeder Ansatz zur illegalen Tätigkeit wird daher sofort zur Anzeige gebracht.«

Im »Mustergau Sudetenland« verbleiben 400.000 Menschen tschechischer Herkunft. Der öffentliche Gebrauch ihrer Sprache wird untersagt. Ihre Schulen und kulturellen Einrichtungen werden verboten. Sie werden politisch entrechtet und

als Sklavenvolk behandelt. Die rüstungswirtschaftliche Bedeutung ihrer Arbeitskraft für das deutsche Reich im beginnenden Zweiten Weltkrieg verhindert die von der sudetendeutschen Volksgemeinschaft geforderte totale Germanisierung des Mustergaus. Der völkische Radikalismus wird durch die Erfordernisse des Aggressionskrieges gebremst, macht sich aber in spontanen Enteignungs- und Terroraktionen gegen die verbliebene nicht-deutsche Bevölkerung immer wieder bemerkbar.

Der Präsident der Republik, Edvard Benes, flieht am 22. Oktober nach London und beginnt, den Widerstand zu organisieren. Im März 1939 wird die CSR endgültig besetzt. Slowakische Faschisten und Nazianhänger gründen im Bündnis mit den sogenannten Karpatendeutschen ihren eigenen Staat von Adolf Hitlers Gnaden. Die autoritären antisemitischen Regimes Polens und Ungarns erhalten ihren Teil der Beute. Die Auslöschung der staatlichen Existenz der CSR im Zeitraum vom 1. Oktober 1938 bis 15. März 1939 bedeutet nicht nur einen Triumph Deutschlands als Führungsmacht des weltweiten Faschismus. Der Krieg gegen den jüdischen Teil der Menschheit wird radikalisiert und steht unmittelbar vor dem Übergang zum organisierten Massenmord.

Nachbemerkung: Im befreiten Prag werden am 8. Mai 1945 in 54 Lagerhäusern (darunter 11 ehemaligen Synagogen) riesige Mengen an Mobiliar, Hausrat und Kleidern sichergestellt. Religiöse Gegenstände und Schriften aus 153 jüdischen Gemeinden, darunter 24.500 Gebetbücher und 6.070 Kunstgegenstände von historischem Wert, wurden vorgefunden. Sie waren vorgesehen für das nach dem gewonnen Krieg zur Feier der deutschen Erlösungstat in Prag geplanten »Zentralmuseum der ausgelöschten jüdischen Rasse«. Von den 350.000 Bürgern der CSR, die sich 1937 zum jüdischen Gauben bekannten, überleben 90.000.

Erich Später ist Geschäftsführer der Heinrich-Böll-Stiftung in Saarbrücken

Konkret 05/02, S. 32

Bernhard Schmid

Zwischen Zorro und Arlette

Wahlen auch in Frankreich. Am Ende dürfte die Vorrunde spannender gewesen sein als das Halbfinale, und das Halbfinale spannender als das unendlich öde Finale

Seit dem 4. April stand fest, welche Kandidaten und Kandidatinnen die rechtlichen Voraussetzungen erfüllen, um zur französischen Präsidentschaftswahl antreten zu können. Deren erster Wahlgang fand am 21. April statt, die Stichwahl zwischen den beiden bestplazierten Bewerbern ist auf den 5. Mai angesetzt. Im Juni wird – wiederum in zwei Durchgängen – die Nationalversammlung gewählt.

Mit 16 vom Verfassungsgericht zugelassenen Bewerbern war in diesem Jahr ein neuer Mengenrekord erreicht worden – so viele hatten die erforderlichen 500 Unterstützungs-Unterschriften von Mandatsträgern (Bürgermeistern, Abgeordneten von Départements-, Regional-, nationalem und Europaparlament) zusammengebracht. Dieses Quorum war eingeführt worden, um Politclowns von der Kandidatur für das höchste Staatsamt abzuhalten. Dennoch gelingt es immer wieder auch Vertretern kleiner Parteien, die Hürde zu nehmen, weil vor allem die oft parteilosen Bürgermeister kleinerer Gemeinden – Frankreich hat nicht weniger als 36.000 Kommunen – im Namen von Demokratie und Pluralismus ihre Unterschrift auch Kandidaten geben, deren Meinung sie nicht teilen.

Mehrere Wochen hatte sogar der Altfaschist Jean-Marie Le Pen Angst, das Quorum nicht zu erreichen. Falls er nicht am Rennen teilnehmen könne, drohte er, würden die Anhänger seines Front National (FN) im Notfall sogar für die Linksparteien stimmen. O-Ton Le Pen: »Ich bin Zorro, der von seinem Berg herabsteigt, um sich an Chirac zu rächen.«

Seitdem der Front National sich vor drei Jahren gespalten hat und ein Drittel seiner Mitglieder, aber eine deutliche Mehrheit seiner Kader und Strategen in die aktivistische Splitterpartei seines geschaßten Chefideologen Bruno Mégret – den 1999 gegründeten Mouvement National Républicain (MNR) – gewechselt haben, ist der Front National auf einen – tendenziell passiven – Fanclub des starken Manns an der Spitze reduziert. Doch die Drohung wegen der fehlenden Unterschriften brachte Le Pen, der sich seit Anfang des Jahres als altersweiser »Mitte-Rechts-Politiker« gibt, doch wieder in die Medien, aus deren Wahrnehmung er seit Jahren verschwunden war.

Daß sein Rivale Bruno Mégret, der Technokrat eines »rationalen Faschismus«, die administrative Hürde vor der Kandidatur leichter nehmen konnte als Le Pen, hat er den Konservativen zu verdanken. Die Satire- und Enthüllungszeitung »Le Canard enchaîné« berichtete, das Umfeld des Kandidaten Chirac habe mindestens 150 Bürgermeister aus seinem Lager für Mégret unterschreiben lassen. Mégret tritt seit Jahren offensiv für eine Regierungskoalition nach österreichischem, italienischem und jetzt auch dänischem Muster ein. Er hat angekündigt, im zweiten Wahlgang zur Wahl von Chirac gegen Jospin aufzurufen.

Erfreulicher ist ein Blick auf den linken Flügel des politischen Spektrums. Hier werden die Karten neu verteilt. Der Niedergang der französischen KP, die sich zwischen 1995 und 1997 vorübergehend zu stabilisieren schien, setzt sich fort. Der Parti Communiste Français (PCF) war lange Zeit nicht nur eine politische Kraft ersten Ranges, sondern zugleich auch »Gegengesellschaft«, eine Art »System innerhalb des bestehenden Systems« (so die französische Soziologin Annie Kriegel). Sie besaß zusammen mit dem ihr nahestehenden Gewerkschaftsbund CGT einen weitverzweigten Apparat, der Arbeitern mittels eigener Kaderschulen, Parteiverlagen, Gewerkschaften und so weiter Zugang zu Aufstieg und Bildung ermöglichte und aus dieser Klientel eine eigene soziale Schicht formte, die wiederum eng mit Strukturen des internationalen Kommunismus verflochten war. Die sowjetische KP unterstützte bis 1990 Parteischulen und -einrichtungen mit Geld und bot Fortbildungen in den Ländern des sowjetischen Blocks an. Die Verbindung zum »sozialistischen Lager« verlieh dem KP-Apparat einerseits eine höhere Sinngebung als Träger einer zukünftig weltweiten anderen Gesellschaftsordnung. Andererseits war die Partei durch ihre Beteiligung an der Résistance patriotisch legitimiert und eng in das politische System Frankreichs eingebunden.

Beides hat seine Bedeutung verloren. Das realsozialistische Modell ist zusammengebrochen, und die Hoffnung, eine Beteiligung an Regierungen mit der Sozialdemokratie könne die Gesellschaft im Sinne der Partei verändern, ist endgültig blamiert. Anders als im Mai 1981, als das rote Bündnis mit Mitterrands Parti Socialiste auf den Straßen gefeiert wurde, gibt keiner die Beteiligung an der Regierung Jospin als Entwicklung zu einer anderen sozialen Ordnung aus. Es würde ihm auch niemand glauben.

Je mehr der KP ihre historische Perspektive abhanden kam, desto weiter und konfuser hat sie sich nach allen möglichen Seiten geöffnet. Die biedere Alltagspolitik, die ihre Minister betreiben, verbittert viele Mitglieder – 4 bis 5 Prozent geben jährlich ihren Parteiausweis zurück. Viele KP-Genossen beteiligen sich an einer Vielzahl sozialer Bewegungen, denen die Partei früher fern geblieben wäre. Die Parteiführung bemüht sich um jeden Preis – beispielsweise um den der Anbiederung etwa an Modemacher und Pseudointellektuelle – und auf panikartige Weise, »modern« zu wirken, etwa indem sie den

36jährigen ehemaligen Werbemanager Frédéric Beigbeder zum Wahlkampfberater von KP-Chef Robert Hue macht. Beigbeder ist durch sein Buch *99 francs* (deutsch: *33 Mark*), den pseudo-gesellschaftskritischen Bekenntnissen eines zynischen Snobs, bekannt geworden. Für ihn ist sein Job bei der KP eine nette Provokation. Der Tageszeitung »Le Parisien« erklärte er, er »liebe das Eintreten für eine verlorene Sache« als ästhetische Herausforderung.

Und so gelingt den französischen Trotzkisten ein Einbruch in das Wählerpotential der KP. Arlette Laguiller, ihre Präsidentschaftskandidatin, die einzige Politikerin, die vom Publikum beim Vornamen genannt wird, hat sich den Ruf erworben, den kleinen Leuten nahezustehn. Selbst in bürgerlichen Kreisen wird ihr zugute gehalten, daß sie in den letzten 25 Jahren, während alle anderen ihre Ideen im Namen der notwendigen »Anpassung an die wirtschaftlichen Notwendigkeiten und die Realität der Globalisierung« eingedampft haben, bei ihrer alten Rede geblieben ist: »Arbeiter, Arbeiterinnen, man belügt euch, man beutet euch aus.« Das ist simpel, subjektiv, moralistisch und trägt wenig zur Analyse des kapitalistischen Systems bei, entwickelt aber angesichts der Hohlheit der KP-Phrasen eine wachsende Anziehungskraft auf frühere Wähler der großen Linksparteien. In den letzten Wochen vor der Präsidentschaftswahl kam »Arlette«, die bereits im April 1995 stolze 5,3 Prozent der Stimmen bekommen hatte, in den Prognosen auf zehn Prozent. Freilich gibt es keine Anzeichen dafür, daß ihre Partei Lutte Ouvrière (LO, Arbeiterkampf – der Name wird ohne Artikel benutzt), eine zweifellos effiziente Wahlkampfmaschine, die Stimmen für ihre prominente Vorzeigefrau in konkreten gesellschaftlichen Einfluß umsetzen könnte. Aus sozialen Bewegungen hält LO sich konsequent fern.

Noch zwei weitere trotzkistische Parteien sind bei der Präsidentschaftswahl vertreten. Die unbedeutendste ist der Parti des travailleurs (PT, Partei der Arbeiter) von Pierre Lambert, eine streng autoritäre Politsekte, die etwa Homosexualität als »kleinbürgerliche Ausschweifung« geißelt. Die Lambertisten halten den Maastrichter Vertrag für eine Verschwörung gegen die letzten Reste bürgerlicher Demokratie und sozialer Errungenschaften. Ein schlechtes Wahlergebnis macht ihnen nichts aus, weil sie die Wahlenthaltung ihrer Agitation gutschreiben und also die Partei der Nichtwähler mit den Ergebnissen ihrer eigenen Organisation zusammenzählen. Ein geringerer Trost für die Politsekte ist hingegen, daß der mögliche Gewinner der Wahl seine Lehrjahre in den Reihen ihrer Vorgängerorganisation, der Organisation Communiste Internationaliste (OCI), verbracht hat: Lionel Jospin. Die Lambertisten, die damals ihre Kader als U-Boote bei den Sozialdemokraten und den Gewerkschaften eingesetzt hatten, haben die meisten davon – wie Jospin – an die vermeintlich von ihnen unterwanderten Organisationen verloren. Heute weiß Daniel Gluckstein, der Präsidentschaftskandidat der PT, warum: »Den Staat entführt man nicht wie ein Flugzeug.«

Durch größere intellektuelle Kapazität zeichnet sich die LCR (Ligue Communiste Révolutionnaire) aus. Die kleine Partei wurde im Pariser Mai 1968 gegründet, zwei ihrer führenden Köpfe – Alain Krivine und der Philisophieprofessor Daniel Bensaïd – zählten zu dessen Sprechern. Sie ist in sozialen Bewegungen gegen Rassismus und Globalisierung aktiv, aber auch in Gewerkschaften, wo sie eine weniger sektiererische Praxis als LO oder PT aufweist. Ihr langjähriger Sprecher Alain Krivine, der 1969 sowie 1974 zu den damaligen Präsidentschaftswahlen angetreten war, wollte in diesem Jahr nicht kandidieren, weil er einen Generationswechsel auch bei der radikalen Linken für dringend geboten hielt. Die LCR war so in diesem Jahr mit dem jüngsten Präsidentschaftsbewerber vertreten: dem 27jährigen Olivier Besancenot, im Zivilleben Postangesteller und Briefträger. Die LCR präsentierte den der Öffentlichkeit bis dahin unbekannten Aktivisten der linksalternativen Basisgewerkschaft SUD als eine Art *voice of the voiceless*. Doch gegen die populäre »Arlette« hatte auch er innerhalb der radikalen Linken bei dieser Wahl keine Chance.

Bernhard Schmid rezensierte in KONKRET 3/02 das Buch »Die verbotene Wahrheit« von Brisard und Dasquié

Konkret 05/02, S. 34

Brigitte Voykowitsch

Auf dem Weg nach Hindustan?

Auch in Indien verschärfen die Gegner einer säkularen Demokratie ihren Kampf

Narendra Modi zitiert Newton: Jede Aktion ruft eine entsprechende Reaktion hervor, sagt der Chefminister des indischen Bundesstaates Gujarat, wenn er gefragt wird, warum hunderte Inder bei Unruhen im Februar sterben mußten. Der Mann der hinduchauvinistischen Indischen Volkspartei (Bharatiya Janata Party, BJP) ist »vollauf zufrieden« mit dem Vorgehen seiner Sicherheitskräfte. Binnen 72 Stunden hätten sie Ruhe und Ordnung wiederhergestellt.

Es hätte schlimmer kommen können, nachdem extremistische Muslime am 27. Februar bei der Stadt Godhra in Gujarat einen Zug angegriffen und Waggons in Brand gesteckt hatten. 58 Passagiere waren in den Flammen ums Leben gekommen. Es waren Hindus, die im nordindischen Ort Ayodhya einen Tempel an jener Stelle hatten bauen wollen, wo fanatische Hindus im Dezember 1992 eine Moschee zerstört hatten. Damals waren diesem Gewaltakt wochenlange landesweite Unruhen gefolgt, bei denen mehr als 2.000 Menschen starben. Diesmal wurden mehr als 600 Inder Opfer der Gewalt, die meisten von ihnen Muslime.

Wie schon 1992/93 berichteten Augenzeugen, daß die Sicherheitskräfte viel zu spät eingegriffen und zeitweise den Ausschreitungen tatenlos zugesehen hätten. Wieder stellte sich vor allem auch die Frage nach der Verantwortung. Nach den 1992er Unruhen hatte der Oberste Gerichtshof für das Land, auf dem die Moschee stand und das der Welthindurat (Vishwa Hindu Parishad, VHP) als Geburtsort des Gottes Ram für die Hindus reklamiert, ein absolutes Bauverbot verfügt. Doch Premierminister Atal Bihari Vajpyäe, dessen BJP die größte Fraktion in der in Neu Delhi regierenden Vielparteienkoalition stellt, hatte den Bauvorbereitungen des VHP und der Kar Sevaks (Freiwilligen) für den Tempel in Ayodhya tatenlos zugesehen.

Wollte oder konnte der Premier nicht handeln? Fürchtete er, daß sich die Spannungen innerhalb der Sangh Parivar oder Hindufamilie, einer Reihe hindunationalistischer Gruppierungen, der neben seiner BJP und der VHP auch die RSS (Rashtriya Sevak Sangh, Nationale Freiwilligenorganisation) angehören, noch verschärfen würden? Konflikte hatte es immer wieder gegeben, seit die BJP, die noch 1984 nur zwei Mandate im 545 Sitze umfassenden Bundesparlament hatte, 1998 in Delhi an die Macht kam. Eine Alleinregierung zu bilden war ihr unmöglich, sie mußte Koalitionspartner finden und im Rahmen dieses Bündnisses auf wesentliche Punkte ihrer Hinduagenda verzichten. Vajpayee bezeichnete das Tempelprojekt im Jahr 2000 zwar erneut als ein vorrangiges Anliegen, im Koalitionspapier aber hatte und hat es keinen Platz – ein Verzicht, der innerhalb der Sangh Parivar mehrfach zu Debatten über den Sinn einer BJP-Regierung führte.

Indiens Muslimen lag und liegt dabei weniger an der Moschee an sich – der Bau war schon Jahrzehnte vor seiner Zerstörung kein Ort des Gebets mehr gewesen. Ihnen geht es um die Symbolik eines Angriffs, der das Grundverständnis des indischen Staates in Frage stellt. Die Tageszeitung »Times of India« sprach nach Godhra und den darauf folgenden Massakern an den Muslimen erneut von dem »nicht in den Griff zu bekommenden Konflikt zwischen zwei Visionen von Indien«. Die eine dieser Visionen will ein der Verfassung von 1950 gemäßes, säkulares und demokratisches Indien, die andere stellt den Hinduglauben über die Verfassung, das Parlament und die Gerichte.

»Hum sa ek hai« (Wir sind alle eins), erklärten Hindus und Muslime nach Godhra in einer gemeinsamen Kundgebung gegen den Kommunalismus, wie der religiöse Chauvinismus in Indien genannt wird. Nicht wenige besorgte Muslime aber fragten sich, ob Indien nicht doch auf dem Weg dazu sei, »Hindustan« (das Land der Hindus) zu werden, in dem die konfessionellen Minderheiten nur mehr zu den von der Mehrheit festgelegten Konditionen würden leben dürfen. Der Angriff auf die Moschee und die Kampagne für den Tempel sind Teil dieser Hindutva-Ideologie, die auf der mythischen Vision von einem goldenen Hinduzeitalter vor der Ankunft der Muslime und der Briten auf dem Subkontinent basiert. Mit der Unabhängigkeit 1947 wollten die Hindutav-Anhänger nicht bloß die Briten vertreiben, sondern zugleich ihre Vorherrschaft über die Muslime festschreiben. Daß der Subkontinent 1947 geteilt wurde und die Muslime ihren eigenen Staat – Pakistan – bekamen, haben Organisation wie die RSS nie akzeptiert. Ein RSS-Mitglied war es auch, das 1948 den Freiheitskämpfer Mahatma Gandhi ermordete, weil er die Teilung von Indien und Pakistan nicht verhindert hatte.

Wie immer, wenn es in Indien zu Übergriffen gegen die muslimische Minderheit kommt, verfolgte die pakistanische Öffentlichkeit die Vorgänge im Nachbarland aufmerksam. Diesmal kam es hier allerdings nicht, wie 1992, zu Ausschreitungen gegen die Minderheit der Hindus. Nach dem 11. September hatten beide Staaten sich der internationalen Koalition gegen den Terrorismus angeschlossen. Islamabad mußte auf Druck der USA gegen die Taliban vorgehen, die es – gemeinsam mit Washington – aufgebaut und jahrelang gestützt hatte. Auch nachdem von Pakistan aus operierende Terroristen einen Anschlag auf das Bundesparlament von Neu Delhi verübt hatten, sorgten die USA für eine Beruhigung der Lage. Die Regierung Pakistans wurde angehalten, gegen islamistische Gruppen im eigenen Land durchzugreifen.

Warum immer nur wir? fragten pakistanische Kommentatoren. Immer werde nur Pakistan wegen seines religiösen Extremismus heftig kritisiert und zeitweise sogar von der internationalen Gemeinschaft geächtet, Indien aber bleibe ungestraft. Auch einige indische Kommentatoren wiesen darauf hin, daß Delhi von Islamabad verlange, die rabiaten Djihadis zu bändigen, zugleich aber selbst nicht willens oder in der Lage sei, die extremistischen Hindus in den Griff zu bekommen. Dies- und jenseits der Grenze mahnten zugleich gemäßigte Stimmen zur Besinnung auf die ursprüngliche Vision der beiden Staaten, die, wie es Najam Sethi, der Chefredakteur der pakistanischen Wochenzeitung »The Friday Times« ausdrückte, einander im negativen Sinn leider viel zu ähnlich geworden seien. Viel zu lange hätten bewaffnete Fundamentalisten, die Pakistan in einen islamistischen Staat verwandeln wollten, die Unterstützung des politischen wie militärischen Establishments genossen. Und in Neu Delhi sei mit der BJP sogar ein Mitglied der hinduchauvinistischen Sangh Parivar an die Macht gekommen.

»Wenn Indien und Pakistan stabil sein und gemeinsam gedeihen wollen, müssen sie einander in ihrer säkularen Ausrichtung ähnlicher werden«, forderte Sethi. Pakistans Staatsgründer Muhammad Ali Jinnah habe einen modernen, progressiven muslimischen Staat angestrebt und keinen islamistischen, erinnern andere Analytiker. Zwar sind die Extremisten in beiden Staaten in der Minderheit, doch sind sie so hervorragend organisiert, daß sie eine Gefahr für das jeweilige Staatsgefüge darstellen. Und der Streit um den Bau des Tempels in Ayodhya ist noch längst nicht zu Ende.

Brigitte Voykowitsch schrieb in KONKRET 2/02 über die Destabilisierung Indiens durch pakistanische Islamisten

Konkret 05/02, S. 35

Oliver Tolmein

Konkret-Extra »Mörderische Markanz«

In seiner Studie »Vom Deutschen Herbst zum 11. September«, die in den nächsten Tagen erscheint (Konkret Literatur Verlag, 256 Seiten, 6 17,00), hat Oliver Tolmein das Verhältnis der Roten Armee Fraktion zum Nationalsozialismus und zu den über ihn siegreichen USA untersucht. Das hier vorabgedruckte Kapitel zeigt, wem der Kampf der RAF gegen Fremdherrschaft galt: der Herrschaft und den Fremden

Im März 1998 erklärte die RAF ihre Auflösung: »Die RAF ist unsere Entscheidung gewesen, uns auf die Seite derer zu stellen, die überall auf der Welt gegen Herrschaft und für Befreiung kämpfen.« Was »Herrschaft« ist, was »Befreiung« sein könnte und wo »überall« liegt, blieb offen. Dabei war 1970, in der ersten Erklärung »Die Rote Armee aufbauen«, das »überall« durchaus präziser bestimmt: »Das, was jetzt hier losgeht, (ist) in Vietnam, Palästina, Guatemala, in Oakland und Watts, in Kuba und China, in Angola und New York schon losgegangen.« Der Blick zurück auf einige dieser Regionen hätte wenigstens 1998 die Frage reflektieren müssen, ob das, was »losgegangen ist«, Befreiung vorangebracht hat, Befreiung voranbringen konnte. Dafür allerdings hätte auch gesagt werden müssen, was »Befreiung« ist – über Guerilla und Staatsstreich hinaus.

»Der bewaffnete Kampf war die Rebellion gegen eine autoritäre Gesellschaftsform, gegen Vereinzelung und Konkurrenz«, fuhr die RAF 1998 fort. »Er war die Rebellion für eine andere kulturelle und soziale Realität. Im Aufwind der weltweiten Befreiungsversuche war die Zeit für einen entschiedenen Kampf, der die pseudonatürliche Realität des Systems nicht mehr akzeptiert und dessen Überwindung ernsthaft wollte.« Was dann kam, was aus der gewollten Überwindung wurde, handelten die Autoren 1998 mit wenigen Worten ab. Ihr Blick schweifte nur selten ab in die Welt, zu deren Veränderung die RAF in den Untergrund gegangen war. Was aus Vietnam nach dem Sieg des Vietcong oder aus dem palästinensischen bewaffneten Kampf unterm Einfluß eines militanten Islamismus und der blutigen Routine der Selbstmordattentate geworden ist, blieb undiskutiert.

Genannt wurden die Veränderungen in Europa nach dem Zusammenbruch des realexistierenden Sozialismus, der keine »wirkliche Befreiung« geschaffen habe. »Unter der politischen und ökonomischen Hegemonie der BRD und mit der BRD als rassistischem Frontstaat« werde nun »ein ganzer Kontinent zum Polizeistaat gemacht«. Dabei war auch der RAF klar, daß Rassismus, wie er sich vor allem in der Bundesrepublik nach der Wiedervereinigung etabliert hat, nicht allein ein staatliches Phänomen ist, daß sich gerade in den rassistischen Übergriffen und Morden seit den frühen neunziger Jahren eine Gesellschaft zeigt, in der Gewalt und Herrschaft nicht einfach nur von »oben« kommen, Widerstand und Emanzipation aber von »unten«: »Ausgrenzung von Behinderten von oben und Aggression gegen sie von unten zeigen die Gesellschaft in ihrer alltäglichen Brutalität.«

Der Befund erscheint ernüchternd hilflos. Er legt keine Ursachen offen, benennt keine Ansatzpunkte für eine auf »Befreiung« setzende Strategie – und läßt Gewalt gegen Behinderte gleichermaßen wie den »Rausschmiß von Obdachlosen« aus Konsumzentren oder den »Versuch der totalen Kontrolle von Flüchtlingen durch Chipcards« als Ausdruck der Verhältnisse an sich erscheinen. Die »mörderische Markanz der historischen Kontinuität dieser Gesellschaft« wurde erwähnt und bedeutete doch nichts. Ging die RAF davon aus, daß die Gewalt gegen Flüchtlinge und Behinderte ein spezifisch deutsches Moment in sich trägt? Hat sich in Deutschland infolge der »historischen Kontinuität« eine besondere Form des Herrschaftssystems etabliert? Gibt es in der »historischen Kontinuität« auch Brüche? Und wie paßt das alles zusammen mit der Feststellung der RAF aus dem August 1992, daß »die Herrschenden« schon heute nicht mehr in der Lage seien, »die alte Funktionsweise des imperialistischen Systems aufrechtzuerhalten, in der die befriedeten Metropolen das relativ ruhige Hinterland für die Kriegsführung und Ausplünderung im Trikont sein sollten« (wie es in »Wir wollen eine offene Diskussion unter allen, die hier um Veränderung kämpfen« hieß).

Anders als spätere Texte hatten die beiden noch »draußen« verfaßten Schriften »Konzept Stadtguerilla« und »Stadtguerilla und Klassenkampf« die bundesdeutschen Verhältnisse als Ausgangspunkt für die Entwicklung der eigenen politischen Konzeption und Handlungen genommen. Zwar wurde in ihnen schon eine auf Staat und Kapital als allein Verantwortliche zielende Analyse des Nationalsozialismus deutlich, die Stilisierung des US-Imperialismus zum Hauptfeind der Menschheit findet in den Texten aber noch keinen Niederschlag – auch wenn sie in den Überlegungen der RAF-Aktiven schon eine Rolle gespielt haben mußte.

Die neuen Töne, in denen die USA ausdrücklich an die Seite des Nationalsozialismus gestellt werden, finden sich erstmals in einer knappen, nicht sonderlich argumentativen Erklärung des »Kommando 15. Juli« zum Bombenanschlag auf das Hauptquartier der US-Armee in Heidelberg, wo der Zentralcomputer installiert ist, mit dem die US-Air-Force-Einsätze

gegen Nord-Vietnam koordiniert werden. Der Anschlag ist Teil der sogenannten Mai-Offensive, der ersten Serie von RAF-Aktionen nach der Befreiung von Andreas Baader.

Die Amerikaner, erklärte die Guerilla, würfen im Vietnamkrieg noch mehr Bomben als im Zweiten Weltkrieg auf Deutschland und Japan, es träfe die Vietnamesen noch härter als damals die Deutschen: »Das ist Genocid, Völkermord, das wäre die ›Endlösung‹, das ist Auschwitz.«

In der RAF hat, das wird aus der Schrift »Stadtguerilla und Klassenkampf« deutlich, angesichts wilder Streiks und aufflackernder gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, die über die studentische Linke weit hinausreichen, kurzzeitig die Auffassung an Bedeutung gewonnen, daß in der deutschen Bevölkerung doch ein größeres Potential für die antiautoritäre Revolte vorhanden sein könnte, als sie angenommen hatte. Die Gruppe wollte mit ihren Anschlägen auf US-Einrichtungen also nicht nur den Krieg in Vietnam, für den die Stützpunkte in Deutschland eine wichtige Rolle spielten, effektiv stören und den Vietcong praktisch unterstützen. Sie wollte auch eine Vorstellung davon vermitteln, was in Vietnam geschah. Die beste Möglichkeit dafür schien ihr, an die Erfahrungen anzuknüpfen, die Deutsche selbst mit den USA gemacht hatten. (Die damaligen Überlegungen der RAF erläutert Irmgard Möller in Oliver Tolmein: *RAF – das war für uns Befreiung*, Seite 55 ff.)

So dachte damals nicht nur die RAF. Auch ein Text des Dichters und Vietnamkriegsgegners Erich Fried, der selbst als Jude vor den Nationalsozialisten nach England geflohen war, zog Vergleiche zwischen NS-Regime und USA. »Es kann nicht sein/ daß die Amerikaner/ ohne Notwendigkeit/ vietnamesische Kinder verbrennen// Es kann nicht sein/ daß die Amerikaner/ Marschall Ky unterstützen/ wenn er wirklich ein Schurke ist// Sie unterstützen ihn wirklich/ er kann also nicht so schlimm sein/ und was er sagt/ kann nicht so unrichtig sein// Er sagt wirklich/ sein Vorbild ist Adolf Hitler/ also kann es gar nicht so schlecht sein/ wenn man Hitler zum Vorbild nimmt// Doch auch Hitler hat Kinder verbrannt/ und nicht in Vietnam sondern näher/ Warum also regt man sich auf/ wenn die Amerikaner das tun«.

In Frieds Gedicht ist die Vernichtung der Juden eine persönliche Angelegenheit Hitlers, hinter der die Bereitschaft der Deutschen, sich am Massenmord zu beteiligen und von ihm zu profitieren, verblaßt. Immerhin thematisiert das Gedicht, daß die deutsche Bevölkerung gegen den Holocaust, der »näher« stattgefunden habe als der Vietnamkrieg, nichts unternommen, ja sich nicht einmal darüber aufgeregt hat (»Warum also regt man sich auf/ wenn die Amerikaner das tun«). Die Verbrechen des Nationalsozialismus werden so zwar durch den Vergleich relativiert – denn auch wenn es grausam ist und ein schweres Verbrechen darstellt, im Zuge eines Krieges die zivile Bevölkerung, also auch Kinder, mit Napalmbomben anzugreifen und dabei zu verbrennen, ist es doch nicht gleichzusetzen mit der systematischen Vernichtung der Juden in Deutschland und Europa, die ja, anders als die US-amerikanischen Kriegsverbrechen, nicht Territorien oder Einflußsphären sichern sollte, sondern selbst Ziel des Krieges war – bleiben aber doch in Deutschland begangene Taten.

Die RAF verlagerte dagegen in ihrem Bekennerschreiben das für den Nationalsozialismus charakteristische Verbrechen im Zuge ihrer antiimperialistischen Propaganda nach Südostasien. Was dort geschieht, ist nicht nur mit der Vernichtung der Juden vergleichbar, es ist identisch mit ihr: »Das ist Auschwitz.« Im Fried-Gedicht bleibt die Erinnerung an das Verhalten der deutschen Bevölkerung angesichts der Verbrechen präsent, das Schweigen damals wird beklagt wie das Schweigen angesichts der US-amerikanischen Bombenabwürfe über Vietnam. Im Flugblatt der RAF wird die historische Dimension dagegen dadurch ausgeblendet, daß die Adressaten der Erklärung, die Deutschen, nur als Opfer oder allenfalls neutrale Beobachter angesprochen werden – nicht als die Täter oder langjährigen Profiteure des NS-Regimes, die so viele waren.

Die USA erscheinen so auch im Rückblick auf den Nationalsozialismus nicht als Befreier, sondern als die, die Bomben auf Deutschland geworfen haben und die genau das in größerem Ausmaß auch heute wieder tun. Aus den Befreiern von einst, die allerdings von der Mehrheit der Deutschen nicht als Befreier, sondern stets als Besatzer wahrgenommen wurden, werden so die Verbrecher der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft.

Die RAF versprach sich viel von dieser Agitation. Sie vertraute darauf, daß die Deutschen, von denen viele sich im Dritten Reich als Denunzianten und Blockwarte hervorgetan hatten, dem Fahndungsapparat der BRD nicht zuarbeiten würden: »Die Menschen in der Bundesrepublik unterstützen die Sicherheitskräfte bei der Fahndung nach den Bombenattentätern nicht, weil sie mit den Verbrechen des amerikanischen Imperialismus und ihrer Billigung durch die herrschende Klasse hier nichts zu tun haben wollen. Weil sie Auschwitz, Dresden und Hamburg nicht vergessen haben ...«

Die Hoffnung, daß die Bundesdeutschen sie nicht anzeigen würden, mochte die RAF auf Meinungsumfragen stützen, die 1971, kurz nach der Erschießung von Petra Schelm durch die Polizei, ergeben hatten, daß etliche Befragte sogar bereit wären, gesuchte RAF-Mitglieder zu verstecken. Es erscheint allerdings aberwitzig, die Bombenangriffe der Alliierten auf Deutschland (im Fall von Hamburg und Dresden wurden die Angriffe zudem überwiegend von britischen Bombern geflogen), die diesen von den Nationalsozialisten begonnenen und gnadenlos geführten Krieg beenden sollten, mit dem beispiellosen industrialisierten Völkermord gleichzusetzen. Rätselhaft bleibt aber vor allem die Feststellung, die »Menschen in der Bundesrepublik«, die Deutschen also, hätten Auschwitz nicht vergessen – hatte sich doch schon die APO mit der stereotypen Feststellung ihrer Mütter und Väter auseinanderzusetzen, sie hätten von Auschwitz gar nichts gewußt

und seien deswegen dafür auch nicht zur Verantwortung zu ziehen. Wie ließe sich nicht vergessen, also erinnern, was man nicht gewußt haben will?

Schon in »Stadtguerilla und Klassenkampf« hatte die RAF, um die besonderen Schwierigkeiten der Guerilla hierzulande zu verdeutlichen, eine ganz eigene Sicht auf Urheber und Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen präsentiert: Unsere Strategie »wird dadurch nicht falsch, daß das System es uns unendlich schwer macht, die Guerilla in den Massen zu verankern ... Was erwarten die Genossen eigentlich in einem Land, das Auschwitz hat widerstandslos über sich ergehen lassen?«

Nicht Deutschland oder die Deutschen hatten die Juden Europas vernichtet, sondern die »herrschende Klasse«. Die Bevölkerung war in der Sicht der RAF nicht Mit-Täter, sondern Mit-Opfer, die dieses einzigartige Verbrechen, wenn auch ohne dagegen zu rebellieren, habe »über sich ergehen lassen« wie die Bombenangriffe der Alliierten. (Letztere allerdings nicht ganz so passiv: Weite Teile der deutschen Jugend betätigten sich gegen die Bombenangriffe als Flakhelfer.)

Die Haltung der Bevölkerung während des Nationalsozialismus, der in den linksradikalen Texten Anfang der siebziger Jahre immer nur (und auch heute oft noch) als Faschismus bezeichnet wird, beschäftigte die RAF-Mitglieder auch in der folgenden Zeit. Ihre Bewertung veränderte sich allerdings nicht wesentlich – die Analyse wurde lediglich zugespitzt. In einem Interview mit dem »Spiegel« während des dritten Hungerstreiks 1975 erinnerten die Gefangenen aus der RAF zwar daran, daß es »hier nicht wie in Frankreich, Italien, Jugoslawien, Griechenland, Spanien, selbst Holland, massenhaften, bewaffneten antifaschistischen Widerstand gegeben« habe, um aber dann fortzufahren: »Ansätze dazu sind seit 45 von den Westalliierten sofort zerbrochen worden.« Im Interview wurde nicht verraten, aber auch seitens der ansonsten sehr interventionsfreudigen »Spiegel«-Interviewer nicht nachgefragt, was das denn für ein »massenhafter, bewaffneter antifaschistischer Widerstand« gewesen sein soll, dessen Ansätze von den Westalliierten »seit 45« zerbrochen worden sind. Unmißverständlich war die Absicht, die Westalliierten im Nachhinein mindestens zu Mitverantwortlichen für das Ausbleiben einer militanten antinazistischen Opposition zu machen.

Die im Stammheim-Prozeß als »Erklärung zur Sache« von den Angeklagten Gudrun Ensslin, Jan Carl Raspe, Andreas Baader und Ulrike Meinhof 1976 vorgetragene »Geschichte der BRD« radikalisiert diese Interpretation: Der Nationalsozialismus selber wird dort zur Funktion in den Plänen der »Strategen des US-Imperialismus«, deren Kalkül gewesen sei, »die Sowjetunion durch die faschistischen Armeen vernichten zu lassen«. Erst als dieses Projekt offensichtlich gescheitert war, seien, so die RAF, die USA zum Kriegseintritt bereit gewesen, um zu verhindern, daß »die Gegenoffensive der sowjetischen Armee die Kräfteverhältnisse in Europa umwälzen würde«.

Die »Erklärung zur Sache« bleibt auch die Erklärung dafür nicht schuldig, warum die USA den komplizierten Weg gingen, ihren eigentlichen Verbündeten, den Faschismus, erst zu besiegen, um ihn dann für die eigenen Interessen einzuspannen – angesichts des von der RAF konstatierten hohen Maßes an politischer Übereinstimmung und ökonomischer Verflechtungen hätte es ja nähergelegen, direkt zusammenzuarbeiten. Dagegen aber stand das deutsche Proletariat, weswegen die USA auch nicht »die deutschen Industrieanlagen, die übrigens teilweise sowieso den US-Konzernen ... gehörten«, bombardierten, sondern »die Wohnviertel der Bevölkerung« als Ziele für die »Terrorbombardements« auserkoren, um so »die Deutschen insgesamt mit dem faschistischen Staat zu identifizieren« und »die totale Demoralisierung und präventive Ausschaltung jedes Widerstandes in Deutschland gegen die Pläne des US-Imperialismus zu erreichen ... Die militärische Eroberung und Besetzung Westdeutschlands 1945 bedeutete für die Arbeiter, daß nach zwölf Jahren Faschismus, Gestapo und KZ's ihre Bedürfnisse weiterhin und erneut unterdrückt wurden – jetzt von den ›Besatzer-Bajonetten und den Gewehren des Terrors‹ des US-Imperialismus.«

Die RAF stand mit dieser Haltung in der bundesdeutschen Linken nicht allein. Schon Rudi Dutschke hatte unwidersprochen auf dem »Internationalen Vietnam-Kongreß« im Februar 1968 die US-Truppen in der Bundesrepublik als »amerikanische Besatzungsarmee« bezeichnet, und Bernd Rabehl hatte bereits 1967 die marxistische Linke dazu aufgefordert, »Ansätze des Nationalismus weiter(zu)treiben, gerade auf den neuralgischen Punkt, daß Deutschland geteilt wurde durch den Bundesgenossen USA«. Die Politisierung vieler Menschen in der APO gegen den Vietnamkrieg, in dem die USA als Aggressor auftraten und ihre Soldaten brutale Kriegsverbrechen begingen, war eine wichtige Ursache für die gegen die USA gerichtete Akzentsetzung militanter Politik in Deutschland.

»Der Internationalismus der Studentenbewegung bestand im übrigen in aller Regel, was zumeist übersehen wird, darin, den nationalen Kampf eines Landes, das gleichzeitige Ringen um soziale Befreiung und nationale Unabhängigkeit, zu unterstützen. Die fast paradoxe Aufgabe internationaler Solidarität war es also, vor allem nationale Kämpfe zu stärken. Erreicht werden sollte die Beendigung von Fremdherrschaft«, schreibt Wolfgang Kraushaar in einem Aufsatz über »Rudi Dutschke und die Wiedervereinigung – Zur heimlichen Dialektik von Nationalismus und Internationalismus«.

Die RAF, deren Kader sich im Rahmen ihrer Auseinandersetzung mit dem Faschismus als Herrschaftskonzept auch mit der Geschichte des Widerstands von Teilen der deutschen Arbeiterbewegung beschäftigt haben, machte keinen Unterschied zwischen der US-amerikanischen Politik gegenüber den lateinamerikanischen Staaten, dem Krieg, den die USA in Vietnam

führten und der »Fremdherrschaft«, die sie in der Bundesrepublik ausübten. Umstandslos wurde das begriffliche Instrumentarium Frantz Fanons, des Theoretikers des afrikanischen nationalen Befreiungskampfes, auf die Situation der BRD übertragen: »Kolonisierung ist immer wesentlich charakterisiert durch den Versuch der Besatzungsmacht, die Identität des unterworfenen Volkes zu vernichten, das Bewußtsein seiner historischen Existenz auszulöschen. Kolonisierung ist der Begriff für das, was die US-Besatzungsmacht nach 1945 in Westdeutschland gegen die Arbeiter durchgezogen hat ... Die Besatzungsmacht trat der deutschen Bevölkerung in der Reeducation-Kampagne nicht anders gegenüber als kolonialistische Eroberer der autochtonen Bevölkerung eines besetzten Landes in der Dritten Welt.« Das Resümee: »Mit dem BRD-Staat produzierte der US-Imperialismus 1945/49 seinen soundsovielten – damals wohl 31. – Bundesstaat.«

Die gegen die USA gerichtete Rhetorik zielt darauf, die bittere deutsche Erfahrung, daß nach der Niederringung des Nationalsozialismus in Westdeutschland die deutschen Verhältnisse restauriert wurden und keine gesellschaftliche Umwälzung stattfand, den Befreiern anzulasten, nicht der eigenen Bevölkerung. Dabei wird die zutreffende Feststellung, daß vor allem die US-Militäradministration nach 1945 zielstrebig darauf hinarbeitete, die Bundesrepublik zum Frontstaat gegen die Sowjetunion auszubauen, zum alles erklärenden und gleichzeitig alles diskreditierenden Faktor. Eine Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Fraktionen innerhalb der USA, z. B. zwischen den »New Deal Liberals« um Henry Morgenthau und den Konservativen um den späteren Hohen Kommissar John McCloy, findet nicht statt.

Dabei hätte sich bei einer eingehenderen Beschäftigung mit den verschiedenen Konzepten der Besatzungspolitik gezeigt, daß die einfachen Gleichungen zu keinem sinnvollen Ergebnis führen. Der tendenziell antisemitische und autoritäre McCloy legte Wert auf möglichst große Freiräume und möglichst weitgehende Selbständigkeit der Deutschen, damit sie möglichst schnell an seiner antisowjetischen Eingrenzungspolitik teilnehmen konnten. Die weitaus weniger antikommunistisch geprägten »New Deal Liberals« setzten dagegen stärker auf konsequente Entnazifizierung, »Reeducation« und Zerschlagung der deutschen Großindustrie, damit von Deutschland für die Zukunft keine Gefahr mehr ausgehe.

Die RAF blendete in ihrer Kritik an der Politik der Besatzungsmächte auch völlig aus, welche Situation diese in Deutschland vorgefunden hatten, dessen Gesellschaft durch die nationalsozialistische Herrschaft und ihre feste Verankerung in allen Schichten der Bevölkerung nachhaltig geprägt worden war. Mit ihrer populistischen Kritik an der Reeducation-Kampagne der USA verlor die RAF ihre ideologische Trennschärfe zu nationalrevolutionären Strömungen, wie sie beispielsweise Armin Mohler repräsentierte oder wie sie sich in den Texten Ernst von Salomons niedergeschlagen haben. Denn reflektiert wurde nicht, wie Menschen aus der Mitte der »autochtonen« deutschen Bevölkerung in den Jahren zuvor ganz selbstbestimmt Juden und Behinderte aus ihren Reihen verbannt und schließlich ermordet hatten, es wurde suggeriert, daß die deutsche Arbeiterbewegung, die in all den Jahren nationalsozialistischer Herrschaft nicht mehr als einen marginalen Widerstand zustande gebracht hatte, tatsächlich erst durch die USA zerschlagen worden sei.

Auch wenn in der Prozeßerklärung der Gefangenen aus der RAF immer mal wieder »die Arbeiter« oder »das Proletariat« als die eigentlichen Unterdrückten erwähnt werden, wurde offensichtlich, daß im Verständnis der Autoren und Autorinnen der antiimperialistische Befreiungskampf und der Kampf um nationale Souveränität eine unauflösbare Symbiose eingegangen waren. Diese Entwicklung ist am Beispiel der Analyse der RAF, die aus einem starken, einflußreichen Metropolenstaat kommt, in dem ein aggressiver Nationalismus die politische Landschaft geformt hat, besonders augenfällig. Aber auch in den historisch weniger belasteten kleineren Ländern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens hat sich gezeigt, daß das, was in den fünfziger und sechziger Jahren als Befreiungskampf begonnen wurde, später schnell in Gefahr geriet, in einen Kampf gegen Fremdherrschaft umzuschlagen, dem im glücklichen Fall des Erfolgs der antiimperialistischen Gruppen dann rasch die Minderheiten im eigenen Land zum Opfer fallen konnten.

Die verharmlosende und verfälschende Analyse des deutschen Nationalsozialismus als lediglich zugespitzter Herrschaftsform des Kapitalismus und ein vor allem alleine auf die imperialistische Interessen der US-Politik gerichtete Blick ergänzten und verstärkten sich auf fatale Weise. Das Ergebnis war eine Sicht auf die Situation im Nachkriegs-Deutschland, die in verblüffender Weise der Selbstentlastung der meisten Deutschen damals entsprach, die auch ihre Misere nicht etwa mit dem Krieg und als Folge des von der überwiegenden Mehrheit der Deutschen geduldeten, unterstützten und entwickelten Nationalsozialismus erklärten, sondern als Fehler der Besatzungsmächte interpretierten.

Anschlag auf das Hauptquartier der US-Army in Frankfurt/Main, Erklärung vom 14. Mai 1972

Am Donnerstag, den 11. Mai 1972 – dem Tag, an dem die Bombenblockade der US-Imperialisten gegen Nordvietnam begann – , hat das Kommando Petra Schelm im Frankfurter Hauptquartier des V. Armee-Corps der amerikanischen Streitkräfte in Westdeutschland und Westberlin drei Bomben mit einer Sprengkraft von 80 kg TNT zur Explosion gebracht. Für die Ausrottungsstrategen von Vietnam sollen Westdeutschland und Westberlin kein sicheres Hinterland mehr sein. Sie müssen wissen, daß ihre Verbrechen am vietnamesischen Volk ihnen neue erbitterte Feinde geschaffen haben, daß es für sie keinen Platz mehr geben wird in der Welt, an dem sie vor Angriffen revolutionärer Guerilla-Einheiten sicher sein können.

Wir fordern den sofortigen Abbruch der Bombenblockade gegen Nordvietnam.

Wir fordern die sofortige Einstellung der Bombenangriffe auf Nordvietnam.

Wir fordern den Abzug aller amerikanischen Truppen aus Indochina.

Für den Sieg des Vietkong!

Die revolutionäre Guerilla aufbauen!

Habt Mut zu kämpfen – habt Mut zu Siegen! Schafft zwei, drei, viele Vietnam!

Kommando Petra Schelm

Sprengstoffanschlag auf den Axel Springer-Verlag in Hamburg, Erklärung vom 20. Mai 1972

Gestern, am Freitag, den 19. Mai um 15 Uhr 55, sind zwei Bomben im Springerhochhaus in Hamburg explodiert. Weil trotz rechtzeitiger eindringlicher Warnungen das Haus nicht geräumt worden ist, sind dabei 17 Menschen verletzt worden. Um 15 Uhr 29 ist unter der Nummer 3471 die erste Warnung durchgegeben worden mit der Aufforderung, das Haus wegen Bombenalarm binnen 15 Minuten zu räumen. Die Antwort war: Hören Sie auf mit dem Blödsinn. Es wurde aufgelegt. Zweiter Anruf um 15 Uhr 31: Wenn Sie nicht sofort räumen, passiert etwas Fürchterliches. Aber die Telefonistinnen hatten offenbar die Anweisung, solche Anrufe nicht zu beachten. Der dritte Anruf um 15 Uhr 36 ging an die Bullen: Sorgen Sie, verdammt noch mal, dafür, daß endlich geräumt wird. Weil der Springerkonzern die Tatsache, daß er gewarnt worden ist, nicht unterschlagen kann, verdreht er die Nachricht: Es sei nur ein Anruf gewesen, und der sei zu spät gekommen. Zwei Telefonistinnen und die Bullen können bestätigen, daß die Springerpresse einmal mehr lügt.

Springer ging lieber das Risiko ein, daß seine Arbeiter und Angestellten durch Bomben verletzt werden, als das Risiko, ein paar Stunden Arbeitszeit, also Profit, durch Fehlalarm zu verlieren. Für die Kapitalisten ist der Profit alles, sind die Menschen, die ihn schaffen, ein Dreck. – Wir bedauern, daß Arbeiter und Angestellte verletzt worden sind.

Wir fordern von Springer: daß seine Zeitungen die antikommunistische Hetze gegen die neue Linke, gegen solidarische Aktionen der Arbeiterklasse wie Streiks, gegen die kommunistischen Parteien hier und in anderen Ländern einstellen; daß der Springerkonzern die Hetze gegen die Befreiungsbewegungen in der dritten Welt einstellt, besonders gegen die arabischen Völker, die für die Befreiung Palästinas kämpfen; daß er seine propagandistische und materielle Unterstützung für den Zionismus die imperialistische Politik der herrschenden Klasse Israels einstellt; daß die Springerpresse diese Erklärung abdruckt.

Wir verlangen nichts Unmögliches. Wir werden unsere Aktionen gegen die Feinde des Volkes erst einstellen, wenn unsere Forderungen erfüllt sind.

Enteignet Springer!

Enteignet die Feinde des Volkes!

Kommando 2. Juni

Bombenanschlag auf das Hauptquartier der US-Army in Europa in Heidelberg, Erklärung vom 25. Mai 1972

»Alle Arten von Ungeheuern werden vernichtet werden!« Mao

Im Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Europa in Heidelberg sind gestern abend, am Mittwoch, den 24. Mai 1972, zwei Bomben mit einer Sprengkraft von 200 kg TNT explodiert. Der Anschlag wurde durchgeführt, nachdem General Daniel James, Abteilungsleiter im Pentagon, am Mittwoch in Washington erklärt hatte: »Für die US-Luftwaffe bleibt bei Bombenangriffen künftig kein Ziel nördlich und südlich des 17. Breitengrades ausgenommen.« Am Montag hatte das Außenministerium in Hanoi die Vereinigten Staaten erneut beschuldigt, dicht besiedelte Gebiete in Nordvietnam bombardiert zu haben. Die amerikanische Luftwaffe hat in den letzten 7 Wochen mehr Bomben über Vietnam abgeworfen als im 2. Weltkrieg über Deutschland und Japan zusammen. Von weiteren Millionen Sprengstoffen ist die Rede, die das Pentagon einsetzen will, um die nordvietnamesische Offensive zu stoppen. Das ist Genocid, Völkermord, das wäre die »Endlösung«, das ist Auschwitz.

Die Menschen in der Bundesrepublik unterstützen die Sicherheitskräfte bei der Fahndung nach den Bombenattentätern nicht, weil sie mit den Verbrechen des amerikanischen Imperialismus und ihrer Billigung durch die herrschende Klasse hier nichts zu tun haben wollen. Weil sie Auschwitz, Dresden und Hamburg nicht vergessen haben, weil sie wissen, daß gegen die Massenmörder von Vietnam Bombenanschläge gerechtfertigt sind. Weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß Demonstrationen und Worte gegen die Verbrechen des Imperialismus nichts nützen. Wir fordern die Einstellung der Bombenangriffe auf Vietnam. Wir fordern den Abbruch der Minenblockade gegen Nordvietnam. Wir fordern den Abzug der amerikanischen Truppen aus Indochina.

Kommando 15. Juli

Konkret 05/02, S. 39

Oliver Tolmein

Konkret-Extra
Von Mao zu Schröder

Wie ein linker deutscher Professor der RAF die Solidarität entzog

Als der Soziologe Oskar Negt am 3. Juni 1972 in Frankfurt ans Rednerpult trat, hatte er sich keine leichte Aufgabe gestellt. Auf dem Kongreß »Am Beispiel Angela Davis« sollte einerseits Solidarität mit der schwarzen Befreiungsbewegung in den USA demonstriert werden, andererseits hatte in den vier Wochen zuvor die RAF mit ihrer Mai-Offensive die deutsche Öffentlichkeit verstört. Die Anschläge auf das Hauptquartier des fünften Corps der US-Armee, auf das europäische Hauptquartier der US-Armee in Heidelberg, aber auch auf das Springer-Hochhaus in Hamburg, auf Polizeidienststellen in München und Augsburg und das Bombenattentat auf den BGH-Ermittlungsrichter Buddenberg hatten auch innerhalb der Linken, in der damals der bewaffnete Kampf noch nicht als erledigter Fall betrachtet wurde, zu scharfen Kontroversen geführt.

Solidarität mit Angela Davis zu üben, war einerseits leicht, weil ihr eine lange Haftstrafe für eine Gefangenen-Befreiungsaktion der »Black Panther« drohte, an der sie nicht beteiligt war. Der schwarze Widerstand in den USA, mit dem sich Angela Davis verbunden fühlte, war allerdings nicht gewaltfrei. Negt löste das Problem, sich für die militanten Antirassisten in den USA stark- und doch mit den bewaffneten Kämpfern in der BRD nicht gemein zu machen, auf mäßig elegante Weise. Seine Rede spiegelt die damalige Stimmungslage sozialistischer Intellektueller, die fürchteten, die Mobilmachung gegen die RAF könnte die Bedingungen für ihre legale linke Politik verschlechtern.

Negt ging es darum, sich unmißverständlich und entschieden von der RAF zu distanzieren – und dafür möglichst breite Unterstützung in der Linken zu erhalten. In scharfen Worten attackierte er die »erpresserische Solidarität«, in die die RAF die Protestbewegung zwänge, und warnte vor »Minderwertigkeitskomplexen gegenüber der angeblich großen, revolutionären Politik der ›Roten Armee Fraktion‹, die die Alltagsarbeit der Basisarbeit auf das Niveau blinder Handwerkelei herabdrückt«. Die Sache der RAF, so Negt, war angesichts der Massenloyalität, auf die sich die »halbwegs funktionierenden demokratisch-parlamentarischen Systeme« stützen konnten, in den zwei Jahren seit der Gründungserklärung »Die Rote Armee aufbauen« verloren.

Als Negt das sagte, waren Andreas Baader, Jan Carl Raspe und Holger Meins bereits verhaftet. Nach anderen Mitgliedern der Gruppe, vor allem nach Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof, wurde mit Hochdruck gefahndet. Die Aufforderung, nicht solidarisch zu sein, war in dieser Situation keine Frage allgemeiner Moral oder Ideologiekritik, sie war durchaus praktisch gemeint: Ohne Hilfe bei der Suche nach Wohnungen, nach Fluchtfahrzeugen und ohne direkte materielle Unterstützung hatten die Illegalen kaum eine Chance, der Verhaftung zu entgehen. Tatsächlich wurde Ulrike Meinhof keine 14 Tage nach Negts Auftritt von einem Quartiergeber an die Polizei verraten.

In auffälligem Kontrast zu dem klaren Trennstrich, den Negt zwischen legaler Linker und der RAF zog, stand das Kernstück seiner Rede, die Kritik an den USA, die allerdings wenig mit dem Verfahren gegen Angela Davis zu tun hatte, sondern vor allem den Vietnamkrieg thematisierte. Schon in den ersten Minuten der Rede sprach er vom »Völkermord in Vietnam« und weckte damit eine Assoziation, die er konsequent weiterführte. »Unglaubwürdig wird«, adressierte er seine Überlegungen an die »führenden Politiker«, wer »zwar den Antisemitismus der Nazis verurteilt, aber für den gegenwärtigen Rassismus in Südafrika oder den Vereinigten Staaten wohlwollendes Verständnis aufbringt«.

Das war hübsch gesagt, nicht nur weil es den Rassismus in den USA mit der südafrikanischen Apartheidpolitik gleichsetzte, ohne die gravierenden Unterschiede zu registrieren. Beeindruckender noch, wie Negt beides in Beziehung zum »Antisemitismus der Nazis« setzt. Diese Formulierung klang schon damals befremdlich, nicht weil sie etwas unzutreffendes behauptete, sondern weil sie diskret in den Hintergrund rückte, daß für die Nazis nicht ihr Antisemitismus charakteristisch war, antisemitisch waren auch nichtnazistische Deutsche und Angehörige anderer Nationen. Die systematische Ermordung von Millionen von Juden wird an anderer Stelle in Negts Diskussionsbeitrag auffallend unbestimmt und papieren als »Verwaltungsmassenmord« bezeichnet: »Nicht nur die alltäglich auf Vietnam niedergehende Bombenlast überschreitet bei weitem die des Zweiten Weltkriegs; die mechanische Vernichtung von Menschenleben hat Ausmaße angenommen, die sehr bald den Verwaltungsmassenmord des Dritten Reiches in den Schatten stellen können.«

Für den Fall, daß jemand noch nicht verstanden haben sollte, mühte sich Negt wenig später erneut, historische Parallelen augenfällig zu machen: »Was ist aber der Unterschied zwischen Strafexpeditionen der Nazis in Oradour und Lidice und einem vernichteten vietnamesischen Dorf, wenn feststeht, daß es begrenzbare militärische Ziele nicht gibt?« Der Unterschied zwischen dem »vernichteten Dorf« und den »Strafexpeditionen der Nazis« war der zwischen Mörder und Gemordetem, aber Negt meinte nicht, was er sagte, sondern das Gegenteil, das er sich aber nicht zu formulieren traute.

Ganz sozialdemokratischer Sozialist gab er lieber zu verstehen, als klar auszusprechen, daß er keinen Unterschied sah zwischen den SS-Schergen von einst und den GIs in Vietnam.

Und so machte er immer weiter: Gewaltig im Ansatz, vage und allgemein im Wortlaut und an entscheidender Stelle stets verwaschen: Es gab in Deutschland, folgte man Negts Beitrag, »Mitläufer und stille Dulder des Naziregimes«, nur von Tätern war nicht die Rede. Die im Dritten Reich einfach weitergemacht und geschwiegen hatten, die, so Negt, »stillen Dulder«, wollten nichts wissen »von der Gewalt, von den Konzentrationslagern«. Und wenn es jetzt besser ist, dann hat die »erste zivile Generation auf deutschem Boden« etwas gelernt – aus dem tausendjährigen Reich? – nein: »aus der 50jährigen Katastrophengeschichte der deutschen Jugend«. Wer war die Katastrophe und wer die Geschädigten dieser Geschichte? In Negts Rede schien das so selbstverständlich, daß es das Aussprechen nicht lohnte. Angesichts seiner sonstigen Redundanz und Detailversessenheit allerdings erscheint die Zurückhaltung an diesem Punkt nicht zufällig.

Die deutschen Verbrechen lieferten in der Rede über »Sozialistische Politik und Terrorismus« nur alle paar Sätze den Maßstab für Gleichsetzungen einer Art. Die USA, so der linke Rosenkranz, machen es genauso schlimm wie die deutschen Nazis, wenn nicht schlimmer. Die Methode konnte nur verfangen, weil Negt jede Reflektion über das seinen Vergleichen zugrundeliegende Geschehen unterließ: Über den Holocaust findet sich in der Rede kein Wort. Das ist, wie ein Blick in seine 1972 mit Alexander Kluge veröffentlichte Untersuchung »Öffentlichkeit und Erfahrung – Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und demokratischer Öffentlichkeit« zeigt, nicht dem Redecharakter seines Vortrags geschuldet.

In »Öffentlichkeit und Erfahrung« fassen Negt und Kluge ein ganzes Kapitel über »Die Phase der imperialen Massenmobilisierung (Faschismus, Nationalsozialismus)« ab, in dem zwar die Zerschlagung der Arbeiterklasse, die Intellektuellenfeindlichkeit des Nationalsozialismus und dessen Terrorkampagnen gegen bestimmte Berufsgruppen thematisiert werden, die »›Liquidierung der Juden‹« findet aber nur in Anführungszeichen gesetzt am Rande, als Fetischisierung einer bürgerlichen Akkumulationsweise, eine kurze Erwähnung.

Hatte Negts Lehrer Adorno noch zur Maxime gemacht, daß es vor allem darauf ankomme »daß Auschwitz nicht noch einmal sei«, übte sich Negt, wie viele Linke, darin, Auschwitz überall und vor allem auf Seiten der ehemaligen Kriegsgegner zu entdecken, ohne von dem reden zu müssen, was Auschwitz, was den Verbrechen der Nationalsozialisten eigentümlich ist. Der Vergleich der nationalsozialistischen Verbrechen mit den Kriegsverbrechen der USA in Vietnam war ein erster entscheidender Schritt hin zur Normalisierung der deutschen Geschichte.

Die US-Amerikaner, daran ließ Negt keinen Zweifel, gingen in Vietnam wie die schlimmeren, schrecklicheren und grausameren Nazis vor. Dem deutschen Innenminster, der angesichts der Anschläge der RAF Gesetzesverschärfungen vorschlug, warf er eine »Amerikanisierung der Verbrechensbekämpfung« vor. Hätte man Negts Urteil über die USA ernst genommen, hätte man sich und ihn fragen müssen, wieso er die Angriffe der RAF auf Einrichtungen einer Armee, die der SS in nichts nachstehen sollte, nicht begrüßte, sondern als »unpolitische Taten« von »Desperados« abqualifizierte.

Negt störte an der RAF in diesen Tagen vor allem, daß ihre Anschläge »keine Perspektive des Befreiungskampfes des Arbeiters« böten, »vielmehr das Problem einer entleerten intellektuellen Lebensweise, die nach sinnvollen Inhalten sucht, die aber gerade dadurch nichts findet, da in ihr absolut nichts von dem enthalten ist, was die spezifische Lebens- und Erfahrungsweise des Proletariers ausmacht«. Auf Lenins und Maos »unerbittlichen Kampf gegen individuellen Terrorismus« verweisend forderte der Soziologe die bundesdeutsche Linke zur konsequenten Entsolidarisierung von der RAF auf, um dann, von der Last der »Mechanik der Solidarisierung« befreit, endlich vorwärts zu gelangen: »Jeder politisch ernst zu nehmende Sozialist muß heute begreifen, daß es ohne aktive Unterstützung der Arbeiterklasse keine wirkliche Veränderung in diesem Lande gibt.« Die Frage, ob man es nicht auch ohne die wirklichen Veränderungen, die mit aktiver Unterstützung der deutschen Arbeiterklasse zu erreichen waren, ganz gut ausgehalten hätte, stellte sich Negt, der heute nicht mehr Argumente bei Mao sucht, sondern Gerhard Schröder berät, verständlicherweise nicht.

Konkret 05/02, S. 40

Georg F□ lberth

Konkret-E□ tra Objekt RAF

Wer holt die Gefangenen endlich a□ s dem Knast?

1970-1972 Aus der Jugendzeit

Im Sommer 1970 gingen einige Akademiker des Abends durch eine Grünanlage ihrer Universitätsstadt. Als sie an einem finsteren Busch vorbeischritten, rief einer von ihnen hinein: »Ulrike, komm raus!« Da mußten alle herzlich lachen.

Im Mai war Andreas Baader bei einer Ausführung befreit, ein Bibliotheksangestellter durch einen Schuß verletzt worden. Die Gruppe, sie nannte sich Rote Armee Fraktion (RAF), ging in den Untergrund, und diejenigen, die ihre Mitglieder von früher her kannten, empfanden das als Malheur, das denen nun einmal passiert sei und aus dem schwer herauszufinden war. Was sollten die Untergetauchten denn auch anderes machen, wenn sie nun polizeilich gesucht wurden?

In dieser Wahrnehmung waren die Manifeste, mit denen die Gesuchten sich äußerten, Rationalisierungen von Intellektuellen: die Polarisierung von Faschismusgefahr und Revolutionschance war nicht evident; die aus Lateinamerika stammende Focustheorie, auf die sie sich allenfalls berufen konnten, war in einer frühen Form auf Delegiertenkonferenzen des SDS bereits diskutiert und von den Vernünftigeren als für die BRD nicht geeignet angesehen worden. Die antiautoritäre Revolte von 1968 folgte ebenfalls nicht diesem Muster. Der Unfall vom Mai erschien als eine der Pathologien unter vielen, die sich in der Studentenbewegung entfaltet hatten.

In fortschrittlichen Häusern diskutierte man darüber, wie man sich verhalten solle, falls Ulrike Meinhof um Unterkunft bitten oder sich gar gewaltsam Zugang verschaffen werde. Es kam zu polizeilichen Haussuchungen, bei denen sich die dadurch Behelligten, die häufig heute noch nicht darüber reden, offenbar recht gut hielten. Man hatte ja auch früher da und dort Quartier gegeben.

Manche Beobachter halfen sich mit Psychologisierung, indem sie davon sprachen, wie sehr sich die einstige KONKRET-Kolumnistin verändert habe; sie sei offensichtlich wohl irgendwie wahnhaft geworden. Das mochte individuell vielleicht nicht mehr zu korrigieren sein, bedauerlich zwar, aber letztlich keine politische Sache mehr.

1972-1977 Kritik und Interesse

Spätestens seit der Verhaftung von Baader und Meinhof, den ersten Toten und Stammheim stellte sich heraus, daß eine eher beiläufige Kenntnisnahme nicht durchzuhalten war. Der Konflikt war auf Dauer gestellt und gehörte damit zu den Realitäten, mit denen ein Konglomerat zu rechnen hatte, das sich »die Linke« nannte.

Diese war in der ersten Hälfte der siebziger Jahre sozialdemokratisch (unter besonderer Berücksichtigung einer Jochen-Steffen- und einer jungsozialistischen Variante), kommunistisch (DKP und – mit Abweichungen – maoistische Gruppen) oder nannte sich »undogmatisch«.

Diese verschiedenen Sektoren bestimmten ihre Haltung ausschließlich nach ihren eigenen Interessen. Das Ergebnis fiel negativ aus. Es wurde in Äußerungen bekanntgegeben, die sich als »Kritik« bezeichneten, in denen aber – echt ideologisch – die ihnen zugrundeliegenden Interessen entweder verschwiegen wurden oder tatsächlich unbekannt blieben.

Befürworter »Systemüberwindender Reformen« – etwa der heutige Beauftragte für die Atlantischen Beziehungen und damalige Juso-Vorsitzende Voigt – meinten sich von der RAF schon deshalb abgrenzen zu müssen, weil deren Taten nicht als Vorwand zur Bekämpfung der eigenen Bestrebungen herhalten sollten.

Die DKP fürchtete um ihre Legalität und um die Chance für ihre Bündnishoffnungen (Aktionseinheit mit der SPD und in den Gewerkschaften), sagte das aber nicht, sondern griff auf Zutreffendes aus dem Parteilehrjahr zurück: der individuelle Terror sei schädlich.

Undogmatische und auch Linksliberale fühlten sich ebenso gestört wie DKP und Jungsozialisten, und zwar aus dem gleichen Grund: sie fürchteten Verwechselung. Der Angela-Davis-Kongreß 1972 in Frankfurt/Main gab Gelegenheit, einiges klarzustellen. Man argwöhnte zu Recht, daß der Staatsapparat die RAF zum Vorwand für das Abräumen von bürgerlichen Rechten nehmen werde. Zur legitimen Wahrnehmung eigener Interessen gehörte die professionelle Arbeit, die damals neben anderen der Anwalt Schily verrichtete, ebenso wie Bölls *Die verlorene Ehre der Katharina Blum*. Intellektuelle wandten sich gegen eine Einschränkung des Rechts auf freie Meinungsäußerung und verteidigten damit ihre eigenen Berufsumstände.

Der Blick auf die eigenen Interessen durch die strikt maoistischen Gruppen sowie durch den – mit ihnen nicht in einen Topf zu werfenden – Kommunistischen Bund war von den Akzeptanzbedenken der anderen Fraktionen nicht beeinflußt. Der KB hatte eine eigene Faschisierungsthese und einen nichtlegalistischen Militanzbegriff, die aber von den Vorstellungen der RAF abgegrenzt wurden. Sprechen wir hier einmal ausnahmsweise von solidarischer Kritik.

Nicht aufgrund seiner damaligen Taten, sondern dessen, was es später daraus gemacht hat, soll an dieser Stelle auch eines Frankfurter Soziotops gedacht werden, dessen Anführer nach Jahrzehnten von CDU, Springer-Presse und Bettina Röhl zur Erinnerungsarbeit genötigt worden sind. Der Kategorische Imperativ seiner Mitglieder: unbedingt überall dabeizusein, und zwar vorne, brachte unter anderem jenes kürzlich wieder zitierte Dokument zustande, in dem einer von ihnen die Untergetauchten – natürlich zugleich mit Abgrenzung – als »Genossen« bezeichnete. Das war zunächst nur für die Archive.

1977-1989 Ego me absolvo

Die Igel und die Wildschweinen

Diese sind nicht von den Feinen.

Volksmund

Korrekterweise spricht man vom Deutschen Herbst und nicht vom Deutschen Thermidor. Vom zweiten Begriff braucht hier auch nicht weiter die Rede zu sein.

Herbst ist, wenn die Blätter fallen, das Wachstum sich vorläufig erschöpft, nicht alle Bütenträume reifen, aber doch manche Frucht geborgen werden kann. Dann darf auch Erntedank gefeiert werden. Anschließend wird, weil der Winter bevorsteht, gejammert, etwa ab November.

So erging es auch den verschiedenen vorgenannten Fraktionen.

Die Jungsozialisten wurden von Helmut Schmidt vorgeführt, ihr Vorsitzender von Egon Bahr ausgeschlossen. Wer sich in der Partei halten (oder später wieder in sie zurückkehren) konnte, durfte sich erst als politisch gescheitert beweinen und sich dann über seine früheren Vorstellungen mokieren und hatte in jedem Fall über persönliche Nachteile nicht zu klagen.

Undogmatische Linke und Radikaldemokraten brachten die Sanfte Republik, die sie mit Hilfe des Rowohlt Verlags herbeiführen wollten, nicht zustande und haben doch etwas erreicht: in der Bundesrepublik war – wohl auf 1968 zurückzuführen – eine Gegenelite entstanden, die sich von der sozialliberalen Koalition absetzte und das Zeug hatte, als Begabungsreserve noch in späteren Jahrzehnten gebraucht zu werden.

Die DKP war in der Sackgasse und kam sogar rückwärts nicht heraus. Immerhin boten die Biermann-Ausbürgerung 1976 und der Eurokommunismus zwar nicht der Partei, aber einzelnen Mitgliedern die Chance zu protestierendem Abschied. Das waren die ersten. Die Langsameren mußten auf Gorbatschow warten.

Nicht besser dran waren KPD und KBW. Der KB war – ausweislich der Verkaufszahlen seines Organs »Arbeiterkampf« – 1976 auf dem Höhepunkt. Dies war insofern nachteilig, als es anschließend nicht mehr weiter aufwärts gehen konnte, und eine revolutionäre Organisation braucht das. (Deshalb kennen wir aus der sozialistischen Literaturtradition ja Schriften wie »Was tun?« und »Wie weiter?«) Irgendein Ausgang aus der Stagnation mußte gefunden werden.

Die blutige Katastrophe der RAF 1977 hat damit überhaupt nichts zu tun. Aber sie bot einen hervorragenden Vorwand für die in der »undogmatischen« und teils auch kommunistischen Linken anschließend stattfindenden Korrekturen von Lebensläufen. Man konnte sich aus einer schmucklosen Vergangenheit entfernen, indem man sich von einer Praxis lossagte, die man ohnehin nie ausgeübt hatte.

Das war nicht notwendig, aber bequem. Daß man auch ehrlich hätte verfahren können, zeigte immerhin die Gruppe Z, als sie sich aus dem KB ausklinkte: es genügte der Hinweis auf bisherige Mißerfolge und – angeblich – neue Chancen. Dazu brauchte man keine Distanzierung von der RAF.

Inzwischen waren wieder junge Leute herangewachsen, die sich links politisiert hatten. Sie paßten – soweit sie nicht tatsächlich, was vorkam, in die RAF gerieten – nicht in die alten Fraktionen. Man begann von »Neuen Sozialen Bewegungen« zu sprechen. Hier wurden nun ein paar simple Wahrheiten gelernt, nämlich:

In nichtrevolutionären Zeiten gibt es keine revolutionäre Gewalt. Wer dennoch Politik machen will, kommt um gewisse Institutionen nicht herum. Selbst der außerparlamentarische Kampf bezieht sich ja noch auf die Parlamente.

Das ist alles arg banal, muß aber in jeder Generation ebenso neu gelernt werden wie das Zähneputzen. In Deutschland, dem Hauptverbreitungsgebiet von Heinrich Hoffmanns »Struwwelpeter«, brauchte man dafür ein einschüchterndes Beispiel: die Geschichte der Rote Armee Fraktion. Deren justizielle Behandlung zielte nicht nur auf die unschädlich gemachten Individuen, sondern diente auch der Abschreckung anderer. (Das ist der Hauptzweck staatlicher Repression in politischen

Angelegenheiten. Große Beispiele: das Augen-Ausstechen im Bauernkrieg und die Exekutionen nach der Pariser Kommune; zivilgesellschaftliche Duodez-Ausgaben: Berufsverbote und Isolationshaft.)

Dies war die Stunde des Frankfurter Soziotops. Jetzt konnten ihre jungen Veteranen aufschreien wie einst Herbert Wehner auf dem Godesberger Parteitag der SPD: »Glaubt einem Gebrannten!« Daß sie wieder dabei und an der Spitze waren – jetzt in den »Grünen« – , verkauften sie als Bruch, dessentwegen man sie bedauern, aber auch unbedingt belohnen mußte.

Originell war die Instrumentalisierung der RAF innerhalb der Linken deshalb nicht, weil sie rechts und in der Mitte vorgemacht wurde: Helmut Schmidt konnte zeigen, was die SPD unter einem starken Staat verstand, CDU und CSU führten eine Kampagne gegen den »Sympathisantensumpf«. Die Apparate der Inneren Sicherheit bekamen, was sie sich schon immer gewünscht hatten, worauf sie ohne die Rote Armee Fraktion aber noch ein bißchen hätten warten müssen.

So ist die RAF tatsächlich immer nur ein Objekt gewesen. Ihren letzten Gefangenen – Eva Haule, Birgit Hogefeld, Christian Klar, Brigitte Mohnhaupt, Rolf Clemens Wagner – wird diese Einsicht so weh tun, daß sie ihnen kaum zugemutet werden kann. Aber es ist wahr.

1989-2002 Abwicklung

Netschajewistische Genossen, die unbeschreiblichen, aber ganz überflüssigen Ärger anrichten und erleiden.

Peter Hacks

Inzwischen ist die RAF noch nicht einmal ein Objekt. Sie hat – sieht man von einigen Filmschaffenden ab – keine Nutznießer mehr. Wer sich abgrenzen muß, benutzt dafür die Stasi. Es fehlen die Leute, die abgeschreckt werden müßten.

Damit sind die Gefangenen aus der RAF zur Privatsache geworden. Nicht umsonst ist die einzige Publikation, die sich kontinuierlich mit ihnen befaßt, ein Angehörigen-Info. Auch der Hinweis auf die Wahrung einer Biographie benennt ja nichts Politisches (dies hätte immer mit Wirkung und Verallgemeinerung zu tun), sondern Persönliches.

Wer jetzt noch an die Gefangenen denkt, wird allerdings aus traditionellen Gründen wohl zumeist aus dem additiven Kollektiv »Die Linke« kommen. Die Hamburger Fachgruppe Medien in der Gewerkschaft ver.di hat über 1.500 Unterschriften für die Freilassung der Gefangenen gesammelt. Initiativen zur Kommunikation zwischen drinnen und draußen gingen fast immer von den Knästen aus. Es fanden hier und dort auch politische Gespräche mit den Inhaftierten statt.

Um Beiträge zur Befreiung handelt es sich dabei aber nicht. Hierzu fehlt es dem additiven Kollektiv an allem, was nötig wäre. Der Staat hat auf der ganzen Linie gesiegt. Er ist, was die Entscheidung über die Haftdauer angeht, mit seinen Gefangenen allein.

Im Dezember 2001 hat Günter Gaus in Ausübung seines bürgerlichen Berufs (und nicht als Demonstrant) Christian Klar interviewt. Man sah und hörte den Gefangenen: keinen Strategen und keinen Flenner, sondern einen Mann, dem es schwer fiel, Worte zu finden.

Hans Magnus Enzensberger hat das Gnadengesuch von Helmut Pohl befürwortet und war damit erfolgreich. Er wird immer wieder nicht nur von Linken wegen seiner politischen Positionen, sondern auch von anderen Leuten, die Wert auf solide Argumentation legen, gescholten. Für Helmut Pohl war er als Privatmann tätig. Wenn er von Roman Herzog gehört wurde, wird das auch daran liegen, daß diesem jene Seiten angenehm sind, an denen Enzensbergers Kritiker Anstoß nehmen.

Wollte eine(r) der Überlebenden aus der RAF einmal exakt aufschreiben, wer ihm oder ihr in den vergangenen 32 Jahren tatsächlich – also mit Erfolg – geholfen hat: dieses Verzeichnis würde (DDR beiseite) kein Gotha der radikalen Linken. Selbst Verräter haben nicht nur verraten. Durch ihr Überlaufen verfügen sie über Möglichkeiten, da und dort Ablaß zu zahlen. Wer effizient helfen wollte, mußte mindestens mittig genug sein.

Zum vollständigen Sieg des Staates gehört seine Definitionsmacht gegenüber den von ihm Angeklagten: Niemand konnte ihn daran hindern, sie nicht etwa als Kriegsgefangene in Gewahrsam zu halten oder wegen Hochverrats (= Revolutionsversuchs) zu verurteilen, sondern wegen Mordes und damit (aus seiner Sicht) wegen einer Privathandlung. Da er gewonnen hat, wird, wer an ihre Befreiung denkt, dies zu seinen Bedingungen tun müssen (es sei denn, irgendwer will auf ihre Rechnung den Helden spielen).

Diese Voraussetzungen sollte man sich aber etwas genauer ansehen.

Der Staat BRD hat sich seit 1949 einige Extras geleistet. Dazu gehört unter anderem die Abschaffung der Todesstrafe (der, nähme er seine Anklagen ernst, mehrere Verurteilte aus der RAF sonst wohl verfallen wären). Auch den Freiheitsentzug, sogar den lebenslänglichen, hat er unter eine Bedingung gestellt: die Verurteilten dürfen nicht zerstört werden. Deshalb gibt

es die Möglichkeit – ja, zuweilen das Gebot – der Haftverschonung, die Strafaussetzung zur Bewährung und die Begnadigung. (Amnestie wäre schon wieder zu politisch und soll hier nicht erörtert werden.)

Einige Gefangene aus der RAF sind nach dieser Maßgabe inzwischen freigekommen – oft nicht etwa bevor sie ruiniert waren, sondern danach. Der Staat hat sich in ihrem Fall keineswegs korrekt an die Regeln gehalten, die er sich selbst gegeben hat, sondern er hat sie verletzt und sich erst danach wieder an sie erinnert. Hielte er sie im Fall der letzten Fünf endlich ein, müßte er diese – unter welcher rechtlichen Form auch immer – freilassen.

Mit unserem additiven Kollektiv (den Schreiber dieser bescheidenen Zeilen eingeschlossen) hätte dies, wie gesagt, nichts zu tun. Aber es wäre gut für die Gefangenen, und daß ihr Gegner damit ein weiteres Mal triumphiert, sollte niemanden stören.

Bleiben die Fünf aber jenseits ihres politischen, körperlichen und psychischen point of no return in Haft, wäre es einerseits katastrophal, andererseits ehrlicher, wenn der Staat sich von den Veränderungen – »Humanisierungen« – des Strafvollzugs, zu denen er sich zwischenzeitlich durchgerungen hat, lossagen und überdies die Todesstrafe wieder einführen würde. Das erste geht ganz leicht, zum zweiten genügt (zweckdienliche Interpretation von Artikel 1 des Grundgesetzes durch das Bundesverfassungsgericht vorausgesetzt) eine Zweidrittelmehrheit im Bundestag.

Konkret 05/02, S. 44

Gerhard Henschel

Kunst & Gewerbe

2:0 für Hitler

»Er war ein Ungeheuer«, meldete »Bild« am 28. Dezember 1989, als der rumänische Staatspräsident Nicolai Ceaucescu gestürzt und erschossen worden war, prangerte auch dessen sexuell unersättlichen Sohn Nicu an, der ein Zimmer »mit Höschen, BHs, Strümpfen und Schminkdosen seiner Opfer dekoriert« habe, und zitierte anschließend einen anonymen rumänischen »TV-Kommentator« mit den Worten: »Selbst Hitler besaß mehr Würde.«

Die Reichskanzlei hatte Hitler tatsächlich nicht mit Trophäen aus Eva Brauns Leibwäscheschubladen verziert und anders als nach ihm George W. Bush auch davon Abstand genommen, bei der Eröffnung der Olympischen Spiele die Hand in der Hosentasche zu lassen. Auf diesen zweiten großen Pluspunkt in Hitlers Vita machte am 24. Mai 2002 im »Philosophischen Quartett« des ZDF der Intendant des Berliner Ensembles, Claus Peymann, aufmerksam: »Ich habe mir die Eröffnung der Winterolympiade angeguckt, das war alles sehr schön, und dann kommt dieser Cowboy und steht da mit einer Hand in der Tasche, das hat sich fast nicht mal der Hitler getraut, der hat die Formel brav gesagt, der Bush hat sich nicht einmal daran gehalten.«

So verschafft sich nach Jahrzehnten der Re-Education das gesunde Volksempfinden gelegentlich Luft mit dem Hinweis darauf, daß der Führer wenigstens weder ein BH-Fetischist noch ein nachlässig posierender Cowboy gewesen sei. Denn man kann wohl manches gegen Adolf Hitler vorbringen, aber bei öffentlichen Kundgebungen hatte er sein schönes Händchen ganz woanders als in der Hosentasche.

Stars aktuell

»Erst heizte sie uns in Werbespots auf, dann kamen Fernsehrollen. Jetzt startet sie im Kino durch.« Mit diesen Worten leitete das Käseblatt »TV-Movie« ein Interview mit der Schauspielerin Bettina Zimmermann ein (»1999 wurde sie als Spot-Gesicht entdeckt – für Lycos, Premiere und Jacobs Kaffee«). Die Fragen hatte eine gewisse Valerie Höhne gestellt: »Sind Sie denn jetzt solo?«, »Wie muß Ihr Traummann sein?«, »Wie wichtig ist Ihnen Sex?« Antwort: »Sehr wichtig! Aber ich bin keine Frau für eine Nacht. Ich brauche das Gefühl von Liebe und Vertrauen.«

Auch Valerie Höhne wird sich einmal mehr vom Berufsleben versprochen haben als die Aussicht, einem Käffchen-Model pikante Details über sein Sexualleben zu entlocken, aber hey, das ist Journalismus, und da die Mousse au chocolat nun mal nicht aus der Steckdose kommt, sondern hart ermolken werden muß, sind eben gewisse Kompromisse notwendig zwischen Traum (Marion-Gräfin-Dönhoff-Nachfolge) und Wirklichkeit (Arsch-und-Titten-Presse-Dienst).

Hier zufällig mitlesende Kulturpessimisten und/oder islamische Fundamentalisten seien darauf hingewiesen, daß auch in dem zitierten Interview durchaus Tabugrenzen beachtet wurden. Unmöglich hätte sich die junge Schauspielerin mit der Antwort gemacht: »Sex? Ist mir total unwichtig. Ich bin frigide, treibe es aber oft in einer einzigen Nacht mit dreißig oder vierzig Schäferhunden. Das Gefühl von Liebe und Vertrauen ist mir wurscht.« Da wäre die knospende Filmkarriere gleich wieder im Eimer gewesen. Eine Meute aus dem Hurenhause Springer hätte die junge Dame, bildlich gesprochen, bei lebendigem Leibe zerfleischt, ihren Kadaver in die Tonne getreten und dann die Witterung des nächsten Opfers aufgenommen. Bettina Zimmermann erlaubte sich exakt das richtige Maß an Bauchnabelfreiheit, um auch weiterhin im Kino durchstarten zu dürfen. Denn selbst in den permissiven Gesellschaften des Westens gibt es Grenzen des Geschmacks. Sie verschieben sich von Jahr zu Jahr, aber es ist noch längst nicht alles erlaubt. Und das ist auch gut so.

Rätselfrage

»Amerikanische Hosentrachten, Negermusik, Fernsehfilme, Lichtspiele, Illustrierte, kulturelle Leidenschaften für Geld, Geschlechtlichkeit, Haschisch, Gewalt und Individualismus dringen auf Kosten von Treue und Redlichkeit, der Familie und der Gemeinschaftswerte unaufhaltsam in den Geist, den Körper und die Seele junger Deutscher vor, während das Auge des Gesetzes, die Eltern und die christlichen Kirchen schlafen.«

So oder so ähnlich steht es geschrieben. Aber wo? In Pater Leppichs nachgelassenem Tagebuch? Warm. Im »Altöttinger Liebfrauenboten«, Jahrgang 1968/69? Wärmer. Als Menetekel an der Zellenwand von Rudolf Heß?

Heiß, aber nicht heiß genug.

Am heißesten ist die Quelle http://www.muslims.net/

english/Views/2001/08/article2.

shtml, denn dort heißt es wörtlich: »The spread of American clothes, pop music, television, movies, magazines, cultural passions for money, sex, drugs, violence, and individuality at the expense of faith, family and community values, are rapidly infiltrating the minds, bodies, and souls of young Muslims under the apathetic eye of governments, parents, and religious institutions.«

Dieser etwas trüben Quelle zufolge hat der Sittenverfall in der islamischen Welt ja schon gute Fortschritte gemacht. Aber wo zum Teufel bleibt der islamische Elvis, der sowohl seinen abergläubischen Vätern als auch den Kulturimperialisten endlich einmal etwas Lustigeres entgegensetzt als Selbstmord und Totschlag?

Konkret 05/02, S. 45

Rasmus Engler

Kunst & Gewerbe

Unser Mann in der Musik

KONKRET-Mitarbeiter Rasmus Engler, Bandmitglied von Gary (aktuelle CD: »The Lonely Cnorve Machine«) und zusammen mit Jan Müller (Tocotronic) Initiator des Projekts Bierbeben, hat gerade seine erste Konzerttournee mit Gary hinter sich und berichtet über seine Erfahrungen mit Medien und Musikindustrie:

Wir durchrumpeln angekatert das Münsterland, um in Köln eine weitere Etappe der »Promo-Tour« zu absolvieren. Dies ist ein musikbranchenüblicher Euphemismus, der nichts weiter bedeutet, als daß eine Rockgruppe überfordert wird mit halbstündlich wechselnden Interviewpartnern, die, kaum ist das Gespräch in Gang gekommen, vom freundlichen und bestimmten Promoter wieder hinauskomplimentiert werden: »Der Nächste wartet schon!« Dies geschieht in verschiedenen deutschen Großstädten, und so sitzen wir also im Zug gen Köln. »Bildzeitungs«-Geraschel ertönt hinter uns, ein unangenehmes, aber bekanntes Geräusch. Plötzlich jedoch ruft mein Gegenüber, unser Gitarrist, entgeistert aus: »Wir sind in ›Bild‹!« Auffällig schaue ich mich um und erblicke mein eigenes Antlitz, das großformatig und ausgesprochen anämisch von der Klatschseite herunterglotzt. »›Crazy‹-Star gründet Jungs-WG auf Kiez« blökt die Überschrift, vom »Schauspiel-Shooting-Star«, gemeint ist das Bandmitglied Robert Stadlober, ist darunter die Rede, der, »wie romantisch«, mit seinen »Buddies« eine »100-Quadratmeter-Altbauwohnung« bezogen habe. Und daß er nun »auch Rockstar« werden wolle. Dies alles ist selbstredend ein derart himmelschreiender Unfug und eben genauso erlogen, wie wir es erwartet hatten. Blauäugig, wie es unbedarfte Jungmusikanten nun einmal sind, hatten wir jedoch den Worten der Agentur vertraut, die am Vortag die künstlerisch ausgesprochen wertlosen Fotos geknipst und uns versichert hatte, unserem Wunsch nachzukommen, keine Bilder an derlei Schundpresse weiterzugeben.

Wir sind erschüttert, doch der mitreisende Plattenfirmamann beruhigt uns: Das passiere halt, sagt er. Das sei morgen schon wieder vergessen, sagt er. Wir kämpfen gegen die aufkommende Übelkeit an. Erwartungsgemäß vergißt natürlich niemand das blamable Erscheinen in Deutschlands größter Tageszeitung: Einige Tage später fragt uns der Mann vom Kiosk, ob wir denn auch in Zukunft, »wenn ihr berühmt seid«, weiterhin bei ihm unsere Schokoriegel kaufen würden. Und eine Dame, hinterm Tresen einer stadtbekannten Schnarchbar stehend, herrscht uns an: »Ihr bekommt hier nichts, ihr wart in der ›Bildzeitung‹«. Es ist zum Schnauben. Die Öffentlichkeit ist ein wahrhaftiger Morast.

Konkret 05/02, S. 45

Jürgen Roth

Kunst & Gewerbe

Komatöse Kadenz

Die Luderei erfaßt mittlerweile Bereiche des Lebens, die bislang von knapp bekleideten Halbseidevollweibern verschont geblieben waren. Recht unverblümt zeigt z. B. die ohnehin ins Gerede geratene Bundesanstalt für Arbeit auf einem Internetphoto (berufenet.arbeitsamt.de), das die Tätigkeit des Hausmeisters anpreisen soll, was so ein Pedell zum konzentrierten Werkeln braucht: ein Poster mit einem saftigen Knalluder. Fehlt nur noch die tägliche Fuhre Feierabendbier. Die besorgt ihm die Schönbrunner Brauerei aus dem Fichtelgebirge, die ihr neues »Erotik-Bier« inkl. »Korkenludern« auftanzen läßt.

Zur entspannenden Lektüre beim Korkenknallen empfiehlt sich freilich nach wie vor das klassische Ludermagazin »Max«, das nicht bloß »erotische Luder« kürt (unerotische gibt es demzufolge auch), sondern des weiteren den »›Max‹-Autor« und Luderhannes Maxim Biller beschäftigt und zwecks Ausgabe 8/02 auf das Spitzenluder Angela Merkel (CDU) hetzte, damit er »ein Gespräch« führte, »das beide so schnell nicht vergessen werden«.

Damit wiederum wir jenes innovative, um nicht zu sagen: dadaistische Interview nicht vergessen und den Schröder-Liebhaber Biller für die durch ihn gesetzten Maßstäbe in Sachen maximalen Schwachsinns ehren, lauschen wir ein paar Augenblicke in das verlotterte Larifari hinein:

»Frau Merkel, warum reden Sie mit mir? Wir kennen uns doch überhaupt nicht ...« – »Ist das jetzt so eine Art Experiment oder was?« – »Nein, gar nicht.« Dann vielleicht ein Psychokrimi? »Reden Sie mit mir, weil Sie Ihre Politik verkaufen wollen oder Ihre Person?« – »Das wird ja ein richtiger Psychokrimi mit Ihnen!« – »Nein, keine Sorge.«

Sorge hin, Sermon her, ob sie, Frau Merkel, »sich in all dem Blitzlichtgewitter nicht manchmal so billig und leer wie Verona Feldbusch oder Hildegard Knef« fühle? »Ich kann mit Ihren Annahmen nichts anfangen.« Ebensowenig kann die Parteivorsitzende mit den neckisch-gewieften Fragen zu Polittaktiken, DDR, Nation, Gott und Pipapo etwas anfangen.

»Ich habe nicht die Absicht, mich weiter zu diesem Unsinn zu äußern«, versucht sie den Schriftsteller zur Besinnung zu bringen, aber Biller krault sich unbeirrbar am Sack und krönt seine kurios kaputte Kommunikationsstrategie durch folgende komatöse Kadenz: »Frau Merkel, warum sind Sie die ganze Zeit so ungeduldig mit mir?« – »Ich bin nicht ungeduldig.« – »Doch, von Anfang an.« – »Nein, ich habe nur wenig Verständnis dafür, daß Sie in Ihren Fragen unheimlich viel erzählen über das, was Sie meinen, was Sie denken, was Ihre Sicht ist.« – »Wollen Sie das nicht wissen?« – »Ehrlich gesagt, nein.«

Zieht man die augenblicklich heiß diskutierte Frage in Betracht, welches TV-Luder die demnächst ausbrechenden Wahlkampffernsehschlachten am geschicktesten leiten dürfte, ob Sabine Christiansen, Maybrit Illner, Gabi Bauer oder wer – um Biller wird es dann wohl stiller. Und Angelas Aufklärung über den Maxinarzißmus des deutschen Poeten nicht mehr vonnöten sein.

Konkret 05/02, S. 47

Peter O. Chotjewitz

Das Äffchen auf dem Leierkasten

Kultur-Kolumne

Wer in Careggi die Zeitungsfrau nach den Medici fragt, wird rasch verdächtigt, er wolle sie auf den Arm nehmen: Ma che medici?! Hier wimmelt es von medici: Kinderärzte, Frauenärzte, Internisten! Welche wollen Sie?

Careggi, am nördlichen Hang von Firenze, ist das Quartier der Krankenanstalten. Hier liegt die Villa, in der Cosimo »der Alte« und Lorenzo »der Prächtige« starben. Ein enttäuschender Ort. Keine Schokoladenseite, keine Bibliothek, kein Schild: Hier tagten die Humanisten der 1459 von Cosimo dei Medici gegründeten platonischen Akademie, von der die Reiseführer und Renaissance-Nostalgiker noch heute schwärmen. Sic transit gloria mundi.

Ghirlandaio, Domenico »der Girlandenmaler«, hat sie gemalt, die literarischen Speichellecker am Hof der Medici des 15. Jahrhunderts, al fresco im Chor von Santa Maria Novella. Eine Clique arrivierter, bornierter Wichtigtuer, Trabanten, die keinen Funken eigenes Licht mehr ausstrahlen. Vielleicht ist es wirklich nur ein treffliches Bild im realistischen Stil, aber es wirkt wie eine Verhöhnung.

Machiavelli spricht von diesen Dichtern in Sottisen. Er habe *De principatibus* weder mit rhetorischen Floskeln geschmückt noch mit irgendeinem anderen Blendwerk, mit denen viele ihr Thema aufzuputzen pflegen. Nicht minder deutlich zu Beginn der »Discorsi«, wo er schreibt, er sei von dem gewöhnlichen Brauche der Schriftsteller abgewichen, die ihre Werke stets einem Fürsten widmen und alle möglichen Vorzüge an ihm preisen, statt ihn wegen aller möglichen Laster zu tadeln.

Die Klarheit seiner Gedanken und Texte schützten Nicomachia nicht vor den böswilligen Unterstellungen provinzieller Moralisten wie Friedrich II. von Preußen und auch nicht davor, von seinen eigenen Landsleuten im 19. Jahrhundert für ihren läppischen Nationalismus vereinnahmt zu werden. Aber man kann aus ihnen sattsam herauslesen, daß er nicht der Machiavellist war, für den die Höflinge aller Zeiten und Richtungen ihn seither halten wollen.

Wie wirkungsmächtig Ästhetik der Macht sein kann, zeigt die Tatsache, daß ausgerechnet jene Epoche, die als italienische Blütezeit gilt und die Reisenden millionenfach nach Florenz lockt – die Zeit zwischen der triumphalen Rückkehr des alten Cosimo aus dem Exil (1434) und dem Tod seines Enkels (1494) – , die Phase des Untergangs Italiens und des politischen und ökonomischen Bankrotts der Republik Florenz ist.

Das Verhältnis von Geist und Macht hat post festum der Hofmaler Giorgio Vasari in einem riesigen Deckengemälde im Palast der Signoria verewigt: In der Mitte schwebt Cosimo – erster Großherzog der Toskana und Ur-Ur-Enkel eines Bruders des alten Cosimo – , alle anderen sind Beiwerk.

Vasari lehrt uns: Es gibt nur zwei Möglichkeiten für den Kulturschaffenden. Entweder er schleimt sich aufs Bild drauf oder seine Chance, ein wenig berühmt zu werden und Knete zu machen, ist gering, wenn er nicht sogar eingebuchtet, gefoltert, geächtet und in den Tod getrieben wird, wie Machiavelli.

Das neue Bundeskanzleramt, Zentralagentur der Ästhetik der Macht des vierten Reiches, bekommt dieser Tage auch seine literarischen Hofschranzen – mittelmäßig wie ihre Vorgänger am dreihundertjährigen Hof der Medici. Die Namen sind austauschbar, die Warteliste ist endlos. Da die Macht jeder Politikerkaste nur geliehen und ihr Palast gedankenleer ist, muß wenigstens ein schöner Schein her: Architektur, Kunstwerke, Schneisen und Perspektiven, Hofdichter.

Der Autor, der darauf verzichtet, seinen eigenen Kopf zu gebrauchen und sich zum Parteigänger machtpolitischer Interessen machen läßt, wird bald nur noch mit Worthülsen klappern dürfen, was bekanntlich zum Handwerk gehört. Von einer gewissen Auflagenhöhe und einem gewissen Bekanntheitsgrad ab erfordert professionelles Marketing die tägliche Verkündung einer Blasphemie vor Mikrofonen und TV-Kameras. In vielen Fällen, wenn Grass, Walser, Enzensberger mal wieder dumm daherreden, möchte ich wetten, daß sie einen Roman oder Essay fertig haben, in dem derselbe Blödsinn breitgetreten wird. Die Sucht der Nachrichtenmedien nach immer neuen skandalösen Äußerungen von längst entfremdeten Dichtern hat inzwischen einer neuen (zumeist schon relativ alten) Generation von Dichtern den Wortschauplatz bereitet.

Nicht ihre Werke sind mehr Gegenstand der Debatte, sondern die verbalen Kollateralschäden, die für ihren Verkaufserfolg erforderlich sind, und da die Sendezeiten knapp, die Schlagzeilen kurz und die Geister beschränkt sind, muß auch der Dichter sich auf möglichst drastische Formeln (»Holocaust der Seelen«, »Saddam gleich Hitler«) und griffige Themen (der Untergang der »Gustloff«, der alliierte »Bombenterror«) reduzieren.

Die Aufregung, die solche scheinbaren Mißgriffe in Feuilletons und Talkshows und zuweilen sogar in Parlamenten hervorrufen, ist beabsichtigt. Warum sollte Gerhard Schröder einen Dichter zu Tisch bitten und anschließend der Presse vorführen, der es nicht versteht, sich durch Entgleisungen zu profilieren. Peter Schneider avancierte zur Hofschranze, als er den Einsatz der Bundeswehr in Bosnien forderte. Freimut Duve bekam den Job als Medienrechtsfuzzi der KSZE für die »Rampe von Srebrenica«. Hans Christoph Buch tingelt seit Jahren als eine Art Karl May mit der These, daß der Genozid

den Menschen genetisch eingeboren ist, sofern sie aus Afrika stammen, wobei der Leser nicht weiß, ob unser Buch jemals über die VIP-Lounge des Rhein-Main-Flughafens hinauskommt.

Mit einer analogen Äußerung hat dieser Tage ein Romancier namens José Saramago (*Die Stadt der Blinden*, Rowohlt, langweilig, schwülstig, von Reich-Ranicki gelobt, Bestseller) den üblichen Wind mit seinem kurzen Hemd verursacht. Während eines Besuches in Ramallah erklärte er, der »Geist von Auschwitz« schwebe über der Stadt. Von etlichen Medien wurde hinzugefügt, daß Saramago den Nobelpreis erhalten habe, während andere darauf verwiesen, er sei Kommunist gewesen. Beide Ergänzungen dienten der Relativierung. Literaturnobelpreisträger reden häufig dummes Zeug (das haben wir Deutschen leidvoll erfahren), und die Kommunisten haben die Palästinenser angeblich immer nur durch Verbalradikalismen unterstützt.

Vergleiche zwischen einem deutschen KZ im besetzten Ostpolen und einer Hühnerfarm in Ostfriesland werden, nicht erst seit Walsers Paulskirchenrede, nach folgendem Schema behandelt. Versuch 1: Der Vergleich ist im wesentlichen richtig, jedoch stark übertrieben. Versuch 2: Er ist eine unzulässige Verniedlichung und zeigt mal wieder, wohin es führt, wenn alle ständig von Auschwitz reden. Versuch 3: Der Vergleich ist einem deutschen Huhn nicht zuzumuten wegen der Juden.

Hätten die Redakteure die Nachricht korrekt gelesen, so wäre ihnen viel Gehirnschmalz erspart geblieben. Saramago war unterwegs mit einem Verein namens »internationales Schriftstellerparlament«, das etwa so legitimiert ist wie Cosimos Akademie und das als Papagei der EU Besorgnisse jeder Art absondert – hatte also die Aufgabe, die partiell propalästinensische Linie der Europäer so schrill zu verkünden, daß sogar die »FAZ« aufmuckt.

Er reiste, zweitens, gleichzeitig mit dem Portugiesen Xavier Solana, der quasi als Außenminister der EU die Aufgabe hat, in einigen Nebenfragen eine andere Haltung einzunehmen als die USA, und deshalb auf Bitten derselben von Ariel Sharon daran gehindert wurde, in Ramallah Yassir Arafat zu besuchen. Außerdem zerdeppern die Israelis gerade alles, was die Regierung in Ramallah mit europäischen Milliarden aufgebaut hat. Somit war klar, daß Saramago seinem Landsmann Solana den Gefallen tun mußte, mal einen Geist von Auschwitz ziehen zu lassen.

Der Dichter im Dunstkreis der Macht: Das Äffchen auf dem Leierkasten.

Konkret 05/02, S. 48

Magnus Klaue

Bei Hitlers daheim

Nazis sind auch nur Menschen: Traudl Junge und André Heller beweisen es

Schon seit einiger Zeit arbeiten deutsche Medien, unterstützt von Historikern, an der Domestizierung und Verniedlichung der Adolf-Hitler-Figur. Von einer »Figur« muß tatsächlich gesprochen werden, denn in keinem dieser Diskurse wird Hitlers Biographie auf historisch aufschlußreiche Weise untersucht. Statt dessen gerät der »Führer« zum Protagonisten von nur schwach als »Dokumentation« kaschierten Kolportage-Storys.

Im Herbst vergangenen Jahres etwa lancierte der Historiker Lothar Machtan eine Debatte über Hitlers angebliche Homosexualität in die Boulevardpresse, im Januar startete »Bild« die Serie »Hitler privat«, die sich, assistiert von Guido Knopp, Fragen widmete wie: Welches Parfüm benutzte Hitler? Waren seine Verdauungsprobleme psychosomatisch bedingt? »Bild am Sonntag« brachte kürzlich den Vorabdruck eines Buches, das nun im Handel erhältlich ist und alle Fragen über Liebes-, Essens- und Stuhlganggewohnheiten des Führers beantwortet: die 1947 verfaßten Erinnerungen der Hitler-Sekretärin Traudl Junge. Als Ergänzung kommt in diesem Monat André Hellers Film »Im toten Winkel« in die Kinos, worin Frau Junge neunzig Minuten lang über ihre Zeit bei Hitlers sabbelt.

Buch wie Film sind langweilig, also zitierte jedermann Hannah Arendts »Banalität des Bösen«. In ihrem Eichmann-Buch hatte Arendt damit sagen wollen, daß es fruchtlos sei, die »Menschen« hinter den Unmenschen des NS-Regimes aufzuspüren, weil bei den Nazis zwischen »Mensch« und »Rolle« nicht unterschieden werden könne. Traudl Junge und André Heller dagegen machen die Nazis und ihre Chargen, Frau Junge inklusive, zu Menschen wie du und ich.

Junges Erinnerungen folgen treu dem Muster des trivialen Familienromans im Stil Rosamunde Pilchers. Um *etwas zu erleben*, kommt die 22jährige, *unerfahren und abenteuerlustig*, nach Berlin, wo ihre Schwester als Tänzerin arbeitet. Als sie erfährt, daß der Hitler eine Sekretärin sucht, spricht sie bei ihm vor, in dessen *Bann* sie sogleich gerät. Hitler ist nämlich nicht nur ein *väterlicher Freund*, sondern hat auch einen *durchdringenden Blick*. Das macht Mädchen an.

Die küchenpsychologische Erklärung für Traudls Zuneigung zum Führer liefert Coautorin Melissa Müller, die bereits das Schicksal Anne Franks publizistisch verwursten durfte und nun, zur Abwechslung, was über die Täter macht, im Vorwort: Traudls Vater, der sich wegen allgemeiner »Orientierungslosigkeit«, wie sie typisch für die »verunsicherte Männerwelt« der zwanziger Jahre war, den Nazis des Freikorps Oberland anschließt, ist »selten anwesend« und setzt sich 1925 in die Türkei ab. Kein Wunder, daß sich Traudl nach einer starken Hand sehnt und Hitler zum Ersatzpapa macht. Kollaboration mit den Nazis war immer Resultat familiärer Probleme. Man kennt das von Walser.

Die neue »Familie«, bei der Traudl in der »Wolfsschanze« und im »Berghof«, Hitlers Privatanwesen in Bayern, wohnt, ist eine harmonische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Es gibt sogar was zu lachen, zum Beispiel über den *dummen August, den* Gruppenführer Julius Schaub. Gefragt, *wer denn nun eigentlich die Politik dieser nationalsozialistischen Arbeiterpartei mache*, habe er geantwortet: »*Des bin i – und der Hitler.«* Bei der *abendlichen Plauderstunde am Kamin* wird kräftig gekalauert: *Hitler, Himmler und Göring stehen unter einem Regenschirm. Wer wird naß? Keiner, denn es regnet gar nicht.* Der diesen Witz zum besten gab, teilt des Führers Freund Hoffmann mit, sei *jetzt in Dachau. – »Aber das ist doch nicht möglich, Hoffmann, der Witz ist ja zu blöd.« – »Doch, mein Führer, der ist aber wirklich in Dachau, denn er wohnt dort.«*

Sicher, da war die Sache mit den Juden, aber über so *prekäre Dinge* wurde selten gesprochen. Und sonst konnte man richtig Mensch sein: *Es wurde gelacht, geliebt und getrunken*. Doch Junge gibt auch vom Niedergang Zeugnis. Der Russe *überflutet Ostpreußen* und hinterläßt *vergewaltigte Frauen, getötete Kinder und mißhandelte Männer,* Hitler baut körperlich ab. Sogar einer *Stimmbandoperation* muß er sich unterziehen: *Der Führer konnte nur noch flüstern.* Junge empfindet *großes Mitleid mit Hitler. Ein grenzenlos enttäuschter, ein von der höchsten Höhe gestürzter, gebrochener, einsamer Mensch.*

Als der *Puppenspieler* abtritt, an dessen Fäden sie wie *Marionetten* gezappelt haben, sind Junge & Co. über Nacht *selbständig handelnde und denkende Menschen geworden*. Die inmitten der Trümmer sogar wieder die Natur genießen: *Wir hörten auf einmal, daß es noch Vogelgezwitscher gab, wir sahen, daß im Gras die Märzbecher blühten.* Sechs Millionen tote Juden können daran nichts ändern.

Als Hitler, *mehr und mehr in sich selbst zurückgezogen*, schließlich Selbstmord begeht, wird Traudl richtig philosophisch zumute: *Ich denke darüber nach, wie vergänglich die Menschen sind. Vor ein paar Tagen noch der mächtigste Mann im Reich und jetzt ein Häufchen Asche, das in alle Winde verweht.* Infamie und Stumpfsinn kommen von Herzen, absichtslos. Junges Buch ist eine einzige Paraphrase auf Adornos Satz, daß »der Mensch« die Ideologie der Entmenschlichung sei. Als es vorbei war mit den Scherzen auf dem Berghof, empfand sie *stumme Scham* und fragte sich: *Wie konnte ich nur?* Und dann wurde sie doch noch weise: *Der Mensch soll auf die Stimme seines Gewissens hören. Es braucht nicht annähernd so*

viel Mut, wie es scheint, um Fehler zuzugeben und aus ihnen zu lernen. Der Mensch ist auf der Welt, um sich lernend zu wandeln.

Frau Junge ist rechtzeitig zur Premiere von André Hellers Dokumentation »Im toten Winkel« verschieden. Seiner Hommage hat der Entertainer deshalb einen Epilog mit Junges letzten Worten angefügt: »Ich glaube, ich beginne mir jetzt zu verzeihen.« Heller rechnet sich das als Therapieerfolg an. Obwohl Sohn jüdischer Eltern, war der Österreicher, Frau Junge durch diverse Zirkusauftritte bereits als *interessanter Künstler* bekannt, bei seinen Gesprächen nie auf Konfrontation aus. Nachdem er klargestellt habe, »daß ich nicht von der heiligen Inquisition komme«, sei es ihm gelungen, ein »Klima« zu schaffen, in dem die alte Dame »ihre Not, ihre Verstörungen und Zweifel zugeben konnte«. Wie Alice Schwarzer bei Leni Riefenstahl kam es Heller bei Junge »sehr wohl auf ihr Frauenleben an, auf ihre ganz persönliche Geschichte«. Das Ergebnis seines Versuchs in Oral History nennt Heller, Adorno rotiert im Grab, »eine Art Flaschenpost«.

Eine Post allerdings, die keine Neuigkeiten bringt. Was immer Frau Junge erzählt, es gleicht der Romanvorlage. Nur die Anekdoten variieren. Erfahren wir im Tagebuch, daß *Weißbrot* beim Frühstück im Hause Hitler *für die Magenkranken reserviert war*, teilt uns der Film mit, daß Hitler sich nach dem Streicheln seines Hundes *immer die Hände gewaschen hat* und Schnittblumen nicht mochte, weil er *keine Leichen rumstehen haben wollte*. Traudl Junges Gesicht, dem Zuschauer in penetranter Großaufnahme präsentiert, bleibt bei alldem bewegungslos. Nur einmal fängt sie zu weinen an: Als sie berichtet, daß vor des Führers Ende selbst den *reizenden, gut erzogenen* Goebbels-Kindern, die *Onkel Hitler* so liebten, Gift verabreicht wurde.

Auf ihrer *Flucht* durch die Wälder biedert sie sich bei einem Ex-KZ-Häftling an: *Dieser Mann und ich waren in diesem Augenblick Schicksalsgenossen, wir hatten beide Angst vor den Russen*. Die Identifikation von Täter- und Opferperspektive explizit zu vollziehen, bleibt Heller vorbehalten, der »eine bizarre Parallele« zwischen Junge und seinem jüdischen Vater ausmacht: »Frau Junge konnte sich nicht verzeihen, daß sie mitgetan hat bei Hitler, mein Vater konnte sich nicht verzeihen, daß er die Zeit des Holocaust überlebte. Zwei Arten von schlechtem Gewissen und seelischer Pein, aus derselben Quelle entsprungen: dem Dreckskerl Hitler.«

Ist der Mann vollends verrückt geworden? Emphatisch darf sich Frau Junge bei ihm mit Sophie Scholl vergleichen, die ihr die Augen öffnete, weil sie *mein Jahrgang war* und doch erkannte, *daß sie es mit einem Verbrecherregime zu tun hatte.* Noch die anmaßendsten historischen Verdrehungen werden von Heller abgenickt. Wer sein Elaborat mit Marcel Ophüls' Film »Hotel Terminus« über den NS-Richter Klaus Barbie vergleicht, erkennt das Ausmaß des Desasters: Wo Ophüls seine Gesprächspartner reden läßt, bis sie sich durch ihre Ausflüchte selbst desavouieren, ist Heller bemüht, »alle Fragen und Einwürfe« ebenso wie Junges »Selbstvorwürfe« zu eliminieren, um die Dame »ganz für sich sprechen zu lassen«.

Und die sagt immer das gleiche. Der *tote Winkel*, als den sie das Führerquartier bezeichnet, weil man dort *isoliert* gewesen sei vom Zeitgeschehen, befindet sich in Wahrheit in ihrer Münchener Wohnung, von der man im Film nie mehr sieht als ein Bücherregal mit Brockhaus. Mit wem hat die Frau Kontakt? Welche Zeitungen liest sie? Solche Fragen, deren Beantwortung Junge vielleicht tatsächlich zu einer beängstigend »exemplarischen« Figur machen könnten, stellt der Film nie.

In der »Zeit« schwärmt Werner A. Perger: »Die Frau ist echt, in ihrer Objektivität und in ihrer Schlichtheit.« Jochen Hieber in der »FAZ« preist »die Authentizität einer Belehrten und deshalb Beladenen«, Augsteins Broder hat eine »alte elegante Dame« gesehen, »die sich ihr Leben von der Seele spricht«. Und sich bei Heller bedankte: »Ich hab den Film freigegeben, jetzt gibt mich das Leben frei.«

Die kathartische Wirkung auf die Nation wird nicht ausbleiben. Schon plant Heller, seinen Film in Schulen zu zeigen: »Die Jungen von heute könnten dann jemandem sehr Eindrucksvollen begegnen.« Daß es ein Sohn jüdischer Eltern ist, der dergleichen möglich macht, ist nur die obszöne Pointe der Geschichte, deren Essenz Heller selbst erfaßt, wenn er seine anfängliche Angst beschreibt, »der ganze Dreck« könne im Dialog mit der NS-Sekretärin »wieder hochkommen«. Er ist hochgekommen.

Nachtrag: Vor kurzem wurde eine weitere »Flaschenpost« angespült, diesmal ans Mainufer, vorabgedruckt in der »FAZ«, rezensiert von Durs Grünbein: die Aufzeichnungen von Felix Hartlaub, Infanteriesoldat und Schriftführer in Hitlers Hauptquartier, die demnächst bei Suhrkamp erscheinen. Hartlaub schreibt noch schlechter als Ernst Jünger, weshalb Grünbein ihn als Geistesverwandten erkennt: »Unfreiwillig wurde er hineingerissen in diesen Weltkrieg wie ein Parzival, ein zweiter Karl Roßmann. Er beschloß, die Augen offenzuhalten, noch dort, wo der Rest sich dem Suff ergab ... Er hat sie beschrieben, die russischen Emigranten, die ›Nazi-Kosaken‹, die noch zwischen 1935 und 1939 sich einschrieben Unter den Linden, die ›jüdischen Faschisten aller Balkanstaaten‹ ... Damals die Pelzstola der russischen Tochter aus höherem Haus neben dem Braunhemd des deutschen Studentenbund-Mitglieds, zu meiner Zeit Jeans und Parka neben der FDJ-Uniform.« Diese Gleichsetzung hätte Hartlaub gefallen.

In den Aufzeichnungen von Traudl Junge und Felix Hartlaub bekommen die Nazis ein Gesicht und werden, Dialekt sprechend, schimpfend, weinend und lachend, zu Menschen aus Fleisch und Blut. Sie haben geliebt und gelitten wie wir

alle. Und nach jahrzehntelangem Schweigen dürfen sie endlich ihre Geschichte erzählen, live und in Echtzeit.

Alle kursiven Passagen sind Junge-Zitate aus Buch und Film: Traudl Junge: *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben.* Claassen, München 2002, 272 Seiten, 19 Euro; »Im toten Winkel«, Regie: André Heller/Othmar Schmiderer, ab 2. Mai im Kino; Felix Hartlaub: *»In den eigenen Umriß gebannt«. Kriegsaufzeichnungen, literarische Fragmente und Briefe aus den Jahren 1939 bis 1945.* Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2002, 1.200 Seiten, 64 Euro

---

Magnus Klaue schrieb in KONKRET 4/02 über die erste »Holocaust-Professur« in Deutschland

Konkret 05/02, S. 51

Georg Seeßlen

Deutschland: Polyphoner Kriegslärm

»Das Echolot: Barbarossa ’41« – Walter Kempowski montiert ein »kollektives Tagebuch«

Deutsche Bilder

Der in den Randspalten der deutschen Feuilletons ausgetragene Streit zwischen Günter Grass und Walter Kempowski scheint auf den ersten Blick ein bißchen fad. Die Rollen sind zu strikt verteilt: Hier der Großschriftsteller als seine eigene Sonne, die nationale Institution, die sogar noch definiert, wieviel Nation die Nation braucht und sich zumuten darf – dort der mit sich und seiner Rolle im Land ewig unzufriedene manische Sammler und Biographist, Walter Kempowski, der Deutschland zu beschreiben und zu schreiben versucht, von allen Seiten.

Der »Streit«, der recht eigentlich niemanden zu interessieren scheint, geht aber vielleicht doch tiefer, als hinter der Inszenierung persönlicher Eitelkeiten zu vermuten. Er hat etwas damit zu tun, wie sich Geschichte und Literatur begegnen können, in Deutschland. Das beginnt schon mit der literarischen Technik: Vielleicht würde es ja wirklich nicht schaden, einmal über Kempowskis Vorwurf nachzudenken, Grass schreibe, als habe es nie einen Arno Schmidt gegeben. Das hat zunächst mal gar nicht viel mit »gut schreiben« oder »schlecht schreiben« zu tun, es ist mehr die Frage nach der Funktion des (nationalen) Schreibens. Wie schreibt sich deutsche Geschichte? Und wie liest sie sich? Grass’ Schreiben ist ja auch ein öffentliches Inszenieren, dem Enthüllen eines nationalen Bildes vergleichbar, das dem Betrachter kaum eine Option läßt, so »fertig« ist es. Kempowskis Methode dagegen ist immer die eines offenen Geschehens, es hat immer etwas mit Suchen, mit Tauchen, mit Geschehenlassen zu tun. Mit dem Material.

Das kollektive Tagebuch

Kempowski montiert in *Das Echolot: Barbarossa ‘41* zu jedem Tag Aufzeichnungen von politischen und militärischen Führern, Künstlern und Menschen, die das Geschehen in der Mitte oder vom Rande her erlebten und es in irgendeiner Form zu verschriftlichen versuchten. Vom Juni bis zum Dezember 1941 entsteht nicht nur ein Bild vom Krieg im Osten, sondern auch ein Bild davon, wie Menschen sich und anderen ein Bild zu machen versuchen. Dabei sind die Erzählzeiten sehr unterschiedlich, und unterschiedlich sind auch die Erzählabsichten dieser Texte: Es gibt Tagebuchaufzeichnungen, Erinnerungen und Briefe; Leute, die noch in der privatesten Mitteilung den Literaten nicht verleugnen, Soldaten, die noch den Lieben daheim gegenüber schneidigen Befehlston anschlagen.

So kommt ein weiterer Perspektivwechsel hinzu, neben dem von oben und unten und der einen und der andern Seite der Front, zum Beispiel der zwischen Aktualität und Rückblende, zwischen dem Versuch, sich selber möglichst genau ein Bild der Lage zu machen und dem anderen Versuch, jemand anderem ein so oder so verständliches oder akzeptables Bild zu vermitteln. Wir sehen auch der Blindheit und der Lüge bei der Arbeit zu. Dem fließenden Strom dieser Dokumente setzt der »Autor« einen rigiden Kompositionswillen entgegen; was hier als Materialsammlung erscheinen mag ist dort ein dreisätziges Requiem. Kempowski leistet sich immer wieder auch eine kompositorische Pointe, etwa wenn er am Tag von Hitlers Überfall auf die Sowjetunion aus Himmlers Aufzeichnungen zitiert: »15.45 – 17.15: Tennis.« Sonst nichts. Die Tage klingen mit den populären Schlagern und Gedichten jener Tage aus.

Natürlich darf man sich nicht auf einem freien Gelände, dem sprichwörtlichen Steinbruch wähnen. Dazu ist Kempowski viel zu sehr Künstler und Kompositeur. Er setzt seiner strengen Montage, die sich Tag für Tag vornimmt, drei Bilder voran, genauer gesagt, Erinnerung an drei Bilder: Breughels »Turmbau zu Babel«, die »Alexanderschlacht« von Altdorfer und die friedenstiftende Geste des Siegers in Velázquez’ »Übergabe von Breda«. Darin steckt gewiß ein humanistisches Programm. Das literarische Gemälde, das *Echolot* dann bietet, bleibt auf diese drei Vor-Bilder bezogen, und vielleicht hätte es der Voranstellung biblischer Motive denn auch nicht mehr bedurft, um uns klar zu machen, daß Kempowski eine Transzendenz konstruiert, einen Trost in der Aussicht, Geschichte möge dann doch als Gleichnis funktionieren. So vertreibt er uns nicht aus der Geschichte, und bei aller Widersprüchlichkeit, bei all der Grausigkeit einzelner Dokumente, bei dem Empfinden blutiger Chaotisierung, das sich immer wieder überträgt: Kempowskis Komposition findet auch hier wieder einen Ton der Wärme. Vor dem konkreten Menschen kapituliert der analytische Furor der Collage.

Geschichte schreiben

Was die Beziehung zwischen Geschichte und Geschichte anbelangt, also zwischen der mehr oder weniger verläßlichen Ordnung dessen, was die Vergangenheit an »Fakten« hinterlassen hat, und der Erzählung als mehr oder weniger sinnvoller Anordnung von Fiktionen, haben sich die Verhältnisse in letzter Zeit durchaus verändert. Vielleicht glauben wir nicht mehr so ohne weiteres der Metapher von der Geschichte als Weg. »Geschichte schreiben«, das kann man nicht nur als

Hinterlassen einer Spur im Raum und in der Zeit begreifen (eine Spur, die man natürlich nach Belieben fälschen kann, die erfahrener Fährtenleserei bedarf, die verblassen kann, wenn man sie nicht dokumentiert). Es ist auch als ein umgekehrter Vorgang denkbar, die Geschichte als Inszenierung, nicht allein für den Feind, den Konkurrenten oder den Untertan. Der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Literatur, sagt Philip Roth, ist der zwischen dem Nicht-Beschriebenen und dem Beschriebenen. Geschichte ist eine Form der Schrift, die mehrdeutiger ist als der Text, aber deutlicher als das Bild. Das Verhältnis von Abbild und Original dreht sich dabei um. Und niemand hat so sehr diese Umkehrung zum Programm gemacht wie die deutschen Faschisten.

Geschichte ist eine Basis von Aufklärung. Aber gerade deshalb ist sie nur als eine sich wandelnde zu verstehen. Es ist, frei nach Alexander Kluge, ein Irrtum anzunehmen, irgend etwas sei irgendwie vorbei. Das geht auch über ein psychoanalytisches Modell hinaus, welches die nicht verstandenen, nicht aufgeklärten Teile der Geschichte als Gespenster in der Gegenwart vermutet. (Man kann *Echolot* auch als Gespensterbuch lesen.) Und auch wer sonst von Marx nicht viel wissen mag, metaphert doch gern einmal von der berühmten Wiederholung der Geschichte als Farce. Unsere Furcht davor, Geschichte neu und umfassender zu definieren, der Empfindung und Erfindung mehr Raum darin zu geben, ist mehr als berechtigt.

Denn niemand verstand und versteht es, so frivol und »ästhetisch« mit der Geschichte umzugehen, bis sie ihre Würde als Zeitort des Menschseins verloren hat, wie die alte und neue Rechte. BerlusconiMurdochKirchHaider: Das ist auch eine Form der Vernichtung der Geschichte. Und doch kann sie nicht als Nachklang der Götter geheiligt werden. Wie könnte Geschichte verläßlicher, wahrer, stabiler sein als die Menschen, die sie durchlaufen und beschreiben? Geschichte ist weder Zuflucht noch Ausrede.

Niemand hat (eine) Geschichte; alle arbeiten Geschichte. Deshalb gibt es wohl drei wesentliche Projekte, Geschichte neu zu schreiben: 1. Es gibt in der Geschichte (auch) eine andere Konstruktion von Zeit als jene, die nur in der Schrift der Sieger, als Funktion von Bewegung im Raum, als Unterwerfung von Quantitäten etc., zu haben ist. Geschichte verschwindet daher nicht nur unter zuviel Fiktion, sondern auch unter zuviel Fakten, so als müßten wir uns unentwegt entscheiden, ob wir sie als Maschine oder als Film wahrnehmen.

Im Krieg (aber ist Geschichte nicht prinzipiell Krieg?) treffen die drei Zeiten, die mechanische, die subjektive und die fiktionale Zeit am heftigsten aufeinander. Der längste Tag setzt sich aus 24 Stunden zusammen, die genau sechzig Minuten haben, aber niemand kann seine Dauer erzählen. Die Geschichte von unten, die Geschichte der Sieger, die Geschichte der Feldherren und die Geschichte der Opfer ergänzen einander nicht nur, sie schließen einander – auch das kann man in *Echolot* empfinden – sogar logisch und emotional aus. Wie also »wissenschaftlich« eine Geschichte schreiben, die nicht *eine* ist?

2. Die Geschichte ist ein komplexes System, und nicht ein mechanisches von Tausenden Rädchen von Ursachen und Wirkungen bedingtes allenfalls kompliziertes System. Weder das Interesse noch das Subjekt sind dabei kontingente Größen. Es entschuldet den Menschen keineswegs, wenn man feststellt, daß Geschichte nicht nur durch das Subjekt fließt, sondern es auch zu spalten vermag. Aus der »alten« Frage: »Was tut das Subjekt?« entsteht die neue: »Was weiß das Subjekt (in der Geschichte, von sich selbst/von der Geschichte in sich selbst)?« Kempowskis kollektives Tagebuch kann man lesen als polyphone Geschichtsschreibung, ebensogut aber auch umgekehrt als Suche nach dem Subjekt in der zerfallenden Geschichte.

3. Die Übergänge von Fakt und Fiktion sind mehrdimensional. Wir sehen in *Echolot* das Schreiben der Geschichte auch als einen Akt der gewaltigen und gewalttätigen Fiktionalisierung; in den Tagebüchern und Briefen der »einfachen Leute« sehen wir genügend Belege für Techniken der Verblendung und Selbstverblendung, im Schützengraben weiß man mehr als die Führer sagen, vielleicht, und träumt doch am heftigsten ihren Traum. Und in den bekannteren Dokumenten der faschistischen Führung gibt es die manischen Wiederholungen der Gleichung von Geschichte und Kino, von Strategie und Inszenierung. Die Faschisten wollten in der Tat ihre Geschichte nicht mehr schreiben wie einen Text, sondern inszenieren wie einen Film. Das, unter anderem, wurde zum Motiv für Wahrnehmungsrausch und Beschleunigung. Es war nicht rückgängig zu machen. Heute ist Geschichte Fernsehen.

Kempowski entfaltet in seinem »kollektiven Tagebuch« eine Polyphonie der Geschichtsschreibung, die beide Formen der Wahrnehmung von Geschichte, Erfahrung und Projektion, ineinander schachtelt. Dabei können wir vor beiden Dingen erschrecken: Wie nahe jemand mittendrin an etwas gelangen kann, was wir später als objektive Wahrheit begreifen, und wie weit entfernt jemand, der genauso mittendrin ist, davon entfernt sein kann. Der Flash der Wahrheit und der Flash der Verblendung sind nur Zentimeter und Sekunden voneinander entfernt. Während Geschichte »gemacht« wird, befinden sich Täter und Opfer in den verschiedensten Zeiten, in Vergangenheit, Gegenwart und sogar Zukunft. Im kollektiven Tagebuch löst sich die lineare Zeit auf. Kommen wir der »Wahrheit« dadurch näher? Nicht in der Wissenschaft und nicht in der Kunst, aber vielleicht in den Funken, die von einem zum anderen überschlagen, wer weiß.

Jedenfalls schont uns Kempowski dabei nicht sonderlich und greift nur im Strukturieren und Komponieren und durch die Auswahl ein, nicht aber als einer, der etwas korrigieren oder zurechtrücken müßte. Der alte Widerspruch zwischen Wissenschaft und Kunst ist deswegen natürlich noch lange nicht gelöst, und unangreifbar ist dabei weder die Kunst noch die Wissenschaft. Es ist notwendig, hier und da zu protestieren gegen die Art, in der Kempowski uns durch sein Material führt. Das Problem ist nicht gebannt, daß man es sich bei Kempowski auf eine gespenstische Weise gemütlich macht; auch in einem »kollektiven Tagebuch« zu blättern hat etwas von dieser gefahrlosen Nähe, die uns beim Stöbern in ganz privaten Texten erfüllt, und seien es die eigenen. Vom Menschen ist in die Geschichte kein Entkommen; aber aus der Geschichte ist auch kein Entkommen zum Menschen.

Georg Seeßlen hat gerade zusammen mit Markus Metz das Buch »Krieg der Bilder – Bilder des Krieges. Abhandlung über die Katastrophe und die mediale Wirklichkeit« (Schüren) veröffentlicht

Konkret 05/02, S. 52

Frank Schäfer

Handkes Erfahrungen

Gerade eben, als Peter Handkes neuer Romanklinker erschienen ist, der wieder nicht zur Farbe meines literarischen Traumbungalows paßt und also von meinen grindigen Maurerhänden frühzeitig ausgesondert wurde, erinnerte ich mich einer Anekdote vom letzten Jahr, die mir ein befreundeter Göttinger Germanist erzählte.

Handke war eingeladen zur Silberhochzeit eines leidlich bekannten Literaturhistorikers (Forschungsschwerpunkt: 18. Jahrhundert) und saß natürlich als Ehrengast am Tisch der Gastgeber. Genauso wie mein Göttinger Freund, der dem Silberhochzeitspaar seit der gemeinsamen Studienzeit verbunden ist, und nun also die Eins-a-Gelegenheit bekam, den Dichter privat kennenzulernen. Das Gespräch kam auf die Kinder. Der Jubilar, ganz stolzer Vater, schwärmte von seinem Sohn, der gerade eine steile Karriere hinlege ... Und die Tochter erst, soviel Kompetenz und Durchsetzungskraft in so jungen Jahren habe man ja selten ...

Handke, ein distinguierter Mensch, nickte erst höflich und gespielt interessiert, aber als sein Gegenüber nicht aufhören wollte zu schwärmen, unterbrach er brüsk die väterliche Eloge. »Und?« wollte Handke wissen und fragte so laut, daß auch die Gäste an den umliegenden Tischen spitze Ohren bekamen. »Haben Ihre Kinder denn schon ... ge-wisse Er-fahr-un-gen machen können?«

Der Professor, solcherart Unterbrechungen seines Redeflusses nicht gewohnt, zögerte überrascht, sah seine Frau an, aber die konnte ihm auch nicht helfen, hob nur hilflos die Schultern. Und an den umliegenden Tischen fing es nun leise zu rumoren an. Es blieb dem Pechvogel nichts anderes übrig, als nachzufragen. »Was meinen Sie mit ›gewissen Erfahrungen‹, Herr Handke?« Der aber schien nur darauf gewartet zu haben: »OB SIE SCHON GEFICKT HABEN, WILL ICH WISSEN!«

»Da rumorte es aber erst recht an den umliegenden Tischen«, so mein Bekannter aus Göttingen, »das kann ich dir sagen!«

Er hat sich übrigens auch gleich das neue Buch gekauft. »Gar nicht so schlecht«, sagt er.

Konkret 05/02, S. 53

Tjark Kunstreich

Unversöhnter Abgang

Vor zehn Jahren verübte die Schriftstellerin Gisela Elsner Selbstmord. Seither ist über ihre Person viel gemutmaßt worden, ihr Werk jedoch weitgehend vergessen. Das ist alles andere als ein Zufall

»gisela elsner liest in der ddr, wat hamwer jelacht. entsetzt und ungläubig lauschen die durch freundlichkeit verdorbenen den ausbrüchen der genialen dichterin. von dem düsteren gelächter bebt das theater im palast, auf der bühne die intendantin bebt mit, mühsam ihr fotogenes gesicht bewahrend. dann bemitleidet man die menschen, die im westen leben müssen. dann verabscheut man die autorin, weil sie so schreckliche sachen schreibt. – gisela elsner, wenn sie das land verläßt, beantwortet die fragen der reporter. ich kenne die ddr jetzt drei tage und finde sie ganz prima, ich habe immer nur kaviar gegessen.«

Ronald M. Schernikau: *Die Tage in L.*

»Über den Haß«, sagte Gisela Elsner in einem Gespräch 1985 über die Reaktionen auf ihren zwanzig Jahre zuvor erschienenen Roman *Die Riesenzwerge*, »war ich nicht weniger erstaunt, als über die Hymnen. Den einen gefiel mein ›antibürgerlicher Affekt‹, wie Joachim Kaiser schrieb, den anderen mißfiel er. Jedenfalls traute man mir als Frau höchstens Affekte zu.« Zehn Jahre nach ihrem Freitod am 13. Mai 1992, wenige Tage nach ihrem 55. Geburtstag, hat sich daran wenig geändert. Die einstmals gefeierte Autorin eignet sich höchstens noch als abschreckendes Beispiel. Kaum ein Buch von ihr war noch erhältlich, als vor zwei Jahren ihr Sohn Oskar Roehler einen Film über sie machte, der den Bundesfilmpreis erhielt. »Die Unberührbare« wurde überall (auch in KONKRET) gelobt, obwohl er lediglich das Klischee der gescheiterten Kommunistin bediente, die als tabletten- und nikotinabhängige Säuferin mit der Gesellschaft, die sie haßte, posthum versöhnt wurde.

Das ist es auch, was Gisela Elsner zu einem der wenigen Ausnahmefälle der westdeutschen Literatur machte und was einen genaueren Blick auf ihr Leben und Werk rechtfertigt: daß die Versöhnung nicht zu Lebzeiten stattfand.

1937 geboren, wächst sie als Kind von Vernichtungsgewinnlern – ihr Vater hatte im Nazireich bei Siemens Karriere gemacht – in Nürnberg auf. Schon früh fällt sie auf und wird von den Eltern zum psychiatrischen Fall gemacht. Sie verliebt sich sehr jung in Klaus Roehler, gebiert einen Sohn. Und dann das: »Weil mich der Mann, den ich inzwischen geheiratet hatte, und das Kind, das ich inzwischen gegen meinen Willen geboren hatte, bei der Arbeit hinderten, packte ich meinen Koffer, nahm meine Schreibmaschine, verließ Kind und Mann, ging fürs erste nach München und siedelte später nach Rom über.«

Sie schreibt *Die Riesenzwerge*, bekommt den Prix Formentor und ist fortan als »die Katze von Rom« nicht nur in den Feuilletons, sondern auch in den Klatschspalten zu finden.

Gisela Elsner hatte in ihrer Literatur nur ein Thema, die Linie zieht sich vom ersten Roman bis zum letzten, *Fliegeralarm:* Es ist die Unerträglichkeit der bundesrepublikanischen Gesellschaft und der in ihr befindlichen Subjekte. So gibt es auch einen zentralen Einwand gegen ihre Literatur, den nämlich, in ihr agierten nur Figuren, keine Menschen.

Nur entdeckte Elsner in der Wirklichkeit, die sie abbilden wollte, ebenfalls nichts als Figuren. Die Gefühllosigkeit ihrer Protagonisten kommt zwar des öfteren als Satire daher, aber es ist kein heiteres, sondern ein finsteres Lachen, das diese Texte trägt. »Der Autor«, so Elsner, müsse »die Realität zensieren; er muß kraft seiner Einsichten etwas gestalten, was plausibler auf die Wirklichkeit hinweist, als sie es selbst aus sich heraus je könnte. Deshalb ist die Form nicht unwesentlich. Sicher, sie ist immer der Lakai des Inhalts, aber sie sollte doch ein gutgekleideter Lakai sein.« Auch in der Groteske ist jene eigentümliche Distanz vorherrschend, die Identifikation mit dem Unglück der Figuren verhindern soll.

Diese Literatur war eine Zeitlang erfolgreich, ungefähr solange noch nicht der große Treck heim ins elterliche Reich eingesetzt hatte. Bis dahin war willentliche Distanz, Inszenierung von Opposition, Denunziation des Kleinbürgers gefragt, doch Gisela Elsner machte in anderer Hinsicht Ernst: »Sich irgendwo zwischen den Klassen einzurichten, das ist für jemanden meiner Herkunft nicht möglich. Entweder bleibt man in dem Stall, in dem man geboren wurde, oder man schlägt sich auf die andere Seite.« Sie tritt »nach reiflicher Überlegung« in die DKP ein.

»Zwar suchte ich schon vor meinem Eintritt Wölfe und stieß auf viele Schafe. Aber vielleicht handelt es sich bei manchen Genossen um unter Schafspelzen einherschleichende Wölfe.« Das Parteileben ist ihr nicht geheuer, und sie ihren Genossen auch nicht, denn sie meinte: »Nur kann man nicht von mir verlangen, daß ich bei aller Parteidisziplin mit den Schafen blöke.« Den symbolischen Aktionen der Friedensbewegung in den achtziger Jahren begegnete sie mit Verachtung. »Die DKP, die zur Entstehung der Friedensbewegung ganz entscheidend beigetragen hat, hat sich von ihr überrollen lassen. Jetzt müssen die Kommunisten damit fertig werden, daß die Ostermärsche mit Gottesdiensten eröffnet werden und daß der

lammfromme Pazifismus zur herrschenden Ideologie unter all den gutmütig Bewegten geworden ist.« Kurz vor der Wende 1989 tritt sie aus der DKP aus, weil die ihr zu angepaßt ist, um wenige Wochen später wieder einzutreten: Die Niederlage möchte sie mit ihren Genossen teilen.

Es beginnt jene Zeit, die Oskar Roehlers Film darzustellen sich anmaßt. Das tragische Scheitern der Salonkommunistin Hanna Flanders, wie die von Hannelore Elsner (nicht verwandt und nicht verschwägert) verkörperte Gisela Elsner in »Die Unberührbare« heißt, wird in der Schwarzweiß-Schmonzette zu einem Epilog auf weibliche Anmaßung an sich. Sie hätte doch so glücklich und ohne finanzielle Sorgen leben können, wenn sie nicht so viel, nämlich zu viel gewollt hätte, lautet die, an der Ästhetik des Films gemessen, platte Botschaft. Die Nähe dieser Anmaßung zum Wahnsinn ist es jedoch, welche die nachträgliche Versöhnung erst erforderlich machte. Wäre diese merkwürdige Frau ein Mann gewesen: Noch heute würde man ihn als einen Rebellen feiern, als einen, der das Establishment so richtig angepißt hat.

Der Film wäre nicht von einem verlassenen und gekränkten, sondern stolzen Sohn gedreht worden, wenngleich der Vater den Sohn im Alter von drei Jahren verlassen hätte. Einer Mutter, die nie Mutter sein wollte, verzeiht man hierzulande nie. Nicht umsonst findet die Versöhnung weitgehend ohne den literarischen Nachlaß der Verstorbenen statt, über deren Leben man heute mehr erfahren kann als über ihr Werk, das zwar von durchaus unterschiedlicher Qualität ist – so fragte Peter Hacks einmal: »Kann es sein, daß sie pro Witz zu viele Worte benötigt?« – , allerdings im Vergleich mit der anderen zeitgenössischen Literatur, die von Innerlichkeit und Schlimmerem handelt, immer noch heraussticht.

Elsners Haltung der großen existentialistischen Weigerung vermittelte sich nicht nur in ihrer Literatur, sondern auch in der Inszenierung ihrer eigenen Person, die ihr nicht selten zum Vorwurf gemacht wurde. Dabei war auch diese Inszenierung von einer Distanz getragen, die weiß, daß es im falschen Leben kein richtiges gibt. Ihren Bemühungen, Identifikation anzubieten, wie im Roman *Abseits,* den sie später als ihren Bredel bezeichnete, oder sich auf positive Werte zu beziehen, wie in ihrer Mitgliedschaft in der DKP, blieben letztlich äußerlich. Elsners Feld war die Negation, und ihre Literatur hat Bestand, wo sie nicht mehr sein will.

Die Zitate von Gisela Elsner stammen aus einem Gespräch mit Mathias Altenburg in: Ders.: Fremde Mütter, fremde Väter, fremdes Land, *Konkret Literatur Verlag, Hamburg 1985*

Tjark Kunstreich schrieb das Nachwort zur gerade im Verbrecher Verlag erschienen Neuausgabe von Gisela Elsners »Die Zähmung«

Konkret 05/02, S. 54

Frank Illing

Buch & Deckel

Vítezslav Nezval/Karel Teige: Depesche auf Rädern. Theatertexte 1922-1927. Basisdruck Verlag, Berlin 2001, 100 Seiten, 11,30 Euro

Daß der bedeutendste tschechische Lyriker des 20. Jahrhunderts, Vítezslav Nezval (1900-1958), international wenig bekannt ist, liegt auch daran, daß sich seine oft auf Klangassoziationen beruhende Lyrik kaum adäquat übersetzen läßt. Auf deutsch wurde z. B. nur ein Bruchteil seines Werkes, noch in der DDR, veröffentlicht. Daß sein Werk selbst in Tschechien heute mit spitzen Fingern angefaßt wird, verdankt sich eher seiner auch zu Zeiten des Stalinismus durchgängigen Treue zur KP.

Die vorliegende Auswahl von Theatertexten aus den zwanziger Jahren ist nicht nur lobenswert, weil sie dieses Bild von Nezval zu korrigieren hilft, sondern auch, weil sie eine Phase vergegenwärtigt, in der die von den Avantgarden eröffneten künstlerischen Möglichkeiten noch nicht zu neuen Formeln geronnen waren. Damals stand Nezval im Zentrum der genuin tschechischen Avantgarde, des Poetismus, und hob fast im Alleingang die tschechische Lyrik auf das Niveau der internationalen Moderne. Aber den Poetisten ging es um eine neue Lebenskunst, wofür sie neue Verbindungen der hergebrachten Künste, aber auch ganz neue Künste anstrebten. Nezval blieb zwar immer Lyriker, doch beteiligte auch er sich intensiv an diesen Experimenten. Daher sprengen die hier versammelten Texte das Genre traditioneller Bühnenstücke in alle Richtungen: So findet sich ein Entwurf für ein 82teiliges Fotogedicht, einer für ein Stück autonomer Hörkunst (wie es Nezvals Freund Karel Teige, der Cheftheoretiker des Poetismus, gefordert hatte), eine Tanzgroteske, ein Dialog zwischen einem »Epilog« und einem Megaphon, und der längste, noch theaterähnlichste Text ist eine Szene, in der u. a. ein Lautsprecher, ein Grammophon und ein Kurzwellenfunker das Theater im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit vorführen. Drei wichtige programmatische Texte runden das Buch ab: Nezvals erstes poetistisches Manifest, »Der Papagei auf dem Motorrad«, in dem bereits seine gedankliche Nähe zum Surrealismus spürbar ist, wenn er sich z. B. auf die »Lücken im Logischen« beruft. Jedoch lehnte er, wie seine Schrift »über dada und surrealismus« zeigt, den Surrealismus zu dieser Zeit noch ab. Und schließlich Teiges »Über Clowns, Humor und Dadaisten«, ein für ihn recht untypischer Text zur Verteidigung des Unsinns, der von der übermütigen Atmosphäre des frühen Poetismus durchzogen ist, der Nezvals Skizzen ihre Entstehung verdankten.

Konkret 05/02, S. 54

Werner Jung

Buch & Deckel

Günter Herburger: Eine fliegende Festung. A1 Verlag, München 2002, 96 Seiten, 15,80 Euro

Pünktlich zu seinem 70. Geburtstag am 6. April haben Günter Herburger und sein Münchner Verlag A1 uns mit einem neuen Gedichtband beschert. Wenn die alte Hegelsche Formel und gattungspoetische Definition der Lyrik, wonach ein Gedicht etwas sei, worin das Ich sich ausspreche, je gegolten hat, dann im Falle Herburgers: mit der entscheidenden Erweiterung freilich, daß, wann immer Herburgers Ich sich ausspricht, gleich ein gewaltiger Kosmos mit ausgebreitet wird. Unversehens wird der Leser mit Märchen und Mythen konfrontiert, wird er in die enzyklopädische Welt anderer Herburgerscher Texte versetzt; Bilder und Impressionen von Reisen und Laufstrecken – erinnert sei daran, daß Herburger seit 1983 als Marathon- und Ultramarathonläufer rund um den Globus unterwegs ist – blitzen auf. Ab und an ist es allerdings schon störend, wenn auch immer wieder Bildungsbrocken und Theorieversatzstücke, z. B. von Hegel, Georg Simmel oder Alain Turing, in die lyrische Bilderproduktion eingepaßt werden.

Aber vielleicht muß das alles so sein bei einem Lyriker, dem seit jeher Traditionen ein Greuel sind, der zugleich aber gegen alle Moden gefeit ist und dem schließlich solche Gedichte die liebsten sind, die wie vollgestopfte Schubladen klemmen. Merke: Alles hat hier grundsätzlich seinen Platz. Deshalb wirken sie oftmals so erratisch, sperrig, unökonomisch, ohne allerdings hermetisch-abweisend auszuschauen. Dennoch: Ohne den Ballast, dann nämlich, wenn sich der Autor auf ein einziges Thema oder Bild konzentriert und auf alle Prosamäander verzichtet, erreichen einzelne Gedichte nahezu klassische Größe, wie etwa das den Band beschließende »Ein Hauch«, das nichts als die Bewegungen des Zittergrases beschreibt.

Konkret 05/02, S. 54

Jan Süselbeck

Buch & Deckel

Gutzkows Werke und Briefe. Kommentierte digitale Gesamtausgabe. Eröffnungsband. Hg.: Gert Vonhoff/Martina Lauster. Oktober Verlag, Münster 2001, mit CD-Rom, 20 Euro (www.gutzkow.de)

Die an Umfang kaum zu überbietenden Werke des lange Zeit als »Vielschreiber« abgetanen Karl Gutzkow, zuletzt zum größten Teil höchstens noch in Lesesälen zugänglich, werden endlich von Grund auf neu ediert. Es soll, wie im Eröffnungsband dargelegt wird, eine Edition *in progress* werden, die gerade durch die Offenheit ihrer Arbeitsmaximen besticht und erwarten läßt, daß die Zeit endlich für Gutzkow zu arbeiten beginnt, wo sie doch bisher immer gegen ihn war: Gutzkow blieb auch zu Lebzeiten vollkommen unterschätzt und war fortan ein Opfer der an kulturpolitischen und nationalen Vorurteilen klebenden Literaturgeschichtsschreibung, die ihn rigoros aus dem Kanon verbannte. Tatsächlich leistete er aber Bahnbrechendes bei der Erschließung neuer Prosaformen innerhalb eines literarischen Realismus, der der Industrialisierung, den Debatten um die aufkommende soziale Frage, den Nationalismus und den europäischen Materialismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts kaum noch gerecht werden konnte. »Die häufig gestellte Frage, ob es sich überhaupt lohne, Gutzkow zu lesen, läßt sich indes wohl am besten mit der Gegenfrage beantworten, wie genau man denn das 19. Jahrhundert zu kennen wünsche« (Vonhoff).

Drei Aufsätze stellen das Projekt vor: Sämtliche Werke Gutzkows sollen für einen möglichst breiten Leserkreis neu kommentiert werden. Im Internet besteht die Möglichkeit, Fragen oder Erkenntnisse in den Kommentarpool einzubringen. Der Band präsentiert den Stand der Arbeit, der sich auf das zunächst Wesentliche konzentriert, nämlich darauf, die Erstausgaben schnellstmöglich zugänglich zu machen.

Darüber hinaus enthält der Band verschiedene Arbeitsproben aus bereits bearbeiteten Werken. Die beiliegende CD-Rom präsentiert u. a. Gutzkows Spätwerk *Die neuen Serapionsbrüder* (1877), herausgegeben vom Arno-Schmidt-Kenner Kurt Jauslin. Diese Edition erscheint noch in diesem Jahr auch in standesgemäßer Buchform. Bis zum Abschluß der Gesamtausgabe werden wohl noch Jahrzehnte vergehen: Allein die Edition der ca. 8.000 erhaltenen Briefe Gutzkows bleibt ein »Projekt im Projekt«. Aber schon der Eröffnungsband trägt dazu bei, daß die Texte Gutzkows wieder beachtet und diskutiert werden. Auch der reine Lesespaß kommt bei Gutzkow selten zu kurz, weswegen selbst Lesern, die ganz einfach noch eine intelligente Urlaubslektüre suchen, die folgenden Gutzkow-Werkausgaben im Oktober Verlag ans Herz gelegt werden müssen.

Konkret 05/02, S. 55

Gunnar Schubert

Buch des Monats

Ronald M. Schernikau: die tage in l. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2002, 216 Seiten, 15 Euro

Das Ereignis, die Katastrophe, der Störfall war am 26. April 1986 eingetreten. Knapp zwei Wochen später gab es das Buch zum Thema Tschernobyl. Ganze zwei Wochen später. Ich gestehe, daß mich diese Leistung des Kapitalismus mit menschlichem Antlitz, also der Bestie mit Guter-Onkel-Maske, schwer erschüttert hat. Diese Schnelligkeit, die ungeheure Schnelligkeit ließ mir nicht einmal Zeit festzustellen, daß in dem Buch gar nichts drin stand.

Die lang anhaltende Scham über diese Dummheit der einfachen Verblüffung legte sich erst Jahre später, als ich von einem Klügeren die Beschreibung eines Geschäftes in Westberlin las:

in diesem plattenladen ist der kommunismus für leute mit geld. es gibt in diesem plattenladen alles ... es läßt sich viel verwerten, es läßt sich widersprüchliches verwerten ... die platten kommen aus allen ländern; imperialismus ist internationalismus, bloß reaktionär. ich bin nun wirklich abgebrüht, aber dieser reichtum in diesem laden, der betäubt. der sozialismus wird noch eine ganze weile brauchen, diese tausende schallplatten herzustellen.

So steht es im Kapitel »BRD SIEHT BRD. DAS UNERFREULICHE.« des Buches *die tage in l.* von Ronald Mauritius Schernikau. Das Buch trägt dann auch den wunderschönen, weil unbestreitbar wahren Untertitel »darüber, daß die ddr und die brd sich niemals verständigen können, geschweige mittels ihrer literatur«.

Ein Buch wie ein Wunsch. Ein Buch, dessen Buchwerdung so traurig ist wie sein Inhalt kurz: Als im Kindesalter aus der DDR ungefragt in die BRD Verbrachter, studiert der zum Kommunisten Herangewachsene Mitte bis Ende der achtziger Jahre in L., das ist Leipzig, am Johannes-R.-Becher-Institut Literatur. Der junge Kommunist wird am Ende ganz, wie er es sagt, aus dem Land der Vergangenheit in das Land der Zukunft gehen.

ich schleppte die drei schwersten koffer in den raum wo die grenze ist, die genossin sah auf mein papier und sagte: da studieren sie jetzt also bei uns, und ich war da.

der zug nach leipzig kam aus binz. die leute im abteil lasen westbücher. ich bins!, wollte ich immer rufen: ein ddrbürger der einen westberliner spielt, der einen ddrbürger spielt! aber ich hielt mich tapfer zurück.

Ein Roman? Kein Roman. Eine Novelle? Die unerhörte Begebenheit aus Sicht des Kleinbürgertums diesseits und jenseits der Zonengrenze, ein Denkenkönnender geht freiwillig »nach drüben«, liegt vor. Aber: keine Novelle. Es eine Collage zu nennen, hat mir Thomas Keck, als Erbeverwalter in der Rolle einer Barbara Brecht-Schall, gestattet. Eine Collage aus Zitaten, Gedanken, Begebenheiten, aus Darstellungen und Erinnerungen, die zusammen gelesen werden und also eine Geschichte ergeben können, aber nicht müssen. Es ist dies das Einfache, das so schwer zu erklären ist. Vielleicht so: Man kann jeden Abschnitt als einzelnen, wunderbaren Gedanken lesen. Man kann auch nur ein einzelnes Kapitel als Geschichte lesen. Und selbstverständlich geht’s auch ganz konventionell, das Buch von vorn nach hinten zu studieren.

Wie aber ist das mit Lenin, den Künstlern, die aus der Zukunft in die Vergangenheit verschwanden, der kommunistischen Identität, Gisela Elsner, der überforderten Buchhändlerin in L., der Dialektik sowie Schönheit und Dummheit von Menschen? Aus diesem Buch erfährt es der Leser, knapp und praktisch. Und zwar alles. Die Form der Collage macht es möglich. Zu fast jedem Abschnitt hätte der Verlag wenigstens zwei bis drei Seiten für persönliche Anmerkungen einräumen können. Für einige genügt ein Nicken. Für andere – »michael sagt: rias 2 am morgen, das ist wie: dumm fickt gut.« – reicht ein: stimmt. Hie und da möchte man den Zeigefinger heben und rufen: Hier, Genosse Schernikau, bin ich nicht deiner Meinung! Überdenkt das noch mal in eurem Kollektiv! Man unterläßt es, nicht weil es dem Gegner nützt, sondern weil man doch seiner Meinung ist, auf andre Art.

Der von ihm so verehrte Peter Hacks schrieb ihm nach der Lektüre des Manuskriptes: »Jeder Dichter leugnet sein Frühwerk. Jeder Dichter tut recht hierin, denn jedes Spätwerk ist besser als jedes Frühwerk ... Ihr Buch ist natürlich hochmarxistisch gedacht und glänzend geschrieben ... Ich bitte Sie übrigens, sich als in der Partei aufgenommen zu betrachten. Ich habe bei mir für Sie gebürgt.«

Hacks hat ohne Frage immer noch recht. Denn das Buch ist eine Zumutung wie jede auf Aufklärung zielende Handlung. Eine wunderbare, eine amüsante, aber eine Zumutung. Und das einzige Argument dagegen wäre die auch von Hacks bemängelte »EINLAGE: SCHLEENHAIN«. Die ist nun wirklich eine entsetzliche letzte Serpentine des Bitterfelder Weges, und die meinte der Autor auch leider ernst. Aber man darf ja, so Schernikau in den Instruktionen zu seinem Opus magnum *legende*, Einlagen auch einfach rausreißen.

Es ist dies die Abschlußarbeit Schernikaus am Institut, die unbedingt veröffentlicht werden muß, sagte man in Leipzig. Und tat es in der DDR nicht. Zu kritisch, hieß es 1989. Zu beschönigend, hieß es wenige Monate später. Nach einiger Suche

kam das Manuskript in der BRD an, im Konkret Literatur Verlag. Ein ökonomischer Unfug wohl von vornherein, ein Desaster wegen der kurz nach der Veröffentlichung folgenden Zeichen- und Zeitenwende auch noch. »Lutz statt Literatur« war nun verlangt.

Es war Anfang der neunziger Jahre. Mir war das Vergnügen zuteil geworden, eine in ihrer eleganten Weisheit dermaßen Anmutige kennenlernen zu dürfen, der man sich nicht nur metaphorisch ausschließlich auf Knien näherte. Bei der gemeinsamen Lektüre der *tage in l.* kamen wir auch an die Stelle, an welcher ich immer ein wenig weinen muß. Da nahm die wissende Elegante mich bei der Hand und schon standen wir in Berlin vor einem gar nicht schönen Haus, in welchem Schernikau gelebt hat. In einer vermutlich religiösen Aufwallung wollten wir wenigstens seine Wohnungstür einmal berühren. Der Gedanke aber, kaum daß er geäußert war, ließ uns vor Scham schreiend weglaufen. Bedauerlicherweise in unterschiedliche Richtungen. *das ist der westen. das ist die ddr.*

Konkret 05/02, S. 58

Gottfried Wagner

Die Meisterverdränger

Gottfried Wagner will nicht, daß Musik seines Urgroßvaters Richard in Israel gespielt wird. In einem neuen Epilog zur Neuauflage von »Wer nicht mit dem Wolf heult. Autobiographische Aufzeichnungen eines Wagner-Urenkels« (Kiepenheuer & Witsch) sagt er, warum

»Wagner und die Juden«

Richard Wagners Antisemitismus! Dieses Thema hat durch die internationale Konferenz »Wagner und die Juden« in Bayreuth vom 6. bis 11. August 1998 und durch andere Veranstaltungen, wie das Symposium »Wagner und das Dritte Reich« auf Schloß Elmau im Juli 1999, eine neue kulturpolitische Dimension erhalten. Selbst in Bayreuth war es nicht mehr möglich, Richard Wagners Antisemitismus aus der Diskussion über den Zusammenhang von Weltanschauung, Werk, Leben und Wirkung auszuklammern.

Die Diskussion kreist aber nun nicht mehr um die Frage, ob Wagner Antisemit war oder nicht, sondern vielmehr darum, welches Gewicht sein Antisemitismus in seinem Leben, im Bühnenwerk, in den Bayreuther Festspielen und für Politik und Kultur in- und außerhalb Deutschlands hatte und immer noch hat. Im Laufe der Diskussion wird man auch von der idealistischen Haltung Abschied nehmen müssen, daß die Schönheit der Musik Wagners gleichzusetzen sei mit seiner weltanschaulichen Ethik, dem Streben nach Erlösung vom »Bösen« und dem Kampf für das »Gute«.

Die Bayreuther Konferenz wurde quasi »vorbereitet« durch die Kontroverse zum Fall Wagner im Opernhaus zu Tel Aviv, die nur wenige Wochen zuvor, am 5. Juni 1998 stattfand, und sie muß auch im Lichte der Reaktionen auf meine Autobiographie (1997) und auf das Buch meiner Kusine Nike Wagner, *Wagner-Theater* (1998), gesehen werden. Zu letzterem möchte ich hier nur festhalten, daß meine Kusine und ich im Umgang mit den Ahnen gänzlich verschiedene Positionen einnehmen. Nike sieht Wagners Antisemitismus nicht als zentrales Problem beim Umgang mit seinem Werk und Leben. Ihr Buch war, im Gegensatz zu dem meinigen, als Karte im Machtspiel um die angestrebte Nachfolge in der Festspielleitung gedacht.

An diesem Machtspiel habe ich mich nie beteiligt. Mir war stets bewußt, daß meine deutliche öffentliche Distanzierung von Richard Wagners Weltanschauung und der »Familienpolitik« im Nationalsozialismus folgenschwere berufliche Nachteile mit sich bringen würde. Um so mehr halte ich an der Überzeugung fest, daß Richard Wagners Antisemitismus und dessen Folgen eines der dunkelsten Kapitel in der deutschen Geschichte darstellen. Und ich teile die Meinung Thomas Manns, daß man den Wagners nach der Shoah die Leitung der Festspiele entziehen hätte müssen.

Präludium: Tel Aviv

Es ist bekannt, daß für die Mehrzahl der Holocaust-Überlebenden Wagner, Hitler und der Nationalsozialismus eine Einheit bilden. Doch wiederholt hat es in den letzten zwanzig Jahren, so von den Dirigenten Mehta und Barenboim, fragwürdige Versuche gegeben, Wagner in Israel hoffähig zu machen. Vor allem Barenboims verharmlosende Bewertung des Wagnerschen Antisemitismus als »à la mode im 19. Jahrhundert«, die er zuerst 1993 abgab, und seine späteren militanten Pro-Wagner-Aktionen behinderten eine kritisch-sachliche Diskussion beträchtlich.

Mit der Veranstaltung vom Juni 1998 nun wollte eine kleine Minderheit, quasi durch die Errichtung einer neuen realpolitischen Achse Israel – Deutschland, erneut versuchen, den sogenannten Wagner-Bann in Israel zu durchbrechen – ganz egal, ob die Mehrheit der Anwesenden im Tel Aviver Opernhaussaal, unter ihnen viele Holocaust-Überlebende, damit einverstanden war oder nicht. Geplant war ein pseudo-demokratisches Feigenblatt für die baldige Durchsetzung der Bühnenwerke Wagners an der New Israeli Opera in Tel Aviv, die vor allem der Chefdramaturg Michael Aizenstadt und der musikalische Leiter Asher Fish betrieben, beide Mitglieder von Barenboims Lobby.

Höhepunkt der Veranstaltung war der Versuch Fishs und eines befreundeten Baritons, ohne Vorinformation und Einverständnis des Publikums die »Holländerarie« aus Wagners Oper »Der fliegende Holländer« vorzutragen. Fish und sein Sänger mußten bereits bei Beginn des unwillkommenen Konzerts vor der aufgebrachten Mehrheit das Weite suchen. Dennoch eilte Fish empört in den Saal zurück und verkündete unter Applaus seiner zahlreich anwesenden Freunde, man verhalte sich wie die Nazis bei der Berliner Bücherverbrennung, wenn man Wagner-Aufführungen in Israel verhindere.

Diese Bemerkung machte jegliche rationale Debatte unmöglich. Besonders die Holocaust-Überlebenden protestierten lautstark gegen Fish, der selbst ein Nachkomme von NS-Opfern ist. Differenzierte Stimmen im Saal gingen im allgemeinen Chaos unter. Die Mehrheit der internationalen Medien berichtete über diesen Eklat im Stil der seit Jahren üblichen Schlagzeilen, etwa: »Sturm und Drang at the New Israeli Opera« (»Haaretz«), womit die kulturgeschichtliche und vor

allem die ethische Bedeutung des Themas banalisiert wurde. Man drängte damit die Diskussion in eine Ecke, in der sich Überdruß und Schlußstrichmentalität breitmachen konnten.

Auch persönlich fühlte ich mich von den Tel Aviver Veranstaltern schlecht behandelt. Über das geplante Konzert war ich ebenfalls nicht informiert gewesen, niemand stand mir bei der Übersetzung der Redebeiträge bei – die Diskussion wurde ausschließlich in Iwrit geführt – und vor allem ließ mich der Dramaturg Aizenstadt den mir zugedachten Vortrag zum »zukünftigen Umgang mit Wagner in Israel« trotz Publikumsprotesten nicht zu Ende bringen. Deshalb möchte ich hier kurz zusammenfassen, was ich im Tel Aviver Opernhaus hätte vortragen wollen:

· Wesentlich für eine Diskussion über Wagners Antisemitismus in Israel wäre die Erstellung einer zweisprachigen Deutsch-Iwrit-Ausgabe sämtlicher antisemitischer Schriften Wagners durch ein interdisziplinäres, unabhängiges Forschungsteam.

· Solange noch Holocaust-Überlebende in Israel leben, sollte man dort im Opernrepertoire auf Wagner verzichten.

· Da »Der Ring«, »Die Meistersinger« und »Parsifal« nachweisbare antisemitische Tendenzen aufweisen, sollten sie dort nur nach gründlicher Diskussion gespielt werden.

· Selbst die anderen Werke, vor allem »Tristan und Isolde«, sollten in Zukunft nur im Rahmen einer kritischen Vorbereitung und Präsentation aufgeführt werden. Damit sollte stets deutlich gemacht werden, was Wagner von anderen Komponisten unterscheidet.

Die internationale Konferenz in Bayreuth, August 1998

Nach dem Präludium von Tel Aviv wurden die Bayreuther Veranstaltungen dann zum großen gesellschaftlichen Ereignis und Medienspektakel. Das Symposium fand unter der Schirmherrschaft des damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog statt. Ungewöhnlich war auf den ersten Blick die Zusammenstellung der Veranstalter und der sie unterstützenden Institutionen beziehungsweise Gesellschaften: die Universitäten Bayreuth, Tel Aviv und Heidelberg, die Richard- Wagner-Stiftung Bayreuth, die Howard Gilman Israel Culture Foundation, unterstützt vom Bundesministerium des Innern, vom bayrischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, von der Stadt Bayreuth, dem Richard Wagner Verband und last, but not least von den Festspielsponsoren, der Gesellschaft der Freunde von Bayreuth.

Die Eröffnungsfeier wurde abgehalten in Anwesenheit von Avi Primor, dem damaligen israelischen Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland, und von Ignatz Bubis, dem mittlerweile verstorbenen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, sowie des Präsidenten der Universität Tel Aviv, Yoram Dinstein, des Oberbürgermeisters der Stadt Bayreuth, Mronz, des bayrischen Kultusministers Zehetmair und des Festspielleiters Wolfgang Wagner. Damit war der wirtschafts- und kulturpolitische Rahmen abgesteckt.

Initiator des Ganzen war der israelische Wagnerianer Ami Maayani. »Es ist überhaupt nicht wichtig, ob Kundry jüdisch ist, oder nicht, das ist bloß Theater ... Musik ist für mich eine religiöse Kraft, die einzige, die mich in den Himmel heben kann.« Das hatte er am 15. August 1998 in einer Sendung des Bayrischen Fernsehens verkündet, die mit seinem Fazit schloß: »Jüdische und christliche Musiktradition stehen in Wagners utopischem Entwurf einer idealen Gemeinschaft gleichberechtigt nebeneinander, und die Musik triumphiert über die Ideologie.«

Verdrängung und Identifizierung mit dem Genius Loci nahmen ein bisher nicht dagewesenes Ausmaß an; so nannte Dinstein Bayreuth, Lourdes und Jerusalem als Pilgerwallfahrtsstätten in einem Atemzug. Er versprach, sich für eine Wiederholung des Bayreuther Symposiums an der Universität von Tel Aviv im Jahre 1999 einzusetzen – vergeblich, wie sich herausstellte, denn die kritischen Stimmen in der israelischen Stadt ließen sich nicht übertönen. Ein Vortrag meines Vaters Wolfgang Wagner, der für seine Verdienste als Friedensstifter zwischen Juden und Deutschen geehrt werden sollte, fand nicht statt. Da wieder mit Protesten gerechnet werden mußte, ließ er sich wegen Arbeitsüberlastung entschuldigen.

Als aufschlußreich erweist sich die kritische Lektüre der von Ami Maayani mitherausgegebenen Referate des Symposiums (*Richard Wagner und die Juden,* Stuttgart 2000). Den harten Kern der Festspielhügel-Intellektuellen kennt man seit langem: Dieter Borchmeyer, Udo Bermbach, Oswald Georg Bauer. Ihre Texte entsprechen ganz der philosemitischen Neu-Bayreuther Strategie. Seit 1998 kamen ein paar neue Beschöniger aus Israel dazu wie eben Maayani, der sich bereits als Herausgeber einer Sammlung von Wagner-Kommentaren im Sinne der Neu-Bayreuther Machtverhältnisse qualifiziert hatte, wie man dem Vorwort der amtierenden Festspielleiters entnehmen kann.

Angekündigt für das Symposium waren auch Daniel Barenboim und James Levine. Sie nahmen nicht teil, und bis heute fehlt interessanterweise jegliche Stellungnahme ihrerseits zu dieser Veranstaltung. Kritische internationale Wagner-Forscher wie Barry Millington, Marc Weiner, Ulrich Drüner, Joachim Köhler, Annette Hein und Hartmut Zelinsky waren gar nicht erst eingeladen worden. Und der einzige wirklich Oppositionelle auf dieser Tagung, der Historiker Paul Lawrence Rose, immerhin Autor des Standardwerks *Wagner – Rasse und Revolution* (1992), konnte sein Referat in Bayreuth nicht ungestört vortragen. Niemand brachte die Zivilcourage auf, solche Ungehörigkeiten zu unterbinden.

Bleibt die Frage nach den wahren Zielsetzungen des Bayreuther Symposiums. Meiner Meinung nach ging es um folgendes:

· Durch die gemeinsame Schlußstrichaktion der anwesenden deutschen und israelischen Eliten sollten die Auswirkungen der Weltanschauung von Richard Wagner endgültig entsorgt werden. Die anwesenden Deutschen, die dort mit ihren jüdischen Gästen lediglich »den Künstler« Wagner präsentieren wollten, konnten sich am Wagnerschen Kultort mit voller Unterstützung bestimmter Medien ihrer Vergangenheit entledigen und sich vor den Augen der Welt als wichtige politische und wirtschaftliche Partner Israels präsentieren.

· Der Triumph dieser realpolitischen Aktion wurde spektakulär abgerundet, indem man Daniel Barenboim hinter den Kulissen als Nachfolger Wolfgang Wagners handelte. Die neue kulturpolitische Achse Berlin – Bayreuth – Tel Aviv sollte so nach außen einen rein künstlerischen Anstrich bekommen.

· Darüber hinaus ging es aber auch um wirtschaftspolitische Maßnahmen und um Imagepflege für den wegen der Diskussion um Wagners Antisemitismus angekratzten Ruf des Unternehmens »Bayreuther Festspiele«. So wurde – wie schon 1951 bei der Wiederaufnahme der Bayreuther Festspiele – wieder lautstark das Motto »Hier gilt's der Kunst« verkündet. Mehr denn je griff man zur Absicherung des Großunternehmens auf die bewährte Strategie der philosemitischen Pose sowie der Betonung des autarken Kunstwerks zurück.

Neu ist seit August 1998 die »Hofschranzenhaltung und Liebedienerei« – so Ralph Giordano in seinem offenen Brief vom 11. August 1998 – von israelischen und jüdischen Akademikern. Bleibt abzuwarten, wann die Neu-Bayreuther philosemitische Pose wieder in das umkippen wird, was sich dahinter verbirgt: nämlich in eine sublime Form des Antisemitismus. Hätte ich jemals Illusionen gehabt, was die Möglichkeit angeht, daß der Fall Wagner in Deutschland ehrlich aufgearbeitet wird, so wären sie mir angesichts der hier geschilderten Ereignisse vergangen.

Gottfried Wagner: *Wer nicht mit dem Wolf heult. Autobiographische Aufzeichnungen eines Wagner-Urenkels.* Kiepenheuer & Witsch, Köln 2002, 438 Seiten, 12,90 Euro

---

Gottfried Wagner ist Musikhistoriker, Regisseur, Publizist und Mitbegründer der Post-Holocaust-Dialog-Gruppe

Konkret 05/02, S. 60

Ludwig Seyfarth

Kunst und Kommerz

Überlegungen anläßlich der Hamburger Ausstellung »Art & Economy«

Die New Yorkerin Michele Maccarone, aufgewachsen in New Jersey, ist Tochter italienischer Einwanderer und spricht so schnell, daß man sie für eine Kalifornierin halten könnte. In einem roten Backsteinbau auf der Lower East Side hat die 28jährige ihre erste Galerie aufgemacht. Im Erdgeschoß des Gebäudes, das sie vollständig angemietet hat, befand sich dreißig Jahre lang ein Elektrogeschäft, dessen Mietvertrag ausgelaufen ist. Daß dieser Laden ausgerechnet »Kunst Electronics« hieß, wirkt für deutsche Ohren wie ein Treppenwitz. Der Eigentümer, George Kunstlinger, ist ein traditionell gekleideter jüdischer Kaufmann, der auch in einen Woody-Allen-Film passen würde.

Zwei unterschiedlichere Geschäftsleute lassen sich kaum vorstellen, und so kam der deutsche Künstler Christian Jankowski, der in New York von Maccarone Inc. vertreten wird, auf die Idee, die beiden zu einer Art Rollentausch zu überreden. In einer Video-Großprojektion stehen sich Maccarone und Kunstlinger gegenüber und sprechen jeweils Worte, die eigentlich der/die andere gesagt hat. Dies macht einerseits die verschiedenen Verkaufsphilosophien deutlich bewußt. Andererseits werden Wertungen und Sym- oder Antipathien, die man der einen oder anderen Person zunächst entgegenbringt, durch das Rollenspiel immer mehr relativiert. Als »Moderator« fungiert auf einem dritten Bild ein professioneller Managementberater.

Jankowski unterzieht nicht nur den kommerziellen Aspekt der Kunst einer ungewohnten Betrachtung, sondern er »porträtiert« zwei Personen, deren private Existenz mit der ökonomischen jeweils untrennbar verschmolzen scheint. »Ich bin Geschäftsmann oder -frau« erscheint hier ebenso emphatisch wie das »Ich bin Künstler«, wie es kürzlich das Sonderheft des Kunstmagazins »Art« zum Thema »Kunst & Karriere« vorführte: Neben anderen erfolgreichen Jungkreativen steht ein junger Maler mit farbverschmiertem Hemd »nach getaner Arbeit« vor uns. So unvermittelt gibt sich nur ein Künstler, kein Unternehmer. Karriere macht er trotzdem, denn schon wenige Monate nach seinem Diplom an der Hamburger Kunsthochschule wurden seine Bilder in mehreren wichtigen Galerien gezeigt. Wie sie aussehen, interessiert das »Art«-Sonderheft allerdings nicht.

Die Gegenüberstellung von künstlerischer Emphase und nüchterner Geschäftswelt findet zwar immer noch Anhänger, aber keinerlei Deckung in der Realität. Der kreative Avantgardist, der früher der Künstler war, ist heute vielleicht sogar eher der Unternehmer. Aber wie halten es die Unternehmer mit der Kunst? Sie stellen sich gerne mit ihr dar, denn sie ist eines der »neuen Statussymbole der Macht«, die Wolfgang Ullrich in seinem Buch *Mit dem Rücken zur Kunst* unter die Lupe genommen hat. Moderne Kunst nehme »innerhalb einer Typologie der Statussymbole heutzutage ungefähr den Platz (ein), den früher und über Jahrhunderte hinweg das Pferd besessen hat. Eindeutiger und repräsentativer als alles andere galt es spätestens seit den Herrscherbildern von Velázquez als Zeichen der Macht und □lebender Thron□So sollten die □Tugenden□ des Pferds, seine Dynamik und Kraft, seine edle Gestalt und Geschmeidigkeit ebenso den Fürsten charakterisieren, der sich als stolzer Reiter präsentierte.«

Zeitgenössische Kunst wird zum Zeichen von Offenheit, Zukunftsorientiertheit und Risikobereitschaft. Sich mit Kunst fotografieren zu lassen, die viele Menschen nicht verstehen, kann eine Geste elitärer Abgrenzung sein, vermittelt aber auch die Botschaft, der Gesellschaft »voraus« zu sein, als Avantgarde.

Das »Managerporträt vor Kunstwerk« mag sich in Hochglanzmagazinen und Wirtschaftszeitschriften attraktiv ausmachen, im Kontext von Kunst macht es eine schlechtere Figur. In der Hamburger »Art & Economy«-Schau wird eine Reihe üblicher Managerporträts als »dokumentarischer Teil« etikettiert. In suggestiver Nähe hängen zwei große Gruppenfotos des New Yorker Künstlerduos Clegg & Guttman. In den achtziger Jahren begannen Clegg & Guttman damit, einzelne Porträtfotos, die sie von Freunden und Bekannten gemacht hatten, in Anlehnung an holländische Gruppenbildnisse von Frans Hals oder Rembrandt zu Collagen zusammenzufügen. Prägnant und elegant leuchten die Gesichter, Kragen und Hände der geschäftsführenden Direktion des Schweizer Ringier Verlages auf einem fast zwei zu vier Meter großen Cibachrome-Print aus der mysteriös dunklen Bildfläche heraus.

Auch wenn sich fragen läßt, ob der macht- und repräsentationskritische Ansatz, mit dem Clegg & Guttman einst auf den Plan traten, hier zur Machtinszenierung geworden ist, wirken neben diesem Foto alle anderen gezeigten Managerporträts ziemlich hausbacken. Dies gilt auch für gelegentliche Kunstgriffe wie die Unschärfe der »Walking Man«-Skulptur Jonathan Borofskys, hinter der Hans-Jürgen Schnitzler, Vorstandsvorsitzender der Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft AG, steht. Nicht direkt unfreundlich, aber doch streng und bestimmt, in klassisch dunkelblauem Anzug, weißem Hemd und mit dunkelroter Krawatte blickt Schnitzler dem Betrachter entgegen.

Aber was wäre, wenn man Schnitzlers Gesicht gar nicht sehen könnte, wenn es schwarz zugemalt wäre? So geht nämlich die Hamburger Künstlerin Bettina Sefkow mit Manager- und Politikerfotos um. In »Art & Economy« ist ihre »Bild Politik«

nicht vertreten. Nachdem Sefkows Serie im Gebäude der Bezirksregierung Lüneburg gezeigt wurde, ist sie nun an der Ausstellung »representin« in Berlin beteiligt. Indem sie auf Einzelporträts oder Gruppenbildern oder Aufnahmen öffentlicher Auftritte von Politikern die Gesichter schwärzt, lenkt Sefkow die Aufmerksamkeit auf die Gesten und Details des Umfeldes, weil der Betrachter Hinweise darauf sucht, um welchen Politiker es sich handelt. Man ahnt es hier und da, ist sich aber nicht sicher.

Daß künstlerische Reflexionen des Managerporträts in *Mit dem Rücken zur Kunst* nicht berücksichtigt sind, ist schade. Vielleicht steht der Autor selbst ein wenig mit dem Rücken zur Kunst. Erst künstlerische Eingriffe wie von Sefkows »Bild Politik« machen aber deutlich, wie die Frage nach der Repräsentation mit ihrer Kehrseite, der Anonymität, unmittelbar verknüpft ist. Die Erinnerung an geschwärzte, herausgeschnittete oder überklebte Köpfe auf sowjetischen Parteifotos drängt sich auf. Wenn Köpfe rollen, treten neue an ihre Stelle, und da kann der Einfachheit halber der Körper schon mal der alte bleiben.

Das Repertoire körperlicher Repräsentationsgesten ist derart standardi- siert, daß jeder neue Kopf es perfekt kopieren wird. Unterscheiden kann man höchstens den Kopf, denn Gesichter unterscheiden Millionen von Menschen voneinander. An dieser wahrnehmungspsychologischen Grundtatsache hat sich nichts geändert, seitdem Hans Holbein der Jüngere 1532 den in London tätigen Danziger Kaufmann Georg Gisze porträtierte. Giszes Gesicht, der seitlich den Betrachter fixierende Blick sind so genau wiedergegeben, daß wir ihn auf der Straße wiedererkannt hätten.

Mittelalterliche Herrscher oder Minnesänger hingegen waren nicht auf Ähnlichkeit hin ins Bild gesetzt. Um wen es sich handelte, wurde anhand von Attributen wie Zepter oder Schriftrolle oder an situativen Kontexten deutlich. Das ist ähnlich wie bei religiösen Gestalten, die der Maler ja nicht persönlich kennen konnte. An langem Bart und einem Löwen erkennt man den heiligen Hieronymus, wer ein Kind auf dem Rücken durchs Wasser trägt, ist Christophorus, ein reitender Drachentöter der heilige Georg.

Daß ein in dynamischer Bewegung befindlicher König zu Pferde von der Georgs-Ikonographie inspiriert sein dürfte, gäbe Wolfgang Ullrichs Vergleich von Pferd und modernem Kunstwerk eine von ihm übersehene Pointe: Der kunstliebende Unternehmer oder Politiker ist ein Drachentöter, der archaische Gewalt in kulturell wertvoller Energie umzuwandeln weiß.

Von dymamischer Energie ist Holbeins Gisze-Bildnis nicht gerade geprägt. Dafür ist das Bild von einer malerischen Finesse und einem Detailreichtum, der dazu herausfordert, aus den dargestellten Utensilien Informationen über die Lebenssituation und die Tätigkeiten des Kaufmanns herauszulesen. Im April war das Gemälde Gegenstand der regelmäßig erscheinenden »Bildbefragungen« in »Art«. Hier lesen wir zum Beispiel: »Briefe, die der Empfänger greifbar haben wollte, wurden hinter Leisten an die Wand geklemmt. Umschläge und regelmäßige Postverbindungen gab es nicht.«

Man könnte das Porträt des Kaufmanns als »Berufsporträt« bezeichnen. Diese Gattung der Bildnismalerei zeigt vor allem Angehörige des an gesellschaftlicher Bedeutung zunehmenden Bürgertums, stellt die Menschen durch genaue Wiedergabe der Gesichtszüge als Individuen heraus. Solche Porträts entstanden seit etwa 1500 vor allem in den Niederlanden, aber auch in Deutschland und Italien. In fast allen Museumssammlungen alter Meister begegnen wir Geldwechslern, Goldschmieden, Schriftgelehrten, Juristen, Pfarrern, aber auch Wirten oder Marktverkäufern. In der Regel machen dargestellte Accessoires oder das räumliche Ambiente deutlich erkennbar, welchen Beruf die jeweilige Person ausübt.

In einer bürgerlichen Gesellschaft definiert sich der Mensch über seinen Beruf. Dies gilt auch noch für August Sanders meist in den 1920er Jahren entstandene Fotos für seinen unvollendet gebliebenen Bilderatlas der »Menschen des 20. Jahrhunderts«. Jeder Mensch ist mit seinem Beruf benannt, doch die Porträts heben die Person meist aus ihrem Kontext heraus, stellen sie mitunter auch vor einen völlig neutralen Hintergrund. Nur noch die Kleidung weist im Bild selbst auf sozialen Stand oder Beruf. Sanders »Botschaft« liegt darin, daß jeder Mensch jenseits von Rang und Namen die gleiche Würde besitzt.

Daß allerdings nicht jeder die gleiche Chance hatte, vor Sanders Kamera zu kommen, hat Ulrich Keller, der Sanders Sammelwerk 1980 publizierte, statistisch ermittelt. Für 15 Millionen Arbeiter in der deutschen Bevölkerung waren zwei Mappen eingeräumt, für die 3,5 Millionen Angestellten gar keine, das kaum zwei Millionen umfassende selbständige und beamtete Bürgertum belegte 18 Mappen und damit 40 Prozent des Gesamtvolumens. Der dem ländlichen Mittelstand entstammende Sander bevorzugte, auch nicht unbedingt überraschend, sein eigenes soziales Umfeld.

An Sanders neutrale Sicht erinnern die kunstlos wirkenden Schwarzweißfotos, die Hans-Peter Feldmann von November 1990 bis Januar 1991 von den Mitarbeitern »einer Firma« gemacht hat. Feldmann hat alle Menschen im Unternehmen selbst fotografiert, allerdings nicht bei der Arbeit, sondern stehend oder sitzend vor ihrem Arbeitsplatz und dem Betrachter zugewandt. Auf inszenatorische Elemente oder Gesten ist konsequent verzichtet. »Feldmann ist ein Vertreter einer demokratischen Kunst«, steht in einer 1991 von der Siemens AG herausgegebenen Publikation über Feldmann. »Jeder wird so gezeigt, wie er ist.« Wenn wir dem Autor Jürgen Patner hier folgen, erfahren auch Bürostühle und Topfpflanzen, wie Personen »porträtiert«, den demokratischen Segen des Künstlers.

Weniger freundlich ist da Santiago Sierra. Er zeigt die Menschen nicht so, wie sie sind – er bezahlt sie sogar dafür, daß sie anders aussehen. Daß der spanisch-mexikanische Künstler Einwanderern aus Senegal, Bangladesh, China oder Süditalien während der Biennale in Venedig 2001 die Haare blond färben ließ, war trotz rassistischer Konnotation noch die harmloseste Aktion. Gegen bescheidenes Salär engagiert Sierra sozial »schwache« Menschen, Arbeitslose oder Asylbewerber, die sich sinnlos erscheinenden Prozeduren unterziehen oder unnötig anstrengende Tätigkeiten verrichten. Andere stemmen stundenlang eine Wand hoch oder verharrten für mehrere Tage kauernd in einem Karton. Für nur 50 Dollar waren drogenabhängige Prostituierte in Salamanca bereit, sich eine Linie auf den Rücken tätowieren zu lassen. Ein Mann mit einer Linie auf dem Rücken ist fotografiert. Man sieht die Tätowierung, aber nicht das Gesicht, er ist anonym. Das Bild ist kein Porträt, es erinnert eher an ein Polizeifoto.

Auch wenn sie ans Zynische grenzen, sind Sierras Aktionen eine soziale Anklage, die radikalste Mittel zur Verdeutlichung der Tatsache nutzt, daß die meisten Menschen auf unserem Planeten nicht die Würde demokratischer Gleichbehandlung genießen, die bisweilen sogar Möbelstücken und Zimmerblumen zuteil wird. Sie sind keine »Individuen«, weil ihre Lebensbedingungen sie dazu veranlassen, wenn nicht gar zwingen, für ihren Lebensunterhalt auf ihre Menschenwürde zu verzichten. Sie sind bestenfalls »Zeichen«, etwa eine Linie auf ihrem Rücken.

Vielleicht ist es im fortgeschrittenen, globalisierten Kapitalismus nur konsequent, gar keine Menschen mehr, sondern Zeichen zu porträtieren. Dies tut Masako Nakamura. Kein Werk auf der Biennale in Venedig 2001 dürfte so häufig abgebildet worden sein wie seine Installation mit gelb leuchtenden McDonald□s-Signets im japanischen Pavillon. Wurde Nakamuras Werk in Venedig fast zum Logo einer ganzen Großausstellung, beweisen die Macher von »Art & Economy« demokratischen Geist, indem die hier gezeigte kleinere Variante gleichwertig neben den rund dreißig anderen Kunstprojekten steht.

Was will uns der Künstler sagen? Ist er ein Vollzugsagent der McDonaldschen Unternehmensphilosophie, oder handelt es sich um eine Aneignung, die kritische Aufmerksamkeit auf das Geschäftsgebaren der Hamburgerkette richtet? Nakamura selbst scheint an keinem Kommentar interessiert. Im Katalog zu »Art & Economy« gibt es nicht, wie zu den anderen künstlerischen Beiträgen, einen klärenden Textbeitrag. Den vom Layout vorgesehen Kasten ziert die Endloswiederholung eines getippten »m« – klein, weil es das kurvige McDonald□s-Logo etwas ähnlicher porträtiert als das große M.

»Art & Economy«. Ein Gemeinschaftsprojekt der Deichtorhallen Hamburg und des Siemens Art Program, Deichtorhallen Hamburg, bis zum 23. Juni 2002

Katalog, hg. von Zdenek Felix, Beste Hentschel und Dirk Luckow im Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit, 39,80 Euro, in der Ausstellung 25 Euro

»representin□«, eine Zusammenarbeit des AutorInnen-, KünstlerInnen- und MusikerInnen-Projekts NEID mit internationalen Künstlern, Galerie im Parkhaus, Puschkinallee 5, Berlin, 7. Mai bis 9. Juni 2002, Tel. 030/533 79 52.

Wolfgang Ullrich: *Mit dem Rücken zur Kunst. Die neuen Statussymbole der Macht.* Wagenbach, Berlin 2000

Ludwig Seyfarth schrieb in KONKRET 4/02 über erfundene Landschaften

Konkret 05/02, S. 63

Marit Hofmann

KEIN SCHÖNER LAND - Der Kampf muß weitergehen

Hochkultur ist nicht mehr auf den deutschen Staatsbühnen zu finden, sondern in den Unternehmen. Ein Besuch bei Edeka

Prolog

Dieses ewige Gejammer! Das Theater stecke in der Krise, tönt es allerorten, ignorante Intendanten und ratlose Regisseure hätten es endgültig zum hoffnungslosen Zuschußobjekt verkommen lassen. Alles Quatsch. Wer sehen will, daß das Theater lebt, ja sogar lebendig ist wie nie, muß raus aus den klassischen Spielstätten und rein in die Welt der freien Wirtschaft. Zum Beispiel ins Hotel Hyatt am Potsdamer Platz zu Berlin. Hier traf sich die Edeka AG zu ihrer Offenen Jahrestagung. Öde Reden und Sitzungsroutine – könnte man meinen. Und sicher hatten nicht mal die Vorstandsvorsitzenden, die die unwahrscheinliche Darbietung als Begleitprogramm in Auftrag gaben, auch nur im geringsten geahnt, daß ausgerechnet ihre Genossenschaftler auserwählt sein sollten, der Welturaufführung *des* Theaterereignisses der Saison beizuwohnen.

Da die Vorstellung unter Ausschluß der Öffentlichkeit über die Bühne ging, sei der bescheidene Versuch gewagt, das Erlebte weiterzutragen, auf daß sich die Kulturschaffenden im ganzen Land an ihm ein Beispiel nehmen. Denn hier spielt sich ein großes Unternehmen nicht etwa als Sponsor für die dahinvegetierende Kunst auf, nein, es verhält sich gerade umgekehrt: Die Lebensmittelhändler sind es, die vom Beitrag der engagierten Theatertruppe profitieren. Zugegeben: der Auftrag der Edeka AG an das Hamburger Scharlatan-Theater zielt nicht primär auf den reinen Kunstgenuß ab. Vielmehr sollen »die starren Formalien, die früher so eine Veranstaltung bestimmten«, wie Edeka-Pressesprecher Joachim Brozio erläutert, »aufgelockert und die Jahrestagung zu einem Erlebnis werden, damit unsere Mitglieder, die wichtigsten Repräsentanten unseres Unternehmens, nicht nur steif auf dem Sessel sitzen«.

Die Ausgangssituation dafür ist nicht die beste: Gerade noch hat Renate Künast vor den über 800 Repräsentanten der genossenschaftlich organisierten Edeka AG, Führungskräften und selbständigen Kaufleuten, deren Verdienste im Bereich der Biofleischförderung erschöpfend gewürdigt. Die gesetzte Zuhörerschaft ringt sich einen Höflichkeitsapplaus ab, die Emotionen reichen von versteinerten Mienen, nervösem Hüsteln bis zu unterdrücktem Gähnen. Da erobert die Schauspieltruppe des Scharlatan-Theaters die Tagungsbühne, die sich im Nu in die Tribüne eines Fußballstadions verwandelt. Die Fans, in den blau-gelben Farben der Edeka bemalt und mit Supporterutensilien wie Schals und Fähnchen ausgerüstet, blicken gebannt von der Bühne herunter aufs Spielfeld: in den Zuschauerraum. Die Botschaft dürfte auch bei dem begriffsstutzigsten Tagungsbesucher ankommen: Wir sind die Mannschaft. Noch ehe das Schauspiel überhaupt beginnt, ist die Grundsituation geklärt, der Rezipient als unmittelbar Betroffener involviert. Peymann kann von so einem Auftakt nur träumen.

Aber wird die Schauspieltruppe die gediegen konservativen Kaufleute, von denen noch am Vorabend viele in das Musical »Der Glöckner von Notre-Dame« gegenüber vom Tagungshotel strömten, vom wahren Wert des Theaters überzeugen können? Keine leichte Aufgabe. Ein Mitarbeiter des Hamburger Edeka-Fruchtkontors ist vorsichtshalber verfrüht abgereist und befindet sich bereits auf der Autobahn, ein anderer gesteht später: »Theater? – Da muß ich mir wohl gerade die Beine vertreten haben.« Als ein Bauchladenverkäufer die Distanz zwischen Bühne und dem trotz allem – anders als in den staatlich geförderten »Leerspielhäusern« – gut gefüllten Zuschauerraum zu überbrücken sucht und »Peanuts« anbietet, will sich noch keiner der Herrschaften auf das Spiel einlassen. So einfach lassen sich die Kaufleute nichts aufschwatzen, dieses Geschäft beherrschen sie schließlich selbst aus dem Effeff.

Exposition

Da setzt der Kommentar des Sportreporters ein, der – eine genialische Exposition – die nötigen Fakten nachliefert und so die Zuschauer souverän einstimmt auf die Begegnung zwischen der Edeka-Mannschaft Blau-Gelb 07 und dem »Rest der Welt«. Ein Sieg, verheißt der Kommentator, würde den Blau-Gelben den Einzug in die Championsleague bescheren. Die gemeinsame Hoffnung auf eine Qualifikation für den europäischen Wettbewerb verbindet – auch das spricht für ein ausgeklügeltes dramatisches Konzept – die auffällig gestylten Fans auf der Bühne mit den Anzug- und Kostümträgern fortgeschrittenen Alters im Publikum.

Für erste Lacher bei den Insidern sorgt die Bekanntgabe der Mannschaftsaufstellung: Ob die Vorstandsvorsitzenden tatsächlich Fußball spielen können? Und vor allem: Können sie den gefürchteten Gebrüdern Albrecht aus der gegnerischen Mannschaft Paroli bieten?

In der VIP-Lounge unterhalten sich derweil zwei leicht snobistische Sponsoren, einer von ihnen ein Straußenfleischfabrikant, der direkt aus Australien eingeflogen ist und etwas zu verächtlich auf die deutsche Heimat blickt. In der Halbzeit wollen sie eine Werbekampagne starten, um ein neues Produkt unter die Leute zu bringen. Und damit das

Konzept (»kreativ, innovativ, edekativ«) auch richtig einschlägt, wird noch ein Promi erwartet: der Weltstar Sepp Maier. Man beachte die Selbstreflexivität, ja die feine Ironie dieses Dialogs, denn wie sehr er sich hier bereits mitten im Spiel, mitten in der Kampagne befindet, soll dem Zuschauer erst später klar werden.

Tragischer Konflikt

Anpfiff. Schlachtrufe des Fantrupps, die ganze Bühne gerät in Bewegung. Den Spielverlauf gilt es, an den Reaktionen der Fans und des Kommentators abzulesen, denn die Spieler sind nicht zu sehen, nur der am Bühnenrand agierende Schiedsrichter. Hier ist ein im Brechtschen Sinne aktiver Zuschauer gefordert. Einzelne Dialogszenen werden – eine dem Film abgeschaute Montagetechnik – dadurch hervorgehoben, daß die Bewegungen der gerade nicht aktiven Figuren auf der Bühne einfrieren. So wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers zielgerichtet gelenkt – zum Beispiel auf das begnadete Schelmenduo Siggi und Manni, das den knochenharten Wettbewerb mit brillanten Dialogen auflockert: »Du Manni, sachma, behalten wir nach dem Aufstieg unsere Farben?« – »Klar, warum?« – »Weil: grün würde mir eigentlich besser stehen als blau-gelb.« Ein anderer Fan beendet die Fachsimpelei mit den Worten: »Wenn ihr nicht gleich aufhört zu sabbeln, schlag ich dich gelb und dich blau.«

Das erste Tor der Blau-Gelben läßt nicht lange auf sich warten, was die triumphierenden Fans dazu animiert, »Freude schöner Götterfunken« anzustimmen. Zu früh gefreut. Der tragische Konflikt folgt auf dem Fuße: Aufgrund einer Fehlentscheidung des koreanischen Linienrichters E-U gibt es Elfmeter, der – nach einer weiteren als retardierendes Moment eingesetzten Gesangseinlage (»Fürchtet euch nicht«) – zum Gegentor führt. Die Fans jaulen auf. Furcht und Mitleid – ein Jammer, daß Aristoteles das nicht mehr erleben durfte – machen sich unter den Edeka-Kaufleuten breit, begleitet von der üblichen Fan-Drohgebärde: »Schiri, wir wissen, wo dein Auto steht, fahr Bus und Bahn ...«

Halbzeit – Zeit für ein Resümee des Kommentators: »Das Auge für den freien Mitspieler, der Teamgeist läßt noch zu wünschen übrig, hier müssen die Blau-Gelben an sich arbeiten.« Die hintersinnig formulierte Aufforderung an die Anwesenden erfährt im Schlachtruf der Fans ihre volkstümliche Übersetzung: »Allein machen sie dich ein« – das wußten schon Ton Steine Scherben. Nein, Peter Stein, Theater muß nicht elitär sein.

Klimax

Der Werbepause verleiht eine Einblendung aus dem (echten) Edeka-Einkaufsradio zusätzliche Authentizität: »E-Center – das Einkauferlebnis in der Region«. Obwohl die beiden Teams gerade pausieren, steht das Stück jetzt kurz vor der Klimax: Der Inhaber eines »Hyperaktivcenters«, der gutmütige Herr Emmarich, der direkt neben der VIP-Lounge einen Ein-Mann-Kiosk betreibt und im Stück gleichzeitig – der Darsteller meistert diese Herausforderung bravourös – als Stadionsprecher fungiert, hat ein Problem, das alle Anwesenden nur zu gut verstehen: »Bin ich im Aktivcenter, funktioniert's im Kiosk nicht, bin ich im Kiosk, funktioniert's im Center nicht und bin ich im Urlaub, funktioniert's nirgendwo.« Heute hapert's mit dem Senfnachschub aus dem Aktivmarkt, und als die Schlange beim Würstchenverkauf immer länger wird, kann er das Problem seinen »Kunden nicht kommunizieren«. Dann drängelt sich auch noch »unser Spensor Herr Doktor Spocht, äh, unser Sponsor Herr Dr. Specht« vor – der Sprachwitz erreicht bisweilen ionescosches, äh, erhardsches Niveau – und verlangt die bestellte Sushi-Platte für die VIP-Lounge.

Diese Gelegenheit läßt ein geschniegelter Börsenhai, der bisher inmitten der mitfiebernden Fans ungerührt seine Geschäfte per Laptop und Handy abgewickelt hat, nicht ungenutzt verstreichen. »Genossenschaft – wie unprofessionell«, nörgelt er, »das hört sich so an wie Planwirtschaft.« Er rät dringend zum Gang an die Börse: Höher, schneller, weiter! Kapital muß her zum Expandieren: »Get out of the box, be a global player.« Zur Freude des immer ausgelasseneren Publikums kontert der nicht auf den Mund gefallene Emmarich in seinem sympathischen Wiener Dialekt: »Damit irgendwelche französische Musketiere mir sagen, was ich zu tun oder zu lassen habe? Die *Spar*-Kaufleute können Ihnen ein *Lidl* davon singen, die haben doch keinen *Penny* mehr gesehn, die warn doch schon lange nicht mehr im *Plus*, nicht mal ein Auto können sie sich noch leisten, die fahrn doch alle mit der *Metro*. Anglizist, Sie!« Davon wenig beeindruckt vertieft sich der Börsianer weiter in seine Vision: »Stellen Sie sich vor, 1,4 Millionen Chinesen kaufen bei Ihnen ein ...« Zwischenruf aus der Schlange: »Ja, dann wird die Schlange ja noch länger!« Spensor Dr. Spocht, äh, Sponsor Dr. Specht springt dem braven Einzelhändler zur Seite: Der Kiosk sei einzigartig, selbst nach den Geschäftszeiten sei der fleißige Kaufmann noch für die Fans im Stadion da. Die Kunden solidarisieren sich. Sie wollen Emmarich und keinen Bockwurstautomaten, auch den Verein wollen sie nicht verschlanken, und den Schlachtruf des Managers »Go public!« konntern sie mit einem gemeinsamen »Go home!« und dem fußballobligatorischen »du kannst nach Hause gehen«. In einer »wahren *Coop,* äh, Kooperation« – »wir Einzelhändler müssen zusammenhalten« – hilft der Tante Emma genannte Bauchladenverkäufer dem Kollegen Emmarich mit Senf aus, die Schlange löst sich im Nu auf.

Peripetie

Wo man hinschaut: lauter zufriedene Kunden. Obendrein versprechen Spensor Spocht und der Kioskonkel nun auch noch »Frei-Dosenbier« – und setzen damit eine erhitzte Debatte in Gang: Noch ist so was ja möglich, aber wenn erst Dosenpfand eingeführt wird, dieses Prestigeobjekt von Trittin, dem Oberöko (auch ein »Jürgen, tritt ihn!« ist zu hören) ... »Und wer zahlt's? Der Verbraucher wird mal wieder verscheißert.« – Wäre Arthur Miller Zeuge dieser Szene gewesen, er hätte seine Kritik, das Theater befasse sich nur noch mit den privaten Träumen des Autors, kaum noch mit Weltpolitik, revidiert.

Nachdem eine zickige Pfandbefürworterin mit vereinten Kräften stillgestellt worden ist, kann das Match weitergehen. Nun ist die kunstvolle Verwebung der Fiktions- und Realitätsebenen auf ihrem Höhepunkt. Der Beifall beweist: Das Eis ist gebrochen. Fußballmannschaft und Genossenschaftsverband, Schauspieler und Publikum – alles ist eins.

Zur Sicherheit spricht der Kommentator zum Anpfiff der zweiten Halbzeit noch mal aus, was alle inzwischen irgendwie mitbekommen haben sollten: »Beim Fußball ist es wie in der freien Wirtschaft: Man muß immer ein Stück vor der Konkurrenz bleiben. Und jetzt gilt es, die auf der Vollversammlung beschlossene Taktik umzusetzen: als geschlossene Mannschaft Stärke beweisen.« Passend dazu schmettert der Fanchor die Bizet-Adaption: »Auf in den Kampf, die Pille ins Tor!« Und das 2:1 – es kommt! Was für ein Zusammenspiel! Torschütze: Jörg Hieber, Vorstandsvorsitzender der Edeka AG. Selbst der Börsenhai, der inzwischen zu den Blau-Gelben übergelaufen ist und sich Fankluft angelegt hat, stimmt in den Jubel ein, denn: »Ich bin immer für die Sieger.«

Auflösung

Nur die Sponsoren sind noch nicht vollends zufrieden, sie warten immer noch auf ihren Werbeträger Sepp Maier, der die ganze *lidlige* Konkurrenz in ihre Schranken weisen soll. Denn die hatten allenfalls Berti Vogts zu bieten – oder schlimmer: Christoph Daum. »Der kommt mir nicht ins Haus, der ist doch Schnee von gestern.« Unbemerkt von den räsonierenden Sponsoren, dafür aber mit anhaltendem Szenenapplaus von den begeisterten Zuschauern gewürdigt, tritt da der echte, ja, er ist's wirklich, Sepp Maier auf die Bühne, grinst verschämt und weiß nicht recht, wo sich hinstellen. Auch beklatscht er den Schauspieler, dem er ein Autogramm geben soll, nicht ganz im richtigen Moment, aber das war als Verfremdungseffekt wohl eingeplant.

Der Abpfiff erlöst Sepp Maier von der mimischen Herausforderung. Das Licht geht aus, Feuerzeuge an – der Auftakt zum großen Finale: »We Are the Champions« stimmt der Chor an. Und jetzt alle! Das Publikum erhebt sich zu schunkelnden Standing Ovations, allein Sepp Maiers Lippenbewegungen erinnern an das pflichtgemäße Absingen der Nationalhymne.

Katharsis

Mag sein, daß nicht jedem der Anwesenden in diesem bewegten Moment klar ist, wie vorzüglich das Schauspiel unter dem Motto »Edeka im Aufbruch« oder wahlweise »Edeka – einzigartig« die aristotelische Forderung nach der Einheit von Handlung, Ort und Zeit erfüllt – sieht man einmal davon ab, daß das Fußballspiel, das den Rahmen des Stückes bildet, 90 Minuten dauert, dieses Theaterstück aber inklusive Halbzeitpause, schon nach einer knappen Stunde allzu schnell zu Ende ist. Daß Spielzeit und gespielte Zeit nicht vollends übereinstimmen, stört weder den Zuschauer noch die Scharlatane selbst. Schließlich will die Schauspieltruppe, die mit Straßentheater angefangen hat, ohnehin mit starren Strukturen brechen und auch bei professionellen Auftragsstücken ihren Wurzeln treu bleiben – nach dem Motto: »Ernst braucht Lachen. Statt noch mehr Arbeit.« Die Freiheit der Kunst bleibe immerhin in der Komik des Stücks bewahrt, erklärt Regisseur Ali Wichmann gelassen. Theatertheoretisch unbefriedigend sei allerdings die Flüchtigkeit der Inszenierung und die Notwendigkeit, Interna zu verwenden, die einer Zeitlosigkeit des Stückes entgegenstehen. Also doch keine Kunst für die Ewigkeit?

Warum so bescheiden? Bei Edeka wird man sich noch Monate später gerne an die Katharsis erinnern, die auszulösen der Papst der Unternehmenstheaterwissenschaft, Prof. Dr. Schreyögg von der FU Berlin, durchaus auch gelungenen Businessevents zubilligt. Der resolute Vorstandsvorsitzende der Edeka AG Jörg Hieber, der im Badischen mehrere erfolgreiche »Hieber's Frische Center« (»Geh lieber gleich zu Hieber!«) betreibt – der in Schopfheim ist stolzer Gewinner des Fleisch-Oscars 2000 – , bekennt unmittelbar nach dem Stück: »I steh no ganz unterm Eindruck. Des war spitze.« Diese Aufbruchsstimmung möge der Edeka erhalten bleiben. Ebenso vorbildlich, wie Hieber im heimischen Frische Center dafür sorgt, daß die Mitarbeiter die vorgeschriebene Einheitsdienstkleidung (gelbweißkarierte Weste, rote Fliege, Narrenkappe) tragen – Zuwiderhandlungen werden mit Gehaltkürzungen bestraft – , will er sich nun auch dafür stark machen, daß die Videoaufzeichnung der Theateraufführung sämtlichen Edeka-Großhandlungen zur Verfügung gestellt wird. Nicht unwahrscheinlich, daß auch nachfolgende Generationen die Erinnerung an dieses Ereignis durch Überlieferung lebendig halten werden. Hieber jedenfalls weiß: »Das Raumschiff Edeka ist unterwegs.«

Etwas mehr um Sachlichkeit bemüht, ergänzt Joachim Brozio, der Pressesprecher: »Die Edeka AG ist als Genossenschaft mit dem Prinzip des selbständigen Kaufmanns erfolgreicher als andere Filialunternehmen, unsere Kaufleute bemühen sich stärker um Standortinteressen, kümmern sich mit großem Engagement um individuelle Wünsche der Kunden. Das kam gut

im Stück raus.« Außerdem natürlich die Entscheidung der Edeka AG, nicht an die Börse zu gehen. Oder ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Dosenpfand – ein Thema, bei dem selbst der souveräne Pressesprecher kaum an sich halten kann: »Wie wird etwa sichergestellt, daß ein Kaufmann nicht Dosenpfand für bei Konkurrenten gekaufte Dosen ausgeben muß? Dabei ist auch enormer Dreck zu erwarten, denken Sie an klebrige Colareste. Wie das alles funktionieren soll, ist rätselhaft. Die Politiker, die so was verordnen, haben gut reden, aber die Praxis sieht anders aus.«

Doch zurück zum Thema, von dem der Herr Pressesprecher gerade abzuschweifen droht. Dem Theaterkenner und Anhänger der Widerspiegelungstheorie Uwe Langkopf, Inhaber eines Berliner Edekamarkts, hat es besonders der hohe »Wiedererkennungseffekt« angetan: »Da muß ja auch eine Identifizierung möglich sein, und das war absolut gegeben. Die hatten ja eine Aussage, wenn auch« – eine leise Kritik muß erlaubt sein – »vielleicht nicht unbedingt in der Tiefe.«

Die bescheidenen Theatermacher, die angeblich mit Klamauk die Etikette aufbrechen wollen, werden sich jedenfalls wundern, wie ernst so mancher ihr Stück genommen hat: Etwa Herr Bylitzka aus dem kämpferischen Vorzeige-Frische-Center Lörrach, Supermarkt des Jahres 1994 und darüber hinaus Träger mehrerer »Auszeichnungen, die uns beweisen, daß wir weiter für Freundlichkeit, Sauberkeit und Sortiment kämpfen müssen«. Er ist einer von 160 auserwählten Junioren, die die Jahrestagung miterleben durften. Der aufstrebende Junior scheint nicht allen Kollegen zuzutrauen, daß sie das »geniale« Stück auch verstanden haben. Man habe »schon genauer hinschauen« müssen, um die Botschaft zu begreifen: »Wir dürfen uns nicht ausruhen, müssen weiterkämpfen.« Den Älteren, so ab 50 aufwärts, habe das natürlich weniger gefallen, erklärt der Junior abfällig, »die fanden's zu kritisch«. Trotzdem hält Bylitzka die sechsstellige Summe, die Edeka in die Übermittlung dieser Botschaft investierte, für gerechtfertigt: »Den Kreis, den das Stück ansprechen sollte, den hat es erreicht. Da waren ja ziemlich hohe Tiere da. Ich gehe davon aus, daß Sie mit meinem Vater auch noch sprechen werden, der ist im Vorstand Edeka Süd.«

Fragen wir lieber nicht den Senior, sondern Frau Hennig vom Edeka-Tagungsbüro: »Ich wußte vorher schon, auf welchem Niveau die arbeiten«, gesteht die stolze Mitorganisatorin, »wir sind alle begeistert, und so soll es auch sein.« Die Ziele der Umstrukturierung bei Edeka – größere Märkte sollen verstärkt mit den Tante-Emma-Krämern kooperieren – seien wunderbar vermittelt worden. Daß der Supermarktbetreiber, wie wenige Monate nach dem Schauspiel gemeldet wird, jeden fünften Laden schließen will, weil »Geschäfte mit weniger als 600 Quadratmetern ... langfristig keine Perspektive mehr« haben (Hermann Ruetz, Chef der Hamburger Edeka-Zentrale) – wen stört's? Frau Hennig sicher nicht.

Nach ihrer Interpretation lautet die Message der postrevolutionären Theaterparabel: »Guckt in die Zukunft! Und wenn ihr enger zusammenrückt, dann geht alles noch besser.«

Epilog

Was will man mehr? Die Scharlatane haben nicht nur gut unterhalten, gesellschaftliche Probleme erörtert und ein Kunstwerk geschaffen, sie verbessern auch noch die Welt – ein Lehrstück nicht nur für Marktleiter von Frische Centern, sondern auch für alle Polittheateraktivisten, die sich zuviel Heiner Müller reingezogen haben. »Das Unzulängliche / Hier wird's Ereignis / Das Unbeschreibliche / Hier ist's getan« – soviel ist sicher: Die Edeka AG hat den Warenwert des Theaters erkannt.

Lesen Sie in der nächsten Folge Vera Kallenbergs Bericht über einen Besuch in der Justizvollzugsanstalt Vierlande.

Marit Hofmann schrieb in KONKRET 4/02 über den Grand Prix des Schwachsinns

Konkret 05/02, S. 66

Imke Hansen

FilmTheater

Berlin – Sinfonie einer Großstadt

Regie: Thomas Schadt; Deutschland 2002 (Ottfilm); 71 Minuten; seit 10. April im Kino

Thomas Schadt hat einen dokumentarischen Stummfilm gedreht. Der wirklich stumm bleibt. Was da schon vor seiner Uraufführung in der Staatsoper Unter den Linden als nationales Ereignis angepriesen wurde, ist das Remake des 1927 von Walter Ruttmann gedrehten »Berlin – Sinfonie der Großstadt«. Ruttmann hatte das industrielle Stampfen Deutschlands Anfang des 20. Jahrhunderts eingefangen, den großstädtischen Gleichtakt von Mensch und Maschine.

Schadts Szenen wirken wie Bilder eines Straßenfotografen, die sich manchmal bewegen, bevorzugt aus halbnaher Perspektive aufgenommen und ohne jeden Glanz. Es heißt, der Film sei einer sinfonischen Struktur unterworfen. Wie die »Sendung mit der Maus« führt er durch Postämter, Zeitungsdruckereien und Brotfabriken, wobei kein Stereotyp über die Großstadt ausgelassen wird. Leider hört man dazu nicht die angenehme Stimme von Klaus aus der »Maus«, sondern die eigens komponierte Musik von Iris ter Schiphorst und Helmut Oehring, die einerseits so kontrapunktierend sein will, daß es weh tut, andererseits sich des lautmalerischen Mickymousing bedient. Musik, sagt der Dichter, ist organisierter Lärm. Mal weniger, hier mehr.

Aus seinen Portraits von Wurstfabriken und Flaschenabfüllmaschinen entsteht kein Berlin. Auch nicht aus der immer wiederkehrenden Einstellung der begehbaren Reichstagskuppel, aus Loveparade und Potsdamer Platzes. Aus dem Anspruch, die 75 Jahre Geschichte, die zwischen den Filmen liegen, mitzuverarbeiten, ist nichts geworden. Wenn sich Bilder von Naziaufmärschen und dem Berliner jüdischen Friedhof mehrmals abwechseln, fühlt man sich mit der Bratpfanne belehrt.

Schadts Film, der niemanden rührt, ist der seltene Fall eines folkloristischen Kitsches, der nicht einmal mehr Emotionen braucht. Der Regisseur wird also bald in die Skylobby des Kanzlers geladen werden.

Konkret 05/02, S. 66

Marit Hofmann

FilmTheater

Lovely Rita

Regie: Jessica Hausner; mit Barbara Osika; Deutschland/

Österreich 2001 (Alamode); 80 Minuten; seit 25. April im Kino

Daß es viele gute Gründe gibt, Amok zu laufen, hat zuletzt Peter O. Chotjewitz in seinem Roman *Als würdet ihr leben* ausgeführt. Wobei die Bezeichnung Amok hier eigentlich fehl am Platz ist, denn seine jugendliche Heldin Leo überlegt sich ganz genau, wen ihre Tat treffen soll und welche Botschaft sie damit ihrer begriffsstutzigen Umwelt übermitteln will. Leo wächst sogar noch unter eher günstigen Bedingungen und mit einigermaßen einsichtigen Eltern auf – jedenfalls im Vergleich zu der 13jährigen Filmheldin Rita, die den Borniertheiten ihrer österreichischen Heimat und der christlichen Mädchenschule hilflos ausgesetzt ist. Die Beziehung zu den Eltern scheint sich darauf zu beschränken, daß diese Rita regelmäßig ermahnen, doch bitte den Klodeckel zu schließen, und sie nach dem Schuleschwänzen auf dem Dachboden einsperren. Den Erziehungsberechtigten gibt das Verhalten der Tochter Rätsel auf: »Das Kind hat doch alles.« Zur Versöhnung läßt sich der Vater dann ein »Bussi« geben. »Des moachts aber net nochmal, gell?« Sie meinen’s doch nur gut.

Der Regisseurin Jessica Hausner gelingt es, mit wenigen solcher banaler Szenen den Zuschauer in Ritas schwer erträgliche Lage zu versetzen und es als einfach naheliegend erscheinen zu lassen, daß Rita, als sie den Vater wie gewohnt zum Essen aus dem Hobbykeller holen soll, in dem er seine Schießübungen praktiziert, spontan zur Waffe greift und abdrückt. Am Ende sitzt Rita im spießigen Wohnzimmer, endlich allein. Und nichts wird gut.

Leo könnte der Film gefallen.

Konkret 05/02, S. 66

Meike Röhrig

FilmTheater

Dark Blue World

Regie: Jan S□ er□ k, mit Ondrej Vetch□, Kr□ stof H□ dek, Tschechien/Deutschland 2001 (Helkon), 119 Min., ab 2. Mai im Kino

Ein echter Männerfilm. Es wird viel über Tittengrößen geredet, und spätpubertäre Grünschnäbel borgen sich verschämt Pin-Up-Fotos. Weil wahre Männerfreundschaft aber nur in der Schlacht so richtig gedeiht, muß einmal mehr der Zweite Weltkrieg als Gefühlskatalysator herhalten.

Franta und Karel, zwei tschechische Piloten, flüchten aus ihrer besetzten Heimat nach England, um ihr Können in den Dienst der Royal Air Force zu stellen. Bevor die peniblen Briten den jugendlichen Draufgängern den Steuerknüppel anvertrauen, lassen sie sie erst einmal per Fahrrad Angriffsformationen auf dem gepflegten englischen Rasen simulieren und unterziehen ihre Schützlinge auch sonst allerlei amüsanten Akkulturationsübungen. Mit einem Augenzwinkern erzählt und von beschwingten tschechischen Schlagern der dreißiger Jahre untermalt, hat das durchaus Charme.

Aber schon ziehen dunkle Wolken über dem Kriegsidyll (und dem Film) auf. Nicht etwa in Form feindlicher Messerschmidts, sondern – wie könnte es anders sein – in Gestalt des ewig lockenden Weibes, das die treuen Kameraden entzweit. Warum sie ausgerechnet für die hausbackene Kriegerwitwe Susan (Tara Fitzgerald) entbrennen, möge mir ein männlicher Zuschauer erklären.

Noch schablonenhafter als das misogyne Eva-Motiv ist allerdings das »Reich des Bösen«, das die tapferen Helden nach ihrer Rückkehr nicht mit einem Orden, sondern mit der Einweisung ins Arbeitslager belohnt. Das ist als Zeichen besonderer Barbarei natürlich ausgerechnet in einer gotischen Kirche eingerichtet. Verglichen mit dem Alltag im kommunistischen Gulag, erscheint dem Protagonisten der Kampf gegen die Nazis im Rückblick als Spaziergang. Daß die gar nicht so böse waren, beweist auch ein ehemaliger SS-Mann, der im Lager zum einzigen Verbündeten wird und selbst natürlich niemals einer Fliege etwas zuleide getan haben will. Wenn der sich auch noch darüber auslassen darf, daß zwischen Kommunisten und Nazis eigentlich kein Unterschied besteht, fragt man sich allmählich, ob hier nicht Ernst Nolte heimlich das Drehbuch schrieb.

Konkret 05/02, S. 67

Dietrich Kuhlbrodt

Film des Monats

Starbuck Holger Meins

Regie: Gerd Conradt; Deutschland 2001 (Neue Visionen); 90 Minuten; ab 23. Mai im Kino

Der Gefangene Holger Meins stirbt am 9. November 1974 den Hungertod. »Eine Hinrichtung auf Raten«, hatte damals Rechtsanwalt Schily gesagt. Heute lädt »Starbuck Holger Meins« noch einmal zur Leichenschau. Kunstdozent Manfred Blessmann kommentiert die Autopsiefotos, die damals der »Stern« in der Anatomie aus entstellender Perspektive geschossen hatte. »Ein Alien«, findet Blessmann. Die Leichenteile scheinen falsch zusammengefügt. Aber, so empfiehlt er, man kann es auch positiv sehen. Außerirdisch sieht der Körper aus, wenn die Seele ihn verlassen hat und der »Übertritt« geglückt ist. – Halleluja.

Jugendfreund Blessmann dominiert in den inszenierten Teilen des Films. Regisseur Gerd Conradt zeigt ihn, wie er eine Wäscheleine abschreitet, an die Bilder des Kunststudenten Meins geklammert sind. Dünkelhaft und borniert kommentiert der Dozent die Arbeiten den lieben langen Film hindurch. »Man sieht nicht, wer Mann, wer Frau ist«, nörgelt er. Immerhin sehen wir im Film selbst den Holzschnitt, und es ist scheißegal, was die Figur für ein Geschlecht hat. Wozu also diese Andeutung? Na klar, damit Exfreund Conradt der Szene ein Pseudostatement ankleben kann, in welchem die Schauspielerin, die Meins' Exfreundin spielt, sagt: »Der Typ kam auf Stöckelschuhen ins Zimmer.« Mag ja sein, daß Meins' Exe sich von den besten Absichten leiten lassen. Die unterschwellig hämische Attitüde macht jedoch aggressiv. Gut, daß ich das nur auf der Leinwand gesehen habe. So bleiben die Pseudofreunde Filmbösewichter, und denen haut man bekanntlich nicht in die Fresse.

Ich möchte nun, nachdem der emotionale Überdruck entwichen ist, das affektive Ventil wieder schließen und meinerseits darauf kommen, daß man Conradts Film auch positiv sehen kann. Vor allem wenn Meins' Vater ins Bild kommt, der einzige aufrechte und imponierende Mensch dieser Statementcollage. Er erzählt schnörkellos, wie er Holger, verhaftet, auf den Medienfotos gesehen hat, fast nackt, »kein Haar gekrümmt«. 36 Stunden später, auf der Krankenstation, neben sich den Vollzugsbeamten, riß er seinem Sohn die Bettdecke runter und sah den Körper »voller Blutergüsse, Quetsch- und Schlagwunden«. In diesen wenigen Vaterauftritten wird Holger Meins zum Helden des Films. Die RAF-Zeit wird in den Bruchstücken präsent, und mir lief es kalt den Rücken runter. Vater Wilhelm Meins hatte schon vor zwanzig Jahren in Conradts erstem Meins-Film eine Hauptrolle gespielt (»Holger Meins – Ein Versuch«). Es wäre eine Freundlichkeit gewesen, wenn der Zuschauer erfahren hätte, ob das, was er hört und sieht, von Conradt heute oder 1982 oder 1975 aufgenommen wurde. Wir dürfen uns das aussuchen, doch der angereicherte Meins-Remix hat sowieso den Zeitbezug verloren. Der Film interessiert sich nicht wirklich für das, worum es dem RAF-Kämpfer ging. Wir verbleiben auf dem Niveau von Personalien und Anekdoten.

Wie also kam Holger Meins zum Decknamen Starbuck? Da der Verhungerte nicht mehr plaudern kann, muß jemand anders ran, und das ist der seinerzeit zuständige BKA-Mann Alfred Klaus. Dieser gibt vor der Kamera launig und gütig lächelnd zum besten, wie ihm bei einer Zellenrevision die Meinhof in den Bauch trat, obwohl er ihr doch nur einen Kassiber weggenommen habe. Gudrun Ensslin hatte sich für Meins den neuen Namen ausgedacht: Starbuck, der Steuermann der Pequod in Melvilles *Moby Dick*. Schon kriegen wir im Film jemanden zu sehen, der in Steuermannspose auf Deck steht. Aber das ist nicht Holger Meins, sondern Kommissar Klaus. Er hat die Titelrolle usurpiert. Hoch aufgereckt durchpflügt er das Wasser, um ihn die unendliche Weite des Meeres – eine ausgeklügelte Einstellung, denn Klaus lebt in Hamburg, wir müßten eher auf der Elbe oder Alster sein, jedenfalls im Sendegebiet des Filmförderers NDR.

Was also lehrt uns die Apotheose des BKA-Beamten? Daß »Starbuck Holger Meins« ein Film für die Beamten der Begnadigungsabteilung im Bundespräsidialamt ist – wenn wir dem vertrauen dürfen, was der Regisseur in einem Interview gesagt hat. Also, pscht, nicht so laut, es geht doch darum, die RAF-Genossen, die noch einsitzen, freizubekommen: Christian Klar, Brigitte Mohnhaupt, Rolf-Clemens Wagner, Rolf Heissler, Eva Haule, Birgit Hogefeld, Andrea Klump. Doch der Bundespräsident hat den Filmstart nicht abgewartet, um in diesem Jahr Adelheid Schulz zu begnadigen. Und bezweifeln darf man, ob der ewig gütig lächelnde, wiewohl etwas schmallippige Klaus der rechte Befürworter ist. Er spricht noch heute von der »Mörderbande RAF«, öffentlich, und das nimmt nicht wunder, jedoch eher schon, daß Conradt ihn als Begleiter für die Lesetour auserkor (*Starbuck – Holger Meins*, das Buch). Irmgard Möller hatte sich daraufhin in der »Taz« gefragt, wie es möglich sei, daß jemand seine Erinnerungen an Holger grade Conradt anvertrauen kann.

Conradt klagt in der Tat über eine Vielzahl von Absagen. Vielleicht liegt es daran, daß einer wie Rainer Langhans jetzt ungehemmt ins Bild kommt und von den Zeiten der Kommune 1 schwärmt, »das Matratzenlager, Holger in der Mitte, morgens die ›Bildzeitung‹ geholt, er ein Sorgenkind mit wechselnden Zuständen, weich, liebebedürftig, umschlagend in gefährliche Aggressivität ... Er führte Krieg gegen sich selbst und nicht gegen andere.« Meins' Weg in die RAF: ein

Psychoproblem? Für die Mitstudenten an der Berliner Filmakademie war Meins im Jahr 1968 »weich, lieb und unschuldig« (Michael Ballhaus), »the wild time was fantastic to me, the revolution time was wonderful« (Wolfgang Petersen), »ich ging mit ihm ins Rolling-Stones-Konzert, wir hangelten uns mit Bettlaken von der Empore runter direkt auf die Bühne«, weiß die Exfreundin zu berichten. – Und dann? Der Mao war's! »Danach lag Holger nur im Bett und las die Worte des Vorsitzenden. Es war deprimierend.« Der Film malt die Nachteile der Politisierung aus. Erstens ist die künstlerische Kreativität weg. Zweitens kleidet sich Meins schlecht. Und drittens achtet er nicht auf seine Gesundheit: »Du mußt frühstücken. Das ist die Pflicht eines Revolutionärs«, will Peter Lilienthal ihn belehrt haben.

Im Printmedium wären wir in der Rubrik »Leute«. Meins ein verhinderter Popstar? Die »aktionsgruppe starbuck – fraktion berliner filmstudenten 2001« hat seinen legendären Film »Herstellung eines Molotowcocktails« rekonstruiert. Doch die Filminserts zwischen den Psychostatements sind es, die den »Starbuck«-Film zur Zeit hin öffnen, in der Meins politisch gekämpft hat. Meins als Darsteller und an der Kamera in Bitomskis Film »Johnson & Co. – Feldzug gegen die Armut« (1968). Eine Frau erschießt den Bankdirektor. Das ist ein Lehrfilm, eine Parabel. Die Charaktermasken sind weiß geschminkt, der Text kommt als Traktat. Wir haben die Zeit der Botschaften. Die Inserts wirken zwischen Conradts talking heads erfreulich deplaziert, und sie sind kräftig genug, zu transportieren, was Conradt/Klaus blockieren.

Wer will, kann sich aus dem »Starbuck«-Material seinen eigenen Film machen. Ich versichere hiermit, daß es geht. Conradts Film ist, um zum Schluß noch einen versöhnlichen Satz zu sagen, unabgeschlossen genug.

Konkret 05/02, S. 68

Carsten Otte

Auf der Couch

Wenn Medienmacher über Musik schreiben, verraten sie mehr über sich als in den Talkshows, die sie besuchen oder moderieren

Die Verrisse gehören zur Werbestrategie. Manch ein Musikkritiker beschwor den Niedergang der Hörkultur zu beschwören, weil das renommierte Label Deutsche Grammophon Klassikschnipsel unters Volk bringt, vorgestellt von »Helden und Heldinnen der Popkultur«. Iris Berben und Harald Schmidt waren die Versuchskaninchen, mit ihnen begann die sogenannte Trifft-Serie und damit ein ausgeklügelter Reklamefeldzug.

Die Popkulturhelden schrieben kurze Texte über ihre Favoriten der Klassikkultur, die Archivare der Plattenfirma wählten bekannte und beliebte Aufnahmen aus (Giuseppe Sinopoli dirigiert den Gefangenenchor, Birgit Nilsson singt Isoldes Liebestod), und fertig war das Produkt.

Im Betrieb nahm jeder seine Rolle wahr, und so konnte die Plattenfirma zur Veröffentlichung des zweiten »Trifft«-Doppelpacks, bei den CDs von und mit Christoph Schlingensief und Diedrich Diederichsen, froh verkünden, daß die Rechnung aufgegangen ist: »Das Feuilleton jammerte, die Publikumsmagazine jubelten, und ›Bild‹ gab einen Kaufbefehl.«

»Und vielen Dank auch!« sagte die Plattenfirma. Gibt das deutsche Leitmedium eine Losung aus, so wird gehorcht, und zwar bedingungslos. Wie eng die kulturindustrielle Sphäre mit der politischen verwoben ist, mag man daran erkennen, wie sehr die Werbung für die »Trifft«-Reihe sich an dem (einstigen) Vokabular jener Leute orientiert, die in Berlin seit fast einer Legislaturperiode das Sagen haben: Man wolle, heißt es, »die Klassik aus der Umarmung des Establishments lösen«, wobei man sich natürlich fragt, wer und wo das Establishment heutzutage ist. Wenn Claudia Roth, die Anfang der neunziger Jahre noch linksradikale Reden für die »Freiheit der politischen Gefangenen« geschwungen hat, mittlerweile in Bayreuth als postmoderne Politwalküre auftritt, demonstriert sie, daß Zeit(weilige)genossen, die auffällig oft vom Establishment und ähnlichen Konglomeraten quatschen, entweder eine Ware oder eine politische Lebenslüge verkaufen wollen.

Die Macher der »Trifft«-Serie lästern in ihren Waschzetteln übers »dünkelhafte Feuilleton«, das, durchsetzt von »Kritikastern«, nicht akzeptieren wolle, daß die sogenannte Klassik schon immer ein Teil der Popkultur, daß Mozart gar ein veritabler Popstar gewesen sei, und daß endlich U- und E-Musik zusammenkommen sollen. Wenn man die eine oder andere Reaktion eines solchen »Kritikasters« liest, mag man möglicherweise annehmen, daß es so etwas wie ein »dünkelhaftes Feuilleton« tatsächlich noch gibt. Doch das Geplänkel zwischen beiden Seiten ist ein Scheingefecht. Niemand wird ernsthaft bestreiten, daß die vermeintliche Hochkultur genauso pop ist wie der Pop hochkulturell. Nur erschwert die Verwischung beider leider das Marketing, und so müssen die Antagonismen, an die ohnehin nur Schmöcke glauben, verteidigt werden. Das Rollenspiel aber wirkt mittlerweile dermaßen aufdringlich, daß man sich um die Bonität der Plattenfirmen ernsthaft Sorgen machen kann: Die Gelder, die für die Medienmitarbeiter fließen, müssen enorm sein.

Man bräuchte über die »Trifft«-Reihe kein weiteres Wort zu verlieren (völlig überflüssig, die Zusammenstellung oder die Güte der einzelnen Aufnahmen zu würdigen, die aus dem ausgezeichneten Fundus der Deutschen Grammophon beziehungsweise der zum Universal-Imperium gehörenden Häuser wie Philips oder Decca kommen), wären die dazugehörenden Booklet-Texte nicht von so besonderer Qualität. Die Aufsätze nämlich, die wenig mit der Musik zu tun haben, die vorgestellt werden soll, geben Einblick in die Psychostruktur der »Helden und Heldinnen der Popkultur« und zeigen, wie man beschaffen sein muß, um dieses Etikett verpaßt zu bekommen. Die Stars und Sternchen geben vor, über ihre Lieblingskomponisten zu schreiben, doch sie beschreiben nur sich selbst.

Iris Berben trifft Giuseppe Verdi

Die Schauspielerin träumt davon, »als Note wiedergeboren« zu werden. Da freut sich der Küchenpsychologe. Und jeder weitere Satz paßt zur Diagnose: Verdis Musik diene ihr als »Emotionsverstärker«. »Ich höre klassische Musik und kann ganz in einem Gefühl versinken, kann eintauchen in eine innere Welt, mal heiter, beschwingt, aber auch melancholisch, traurig, trostlos.« Melancholisch ist Berben, weil die Welt so trostlos ist, wobei die tiefere Ursache aller Traurigkeit eigentlich der böse Kritiker ist: »Sie wollen klassische Musik ins goldene Besserwisser-Kästchen schließen und andere Menschen mittels intellektueller Spielchen im Feuilleton vom Genuß ausschließen.« Glaubt Iris Berben das wirklich? Wahrscheinlicher ist, daß die Schauspielerin nur vorträgt, was die Deutsche Grammophon ihr zugetragen hat. Solidarität mit dem Auftraggeber ist eine der wichtigsten Voraussetzungen, um im Showgeschäft Erfolg zu haben.

Harald Schmidt trifft Johann Sebastian Bach

Der Text ist kürzer als die Auslassungen der anderen »Trifft«-Autoren. Schmidt ist sehr beschäftigt. Ihm geht es im Grunde wie dem Musiker, den er anpreisen soll: »Bach ist für mich der Größte! Einfach super, dieser Workaholic aus Thüringen!«

Schmidt ist ein kluger Witzbold. Er vermutet, daß kaum jemand, der seinen Beitrag über Bach liest, mehr über den Komponisten weiß als er. Deshalb sein Vorschlag: Man vergleiche die Kantate BWV 106 (Actus tragicus) mit der H-Moll-Messe, und wer nach dem Hören auf Anhieb sagen kann, was der junge und was der alte Bach komponiert hat, bekommt von dem Talkmaster (umgerechnet) fünf Mark. Harald Schmidt, der, so behauptet er jedenfalls, »zu Zeiten, da andere in die Disco gingen«, sich mit Bach abgequält hat und der an ihm »eigentlich ausschließlich« gescheitert ist, will diese Schlappe nun seinen Fans und Feinden heimzahlen. Sadismus belebt das Showgeschäft.

Christoph Schlingensief trifft Richard Wagner

»Ich kann sagen, daß ich 50 Prozent Ahnung habe und 50 Prozent ahne«, meinte Schlingensief, als er vergangenen Sommer seine »Trifft«-CD in Bayreuth vorstellte. 50 Prozent Ahnung? Angeber. Wie seine Inszenierungen, Filme und Aktionen verfolgt auch Schlingensiefs Wagnerei nur ein Ziel. Er will aller Welt mitteilen: Hallo, hier bin ich, ich, der kleine böse Junge mit den seltsamen Einfällen.

Die Plattenfirma nennt Schlingensiefs Auslassungen ein »verbales Crescendo«; seine Wortwallung beginnt mit der Erzählung, wie er, der Sohn eines Apothekers, stundenlang mit »Tannhäuser«, »Ring« und »Rienzi« beschallt wurde. Bei Wagner, berichtet Schlingensief, müsse er heute noch an Rindfleisch mit scharfem Senf und sauer eingelegtes Gemüse denken. Denn das gab's bei den Schlingensiefs nach einem ordentlichen Wagner-Sonntagmorgen zum Mittagessen. »Auf meiner Deutschlandsuche 1999 haben wir stink-normale Salami mit Wagnermusik beschallt und die Zuschauer probieren lassen. Und siehe da, alle sprachen von einem neuartigen Geschmack. Die beschallte Wurst schmeckt anders als die unbeschallte.«

Schlingensief berichtet, daß sein Vater den Komponisten Wagner für »absolut macht-, geld- und sexgeil« gehalten habe, und diese wortgewaltige Charakterisierung hat bei dem Sohn wohl großen Eindruck gemacht: »Und ich nahm meinen Vater beim Wort und verstand, daß alles, was ich ab sofort zu tun hatte, nur einen Sinn hatte, nämlich: ZU LEBEN!« Ich, hallo, hier bin ich, ich, guckt mal alle hin: Wo ich bin, ist was los!

Klarer Fall von Vaterkomplex. Der Patient wird zeitlebens den Clown spielen. Solche Leute sind in der Popkultur gefragt.

Diedrich Diederichsen trifft Arnold Schönberg

Der Autor, der für die »Trifft«-Reihe so schreibt wie für ein poptheoretisches Sektenblatt, fragt in seinem Beitrag, ob Schönberg der »Jugend von heute« etwas zu sagen habe. Auf den ersten Blick wenig, meint er, denn Schönberg stehe für eine untergegangene musikalische Welt. Zum einen gehe es heutzutage weniger um den gedanklichen Zusammenhalt der Komposition, sondern eher um die »kulturelle Legierung« eines Stücks, eine Referenz, die vor allem durch ihren sozialen Gebrauch definiert werde. Zum anderen habe sich jene andere Linie der Moderne durchgesetzt, die bei Debussy und dessen Naturimitationen angefangen habe und die über Messiaen, Ligeti bis zur Ambient- und Minimal-Techno-Musik der Gegenwart reiche.

»Es lohnt sich aber auch«, schreibt Diederichsen, »in dem Immanenzbegehren von Techno entfernte, sicher sehr entfernte Verwandte jener Negativität zu erkennen, die in der Tradition kritischer Theorie mit der Musik Schönbergs und der zweiten Wiener Schule in Verbindung gebracht wird.« Leider muß er seinen zwar völlig abwegigen, aber sympathischen Gedanken mit der Erklärung kaputtmachen, sein Beitrag sei weniger als »Porträt eines Künstlers« sondern vielmehr als Fußnote »zum aktuellen Musikdiskurs« zu verstehen. Iris Berben wäre Diederichsens Aufsatz bestimmt ein Greuel; das spricht für den Autor. Und wenn man's ernsthaft bedenkt, dann paßt er auch gar nicht in die »Trifft«-Reihe. Ein Held der Popkultur ist er jedenfalls nicht. Und für die – wunderbar altväterlich formulierte – »Jugend von heute« ist einer, der selbst bei einem Quatschprojekt wie der »Trifft«-Reihe ein oder zwei subversive Sentenzen unterbringt, wohl ein Vertreter einer untergegangenen Theoretikerwelt.

Benjamin von Stuckrad-Barre trifft Johannes Brahms

Stuckrad-Barre hat sich den Brahms ausgesucht, und beim Schreiben seiner Beiheft-Geschichte hat er wohl bemerkt, was für ein Aufschneider er ist. Nun kokettiert er mit seinem schlechten Gewissen. Von seinem »amateurhaften Hundertstelwissen« schwadroniert er und entschuldigt sich zigmal: »Verzeihen Sie den laienhaften Zugang«, »Ich möchte Sie nicht langweilen.«

Doch all die Entschuldigungen sind einen Dreck wert, denn Stuckrad-Barre, der Mann mit den vielen Minderwertigkeitskomplexen, schreibt und schreibt den längsten Booklet-Artikel der »Trifft«-Serie, und kaum ein Absatz

kommt ohne schmierige Selbstkritik aus: »In diesem Text steht öfter das Wort ich als das Wort Brahms, ja nun; würde ich Ihnen einen Achtung-Klassik!-Crashkurs zumuten an dieser Stelle, es wäre ja vollkommen lächerlich, und wer die Reihe ohnehin lächerlich findet, soll das tun, ich habe gern zugesagt, da ich auf diese Weise Gelegenheit und Zwang hatte, mich mit meinem Lieblingskomponisten einige Monate intensiv und im Diskurs mit Fachleuten auseinanderzusetzen. Sowas ist unbezahlbar, folglich ist auch das Honorar eher symbolisch.«

So schizophren sein Geschreibe, so eigenwillig ist auch seine Seelenhygiene, deren Motto lautet: Zu allem sorry sagen, um immer weiter das Arschloch spielen zu können.

Dieter Wedel trifft Wolfgang Amadeus Mozart

Der Regisseur kennt die feinen Unterschiede: »Es gibt gute Schauspieler und große Schauspieler. Gute Maler und große – man kann nicht besser malen als Vermeer, aber Goya war größer. Man kann nicht besser komponieren als Carl Maria von Weber, aber Mozart war größer.« Man kann in diesem Lande keine besseren Filme machen als Rainer Werner Fassbinder, aber Wedel ist größer. Das richtige Vorbild hat Herr Großkotz: »Mozarts Kompositionen besitzen diese phantastische Leichtigkeit, ohne jemals flach zu sein. Das wollte ich immer auf meine Arbeit – das Filmemachen – übertragen. Insofern ist Mozart schon eine Art unerreichtes Vorbild.«

Einmal hat Wedel versucht, einen »Don Giovanni« zu inszenieren. Das sei ihm nicht gelungen, sagt er, denn kein Regisseur könne die Musik adäquat auf der Bühne darstellen: »Die Musik ist einfach überlegen.« Doch auch Erkenntnis schützt vor weiteren Torheiten nicht: »Don Giovanni würde ich schon wahnsinnig gerne mal wieder inszenieren. Es gibt einfach bestimmte Stücke, die für einen Regisseur eine ewige Herausforderung sind. Genauso wie es die Kräfte übersteigt, sechs Spielfilme gleichzeitig zu inszenieren – wie ich es gerade bei der ›Affäre Semmeling‹ mache. Eigentlich unmöglich ...«

Aber der Wedel hat das »eigentlich Unmögliche« geschafft, sechs Spielfilme gleichzeitig, kein Problem, ein Berserker eben; nicht nur ein guter, ein großer Regisseur. Was aber ist zu tun, wenn mal wieder kein Schwein guckt?

Alle »Trifft«-CDs sind bei der Deutschen Grammophon erschienen.

Carsten Otte schrieb in KONKRET 10/01 über die Salzburger Festspiele

Konkret 05/02, S. 70

Martin B□ sser

Melodie & Rh□ thmus

Various Artists: Heav□ Hitters □ Time 2 Jack Disko B/Efa

Chisel Records ist zur Anlaufstelle für lupenreinen Technohouse aus Chicago und Detroit geworden. In Deutschland kooperiert das Label nun mit Disko B, die mit »Heavy Hitters« eine erste Compilation herausgebracht haben, einen Überblick, von dem es im Beiheft heißt: »Tha music speaks for itself«. Die Wortlosigkeit ist programmatisch: Tanzen, nicht schwafeln. Dennoch: Ein bißchen mehr Information über die einzelnen Künstler und die Zusammenhänge, aus denen sie stammen, hätte man sich dann doch in Form von Liner Notes gewünscht, auch wenn es ziemlich konservativ klingt, im Kontext von Technohouse so etwas zu erwarten. So aber bleibt zum Beispiel nur Spezialisten unverborgen, daß sich hinter dem Namen Aphrohead ein Klassiker des Genres, Felix Da Housecat, verbirgt. Klassisch sind Musik und Aufmachung von »Heavy Hitters« allemal, genauer gesagt bewußt »old school«, auf pumpenden House getrimmt, dessen Fröhlichkeit wiederum eine sommerlich urbane Stimmung beschwört, die auf ihre Weise mit dem korrespondiert, was »Motown« einst für Soul geleistet hatte.

Mag sein, daß Außenstehende zwischen dieser komprimierten, treibenden und durchweg Optimismus verbreitenden Compilation und den omnipräsenten Ballermann-Sommerhits im Viervierteltakt keinen großen Unterschied erkennen können. Aber den gibt es! Und der ist so enorm groß wie der Unterschied zwischen ... na ja, zum Beispiel Miles Davis und James Last. Die Künstler auf »Heavy Hitters« (u.a. Norm Talley, Solid Gold Playaz, L. A. Williams, Ghetto Godfathers und Waxmaster) knüpfen an den puristischen Housestil der Achtziger und frühen Neunziger an, der wiederum durch und durch von Funk und Soul inspiriert war. Noch so mancher »Heavy Hitters«-Track klingt wie eine hochgepitchte Variante von Sly Stone unter Entfernung von Gitarren und Vocals. Gegenüber schrottigem Techno mit permanent nervenden »Di-Di-Di«-Melodielinien bedeutet dies: Komplexität dank Reduktion, also Mißtrauen gegenüber jeglicher Form von Ornament. Genau das, was Miles Davis während seiner Frühsiebziger-Fusion-Phase innerhalb des Jazz geleistet hat.

»Tha music speaks for itself«: Es ist durchaus möglich, eine große Analyse darüber zu beginnen, wie hier ein halbes Jahrhundert »black music« zu einer avantgardistisch verdichteten Form gefunden hat, in der eine Fülle von Einflüssen auf ein minimales Gerüst reduziert wurde, das zugleich die ganze lange Geschichte mitsamt ihren Emotionen zu transportieren versteht. Es ist aber auch möglich, auf jeglichen Paratext zu verzichten und mit den Klappentextworten der CD einfach nur auszurufen: »Hammer out!!« Jeglicher Versuch, beschreiben zu wollen, wie heiß es klingen kann, wenn ein Pianosample nur aus dem Wechsel zwischen zwei Tasten besteht, nimmt sich auf dem Papier sowieso albern aus.

Konkret 05/02, S. 70

Michael Rudolf

Melodie & Rhythmus

Melodie & Rhythmus. Bilder aus 20 Jahren DDR-Rock. Fotografien von Herbert Schulze. Schwarzkopf & Schwarzkopf, 240 Seiten, 25,90 Euro

Für die ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit Rockmusik in niveauvoller Qualität ließ der erste Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden vieles unversucht. An einer vorderen Stelle dieser fehlenden Bemühungen stand die publizistische Aufbereitung jugendkultureller Phänomene in Gestalt des Monatsblattes »Melodie & Rhythmus«, in dem es zwar tatsächlich um Melodien und Rhythmen ging, nicht jedoch in erster Linie um die von einem erheblichen Teil der DDR-Jugend heißbegehrten internationalen. Das war alles streng quotiert. Und den Käufer interessierte bald mehr die Frage, wann man denn auf Toilettenpapier zu drucken begänne. Selbst ich hielt die textunterstützenden Abbildungen darin früher oft für gemalt. Das mag an mir gelegen haben, vielleicht aber doch am Papier oder an den zum Teil abenteuerlichen Retouchen. Stichwort Mundgemaltes mit dicken Filzstiften. Vielen Konsumenten kam die niveauvolle Rockmusik der DDR ähnlich tapsig vor.

Herbert Schulzes opulenter Sammelband mit einer Fülle feinster Arbeiten jedenfalls speist sich in erheblichem Maß aus dem Fundus der für diese Zeitschrift angefertigten Bilder. Und erst jetzt, auf richtigem Papier, sieht man auf einmal, daß das alles Fotos gewesen sein sollen. Gute sogar, sehr gute. Eigenartige Bandnamen krabbeln beim Blättern auf einmal aus längst verschüttet geglaubten Regionen des Gedächtnisses empor: Fritzens Dampfer Band, Engerling, Datzu, Reggae Play. Oder Die Skeptiker. Bunte Vögel, die damals durch die Bank »Unterhaltungskünstler« hießen, werden genauso dokumentiert wie die »Vorzeigerocker« Silly, City oder Pankow. Oder die unsäglichen Puhdys. Nicht zu vergessen »die längst Vergessenen, von denen kaum der Name blieb, und die zahllosen DDR-Stars, die in den Westen gingen und dann hinter der Mauer verschwunden blieben« (Vorwort). Plattencover, Autogrammpostkarten, Live, Backstage – Momente einer fremden Zeit. Zu den meisten Fotos steht daher ein erhellender Kurztext geschrieben. Der Unterhaltungskünstler J. etwa, vormals als Jens Müller Trommler bei der Band die anderen, bekommt es noch heute vorgehalten, einem westlichen Scheinimpressario auf den Leim gegangen zu sein. Logischerweise auch von Herbert Schulze. Nun ja, das Sammelgebiet DDR ist abgeschlossen, wie es dieser Tage häufig heißt. Sehr groß war es nicht. Und auch nicht gerade großmütig in vieler Hinsicht, eher schnell beleidigt. Das würde wenigstens erklären, warum einem DDR-Bildbände immer wie Familienalben vorkommen. Aber gerade so was kuckt man sich ja am liebsten an.

Konkret 05/02, S. 70

Michael Saager

Melodie & Rhythmus

Parole Trixi: Die Definition von Süß. What's So Funny About/Indigo

Warnende Aufklärungsarbeit über die Hamburger Band Parole Trixi und ihr Debüt »Die Definition von Süß« hält der Verfasser des Infozettels für angebracht. Gleich im ersten Satz heißt es: »Parole Trixi polarisieren.« Was in etwa meint: Viele werden diese ruppige, disharmonische Sorte Rock/Noise/Punk-Musik scheiße finden. Nur stört das Elmar Günther (Schlagzeug), Christine Schulz (Gitarre), Cordula Dietz (Baß) und Sandra Grether (Gesang/Gitarre) herzlich wenig.

Tatsächlich rückt einem das Album eine knappe Stunde lang ziemlich dicht auf den Pelz, was nicht unbedingt angenehm ist. Gitarren jaulen um die Wette wie ein Rudel angeschossener Wölfe. Den ohnehin seltenen Hausfrieden in Form hymnisch-dahinschwebender Momente zersingt Sandra Grether regelmäßig zu Staub. Wenn sie die Worte durch die Membranen der Lautsprecher auf den Wohnzimmerteppich ihrer Zuhörer spuckt, kann sie es ohne weiteres mit der penetranten Verächtlichkeit Courtney Loves aufnehmen. Es gibt, in anderen Worten, tatsächlich eine Reihe vernünftiger Gründe, irgendwann die Stopptaste zu drücken und statt dessen eine Blumenwiese mit freundlich dahinschwirrenden Insekten aufzusuchen – zwecks Kompensation.

Jedoch, die akustische Quälerei ist niemals nur Selbstzweck und schon gar kein Versehen. Denn Parole Trixi zielen auf die produktive Verstörung des Zuhörers und wollen sich auf diesem Wege auch einer allzu leichten Vereinnahmung durch den Markt entgegenstellen. Außerdem wird Grethers Wut über eine hohle Welt im Dauerzugriff der Ökonomie in dieser dreckigen Soundumgebung viel besser »sichtbar«. Sie singt über den naiven Glauben an das »Gute« in Konzernen, idiotische Plastikparadiese, von der verborgenen Machtfülle in angeblich emanzipierten Heterobeziehungen oder vom falschen, verschwendeten Leben an sich. Im Titelsong heißt es: »Und sie sagt: Ich hab das Gefühl, ich kann nur, kann nur, kann nur, kann nur reagieren, nicht agieren.« Schon möglich.

Konkret 05/02, S. 71

Alexander Kasbohm

Platte des Monats

Bryan Ferry: Frantic. Virgin

Er ist der blutarme Vampir im guten Anzug, an dem das Klischee »Dandy« klebt wie der Begriff »Chamäleon« an David Bowie. Doch eigentlich war Bryan Ferry nie der Playboy, für den er gehalten wurde, sondern immer der weltbeste Dandydarsteller. Er wußte, daß Pop Simulation ist und nicht Authentizität. Mit seiner neuen Platte »Frantic« scheint die Darstellung etwas in den Hintergrund zu rücken und echter Gelassenheit Platz zu machen. Das Resultat klingt nicht gerade weltbewegend, ist aber konsequent.

Doch fangen wir vorne an. In den Anfangstagen seiner Band Roxy Music vor 30 Jahren. Sie waren Comic Rock 'n' Roller mit überdimensionalen Tollen, Tigerfelljacken und Lidschatten, Aliens deren Erdbewohnerbild von B-Movies und Dokumentationen farbenprächtiger tropischer Vögel geprägt schien. Es wird wohl für immer ein Rätsel bleiben, wer sie – woher und warum – 1972 auf diesen Planeten gebeamt hat. In diese von spießigen Eurovisionsmelodien geprägte betuliche Welt, im Jahre zwei vor Abba. Sie müssen einsam gewesen sein. Während ihre Zeitgenossen sich in unendlich selbstgefälligen Progrock-Daddeleien verloren, spielten Roxy Music eine Musik, die radikal, frei und andersartig war.

Selbst fünf Jahre später, 1977, war die Welt noch nicht bereit. »Editions of You«, ein Titel ihres 73er Albums »For Your Pleasure« sollte damals als Single die erste Best-of-Kopplung promoten. Das Stück war kompletter Irrsinn: Musik und Gesang ein infernalisches Stakkato, der Text eine Aneinanderreihung von hohlsten Phrasen des Kalibers »Lerne aus deinen Fehlern«, »Wie gewonnen, so zerronnen« etc. und der programmatischen Zeile »Crazy music drives you insane«. Selbst in diesem – durch Punk auf einiges vorbereiteten – Umfeld wirkten sie noch wie Botschafter aus einer Welt überlegenen Wissens. Auch als 25 Jahre später Whirlpool Productions ihren Titel »Crazy Mu-sic« vollständig aus »Editions of You«-Samples aufbauten, war es immer noch genau das – Crazy Music.

Ihre Inspirationen zog die Band zu einem wesentlichen Teil aus nichtmuskalischen Quellen wie Mode, Film und Kunst. Roxy Music waren die definitiv europäische Parallelband zu Velvet Underground. Angetrieben von zwei Besessenen, die in unterschiedliche Richtungen zogen und dadurch einen Sprung durch die Zeit machten, der ebenso unerklärlich bleiben wird wie ihr Auftauchen. Das ist physikalisch nicht korrekt, aber so war's. Ferry hatte seine verzerrte Vision von Pop, Soul und den Beatles, und Brian Eno kannte damals nur ein Ziel: schreddern. Er zerpflückte Songs und setzte die Einzelteile vollkommen anders wieder zusammen. Aus dem Gegeneinander der beiden entstand etwas Neues, das auf den Ersthörer auch dreißig Jahre nach der Entstehung noch verstörend wirken muß. Roxy Music streuten eine Aliensaat, die sich bis heute in unserer Atmosphäre befindet und immer noch Wurzeln in den Gehirnen junger Menschen schlägt, deren Wahrnehmung sie grundlegend verändert. Eno sagte einmal über Velvet Underground, daß sie zwar nur wenige Platten verkauften, aber jeder, der sie gehört hat, eine Band gründete. Das war bei Roxy nicht anders. Doch länger als zwei Alben hielten es Bryan und Brian nicht miteinander aus. Sobald das andere große Ego aus der Band raus war, wurde Ferry lockerer, ließ zu, daß sich andere Bandmitglieder an den Kompositionen beteiligten, und die Musik verlor das Überspannte und Verdrehte. 1982 war die Metamorphose zu den Salonlöwen des Mainstream perfekt. »Avalon« war die Geburt der bis heute besten Inszenierung von Eleganz im Pop.

Das Album bildete den Blueprint für Ferrys Nach-Roxy-Karriere. Zwanzig Jahre lang blieb die Formel unangetastet, bei leichten Akzentverschiebungen. Dieses angenehm konservative Beharren half ihm, selbst die achtziger Jahre ohne größere optische oder akustische Stilkatastrophen zu überstehen.

Bryan Ferry, der bei der Arbeit in einer Band immer laut »Ich, ich, ich!!!« schrie, nahm sich bei seinen Soloprojekten zurück und ging bereitwillig auf Vorschläge anderer ein. Seine späten Soloalben klingen durchweg ausgeglichen. Doch zu kreativen Höchstleistungen gelangt er durch den Zusammenprall mit einem anderen gleichstarken Ego, an dem er sich reiben kann, das seinen Ehrgeiz kitzelt, das ihn »Ich, ich, ich!!!« rufen läßt. Läßt man ihn alleine herumfrickeln, kann es passieren, daß er Zeit und vor allem Geld vergißt und sein Apartment in New York verkaufen muß, um überhaupt weiterarbeiten zu können. Er ist ein Perfektionist, der verdammt lange an einem einzigen Ton rumbasteln kann. Und wie viele Perfektionisten verliert er vor Detailversessenheit bisweilen das Ziel aus den Augen. Als es bei den Aufnahmen zu »Frantic« hakte, nahm Ferry »As Time Goes By«, ein Album mit Standards der Zwanziger und Dreißiger in originalgetreuer Instrumentierung auf. Nachdem er zwanzig Jahre lang das »Avalon«-Schema variiert hat, lag in diesem klassizistischen Album eine Radikalität, mit der niemand mehr gerechnet hatte. Auf »Frantic« stehen nun eigene Songs neben Coverversionen von unter anderem Don Nix oder Bob Dylan. Die zwei Dylan-Interpretationen klingen derart gelöst, daß man eher an Freizeitkleidung als an Smoking denkt. Passend dazu grinst Ferry vom Cover der ersten Single »It's All Over Now (Baby Blue)« mit zusammengekniffenen Augen und einer Zigarette im Mund herunter. Lachen war für Ferry eigentlich immer out of character. Die Titel auf »Frantic« klingen sehr unterschiedlich, manchmal scheint es, als seien sie

nur zufällig auf ein und demselben Album. (Was durchaus so sein kann. Die acht Jahre, die seit dem letzten Album mit Originalmaterial vergangen sind, ließen genug Zeit für eine Handvoll Platten.) Bei dem sehr ruhigen »San Simeon« läuft fast alles zusammen, bei manchen anderen Stücken ist die Produktion ein wenig abgeschmackt, zu viel Hall, unschön fette Gitarren. Doch selbst wenn einige Sounds klingen, als hätte er nicht mehr den ganz engen Kontakt zur Basis, ist das okay. In seinem Alter hat man hoffentlich Besseres vor, als sich die Laune mit Radiohören zu verderben. Das wäre würdelos. Und genau da unterscheidet Ferry sich von anderen seiner Generation. Er weiß, daß er nicht mehr zwanzig ist. Das verführerische Crooning ist in manchen Momenten zu einem heiseren, quäkigen Krächzen geworden. Doch genau diese seltsam brüchig gewordene Stimme, der man das Alter anhört, ist die Stärke von »Frantic«, weil sie nackt und trocken im Vordergrund steht. Das Coming-out eines älteren Herren.

Ferry weiß, daß er nicht mehr originell oder spektakulär sein muß. Ein Mann von fast sechzig sollte sich auch nicht mehr gebärden wie ein junger Rebell. Die Alternative heißt nicht Vergreisung, sondern Gelassenheit.

Ferrys Karriere neigt sich langsam schon rein physisch bedingt dem Ende zu. Er sagte kürzlich in einem Interview, er habe viele Ideen und hoffe schnell genug zu sein, sie noch alle zu verwirklichen. Das klingt hart, aber auch in einem positiven Sinne desillusioniert. Das mag der Moment sein, in dem man auch keine Inszenierung mehr braucht.

Konkret 05/02, S. 72

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Nie ist man in **der** glücklichen **Lage**

Glück zu empfinden in der Niederlage

Unter diesem dem Schaum des fünftgebornen Biers entstiegenen zichoriebittern Zeilenzwickl galt es am Frühnachmittag Ende März die Briefbotschaft der Herren Dr. Ferrucio Delle Cave (Leiter des Kreises Südtiroler AutorInnen) und Reinhard Schölzhorn (Präsident der Kurverwaltung Meran) zu begraben, in welcher es hieß:

Sehr geehrter Teilnehmer am Lyrikpreis Meran 2002, über Ihre Beteiligung haben wir uns sehr gefreut, und möchten uns auf diesem Weg bei Ihnen bedanken. Insgesamt gingen 400 Beiträge bei uns ein, wovon 56 wegen formeller Mängel ausgeschieden werden mußten. Die verbleibenden 345 Manuskripte gingen an die Vorjury welche 63 Einsendungen auswählte und an die Jury weitergab. Leider kamen Ihre Texte nicht in diese letzte Auswahl. Wir bedauern sehr, Ihnen keine bessere Nachricht geben zu können, würden uns aber freuen, wenn Sie sich an der nächsten Ausschreibung wieder beteiligen würden.

Vorzulegen waren bis 16. November 2001 *zehn unveröffentlichte Gedichte in siebenfacher Ausführung und mit Kennwort versehen* (das meine war / Novembruar).

»Wenn Sie Ihre KSK-Rente noch erleben wollen, dann sollten Sie sprachlich schleunigst kürzertreten«, hatte mir der Arzt, den ich am 14. November wegen akuter poriomanischer Beschwerden aufsuchen mußte, eindringlich aufgetragen. Egal. Ich hackte die zehn Dinger (die ich auf dem angloamerikanischen und australischen Lyrics-Markt als »The firstpriced Merano Ten« vertreiben zu können erhoffte) in der Nacht zum Deadlinetag körperraubbaukataraktisch runter – als ob es kein schlechtes Gewissen geschweige kein Morgen gäb.

*

Stimmts!?

Wir alle kommen nackt zur Welt
Die Ankunft quengelig preisend
Doch dann kommt gleich das Taschengeld
Die weitern Wege weisend

*

Für Galtür (notabene)

Lieber begraben unter einem Brett aus Schnee
Als unter dem Klangflor von André Rieu

*

Siehste!

All dieses süße Werden
Und all dieses bittre Vergehn
Kann ich mit der neuen Brille
Von Fielmann viel besser sehn

*

Sicherheitsnadel

Der Abendstern
Die Dame und
Das Hündchen
Alle fühlen sich sicher
Wenn der Kontaktbereichsbeamte
POM Karl-Heinz Nadel
Mit seiner lächelnden Mütze ums Eck schiebt

*

Hört hört!

Ihr Männer auf allen Kontinenten:
Der Scheinwerfer Sexualität
Der strahlt nicht nur auf ihr Männer
Dann wenn euch einer steht
Nein – Sexualität kommt auch zustande
In der Verweigerung des Pflückens einer Rose
Oder im Nichtverzehr von Bier aus
Flasche oder Dose

*

Die Voraussetzung

Erst
Geld
Wenn du dich der Erkenntnis unterjocht
hast
Daß du nicht die Nummer Eins bist auf der Welt
Werden wir, der Mensch, dich, dem verlornen
Sohn gleich, in die Arme nehmen und ein Spar-
Schwein schlachten honoris causa, und Knödel
Und Blaukraut auffahren hiezu und Bier, und
Alles, was du je verbrochen hast an uns, dem
Mensch, dir, und zwar in einem Aufwasch, verzeihn

*

Unerschöpflich

Ist, scheints, Imperialismus, deine
Minderheitenintegrationskapazität
Heißen doch deine fabrikneuen Flugzeug-
Träger »Ethel Rosenberg« und »Sacco und Vanzetti«

*

Hier spricht der Sozialarbeiter im Villenviertel

Statt euch beim nächtlichen Suicidspeedduellieren
Mit dem dem Gewahrsam des Vaters unerlaubt
Entlehnten Porsche zu entleiben
Unterm Wespennest auszuharrn um die Wette
Mit honigbestrichener Zunge, herausgestrecketer
Die, Jeunesse dorée, dünkt von beiden Proben
Auf den Mut mich die weitaus gescheitere

*

Religion? Ah, gäh weida (Ein Lesevortrag für Hörer)

Die Tochter bedarf der Liebe des Vaters
Der Aufklärung durch die Mutter bedarf der Sohn
Doch keiner der eben Genannten
Bedarf hiebei der Religion

Der Bettler braucht das Mitleid
Der König braucht den Thron
Doch brauchen auch diese zwei Süßen
Nicht die Bohne von Religion

Drei Dinge braucht Weans Wäschermadl
A Wäsch A Wossa und Persü
Aber eine Religion die braucht es gewiß nicht
Weil die hilft beim Waschen net vü

Religion ist grad so goutabel
Wie Herpeskutteln in Tran
Respektive das Zelten auf der
Überholspur der Geisterbahn

Was der Mensch braucht ist keine Religion nicht
Mit Gott und Messias und Profet
Was der Mensch braucht das ist eine Eisenbahn

Die wo pünktlich fährt statt mit Verspät

Was der Mensch braucht sind niedrigere Preise
Gekoppelt an höheren Lohn
Und keine metaphysische Meise
A la Religion

Lob des ergiebigen Waldfruchtjahres

Ein Wildpilzjahr war dies wie keins eins war
Der Wildpilz stand in Forsts Ringsum in einer Summe
So üppig wie auf Helgoeilands Felsvorsprung
Der Clan der Lumme
Sowie so deppert wie im Kosmos Kurtchen Kackarsch
Der Barbar

*

Wir möchten Sie, sollte Ihnen das zeitlich möglich sein, trotzdem ganz herzlich einladen zu den Lyriktagen nach Meran zu kommen, um an den öffentlichen Lesungen durch Zuhören und Mitdiskutieren teilzunehmen. Oder aber, Sie genießen ganz einfach Meran und seine Umgebung. Quartierwünsche werden gerne über die Kurverwaltung erfüllt. Mit freundlichen Grüßen und den besten Wünschen für Ihr literarisches Schaffen ... Dr. C., Reinhard Sch.

Als Dichter von euch kalt entmündigt
Als Tourist von euch heiß begehrt
Diese Doppelmoral, ihr Meraner
Ist mir ein heiliges Nichtmitmir! wert

Konkret 05/02, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Wenn der Präsident der US-Notenbank eine Erklärung abgibt, lauschen die Wirtschaftsredakteure der »Frankfurter Allgemeinen« wie die Jünger auf die letzten Worte vom Kreuz und sagen es andächtig weiter:

Greenspan verkündet das Ende der Rezession.

Verkündet? Warum nicht: verkündigt? Gar: verkündiget?

Das Fernsehen hat Lenins »Wer wen?« verfilmt, mit Jörg Wontorra in der Hauptrolle:

Hani Ramzi ist beileibe nicht das Opfer, sondern die sexuell belästigte Frau.

Und der 1. FC Kaiserslautern hat die sexuell belästigte Frau als Libero verpflichtet. Es geht zu auf der Welt!

Es geht zu auf der Welt:

Das Vertrauen der amerikanischen Katholiken in ihre Kirche wird gegenwärtig auf eine harte Probe gestellt. Fast täglich gibt es Berichte über katholische Geistliche, die verdächtigt werden, sich an Minderjährigen vergangen zu haben, sowie über ranghohe Kirchenvertreter, die solche Fälle verschwiegen haben sollen. Von der Ostküste bis zur Westküste gibt es zivilrechtliche Klagen gegen katholische Priester, Bischöfe und selbst den Vatikan. Amerikanische Staatsanwälte fordern von den Diözesen Akten und Listen mit Namen von Verdächtigen.

In Billy Wilders »Some like it hot« versammelt sich die Bande von Gamaschen-Charly zu einem Bankett als »Freunde der italienischen Oper«. Die amerikanischen Freunde des Kinderfickens haben Wilders Spieß herumgedreht. Sie nennen ihre Bande »Katholische Kirche«.

Donnerstag, 11. April, 20 Uhr, Nachrichten der »Tagesschau«:

In Ramallah wurde heute wenigstens für einige Stunden die Ausgangssperre aufgehoben ...

Der Fall ist peripher, Kleinkram, nicht der Rede wert. Es ist eben nur so, daß eine Nachricht von dem Vorgang hätte lauten müssen:

In Ramallah wurde heute für einige Stunden die Ausgangssperre aufgehoben ...

Das Wörtchen »wenigstens« hat genügt, aus der Nachricht eine Meinung, aus dem Faktum eine Botschaft zu machen. Und aus der Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands den Soldatensender Ramallah. Aber das war sie schon.

Vor einiger Zeit hatten sich einige vorzügliche Köche, unter ihnen der nette Vincent Klink, zu einem »Kochen gegen rechts« verabredet. In einigen Restaurants soll es, des Andrangs wegen, zu einem »Aufs Essen warten gegen rechts« gekommen sein. (Und nur weil Biolek nicht dabei war, mußte das anschließende »Göbeln gegen rechts« ausfallen.) Der »Gerlinger Anzeiger« vom 4. April zeigt nun an, daß in dem trostlosen Kaff in 14 Kilometern Entfernung von Klinks Stuttgarter Wielandshöhe die örtliche »Kolping-Familie« sich von der Idee hat anstecken lassen:

Auf geht's zum Maultaschenessen für einen guten Zweck, am Sonntag im St. Andreas Saal.

Mal was andreas. Maultaschen sind je nachdem. Sie wurden erfunden, um die Fleisch- und Gemüsereste, die das letzte Wochenende in der Küche hinterlassen hat, durchgedreht, gut gewürzt und mit Nudelteig umhüllt, noch einmal auf den Tisch zu bringen. Was aber wird der gute Zweck der Kolping-Familie sein? Maultaschenessen gegen die Empfängnisverhütung? Nämlich so lange, bis man (und frau) nicht mehr kann?

1979 hat das Münchner Oberlandesgericht festgestellt, daß »Schriftleiter« ganz besondere, durch gesetzlich geregelte Berufsbestimmung hervorgehobene Mitarbeiter an Zeitungen der NS-Zeit gewesen seien. »Trend – Zeitschrift für soziale Marktwirtschaft«, das Organ des Wirtschaftsrats der CDU, einer Vereinigung von Funktionsträgern, deren Vorgänger einmal den »Freundeskreis des Reichsführers SS« gebildet hatten, führt in seinem Impressum statt einer Chefredaktion eine heute nur in Vertriebenen- und anderen Naziblättern übliche

Schriftleitung

auf. Damit jeder, der Schlechtes dabei denkt, weiß, daß er in diesem Kreis als Schuft beziehungsweise Kommunist gilt.

Erinnern Sie sich an das rassistische Drecksblatt »Super Illu«, das 1992 in der Rubrik »Warum? Politik klipp & klar. Hart nachgefragt« hart nachgefragt hatte:

Jugo-Terror – Was für ein Mensch ist eigentlich der Serbe? »Super Illu« analysiert den Nationalcharakter des Volksstammes, der mitten in Europa so viel Leid und Entsetzen auslöst

Oder an die Illustrierte »Bunte«, die 1994 ein Interview mit Caroline von Monaco, das von dieser nie gegeben worden war, gedruckt hatte, und zwar als »Exklusiv-Interview«. Daß der Verlag vom Bundesgerichtshof deshalb zur Zahlung eines Schmerzensgeldes verurteilt worden war, hatte den Verleger zu dem Ausruf animiert:

Nach diesem Urteil können Journalisten ihre Leser nur noch teilweise informieren.

Nämlich, wie ich damals angemerkt habe, ober- , unter- und hinterteilweise, wie es dieses Verlegers Art seit jeher war und sein wird für alle Zeit. Weil Deutschland aber eine Zivilgesellschaft ist, kommt man dafür nicht in den Knast, sondern:

Der Verleger Dr. Hubert Burda, 62, wird mit dem Großen Bundesverdienstkreuz geehrt. »Sein Name steht

ja, für was? Für Dreck und Lügen? So ähnlich:

für erfolgreiche Strategien und Konzepte bei den Printmedien, ebenso wie bei den elektronischen Medien«, heißt es in der Begründung des Bundespräsidenten. »Allen Produkten gemeinsam ist die journalistische Professionalität, sie sind auf moderne Weise ein bedeutender Impuls für das öffentliche Leben und die geistige Kultur unseres Landes.«

Deren eisernen Bestand Dr. Hubert Burdas Erkenntnisse über »der Serbe und sein Sex« bilden:

Letzter Super Macho Europas (liebt 1. sich, 2. Serbien, 3. seine Mutter, 4. junge Frauen). Liebestaktik: schnell, aber oft.

Dazu paßt das Große Bundesverdienstkreuz, besser noch als das kleine Schwarzersche, das aber die geistige Kultur unseres Landes auch erheblich befruchtet hat. Ich gratuliere. Beiden.

Hat nicht sogar Bert Brecht seine »Schwierigkeiten beim Schreiben« (oder so ähnlich) zugegeben? Was also will die »Süddeutsche Zeitung« von einem Journalisten, den sie als »stil- und pointensicheren Bissinger« hänselt? Gewiß, Bissingers Weg durchs Reich der Sprache ist von eingestürzten Satzbauten und verstolperten Metaphern gesäumt. Aber er hat unter den zahllosen Maulhelden des Achtundsechzigerjahrs sich als einer der ganz wenigen erwiesen, deren Worte, wie falsch geschrieben auch immer, doch keine leeren Worte waren. Wie viele haben nicht geschworen, die Bullen platt wie Stullen zu hauen, und erhöhen heute die Polizeigehälter. Bissinger ist den Rufen »Macht kaputt, was euch kaputt macht!« und »Enteignet Springer!« gefolgt. Nach einem aufwendigen Probelauf bei KONKRET hat er unter dem Vorwand, er

werde ihn mit einer neuen Zeitung namens »Woche« schön, berühmt und noch reicher machen, einen der schlimmsten Verleger reaktionärer, konsumterroristischer und die arbeitenden Massen verblödender Illustrierter in wenigen Jahren um echte 150 Millionen Mark enteignet! Um sage und schreibe 75 Millionen Euro! Bei allen sonstigen Differenzen bezüglich revolutionärer Strategie und Taktik, die wir auch in diesem großen Augenblick nicht leugnen wollen, stehen wir beschämt vor unseres Genossen Kantersieg im Volksbildungskrieg. Mensch Manfred, Rotfront!